

ZB MED - Informationszentrum Lebenswissenschaften

Volkman zu Immenheim

Oettl, Johann Nepomuk

Prag, 1857

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10298075-6



18
1112
12

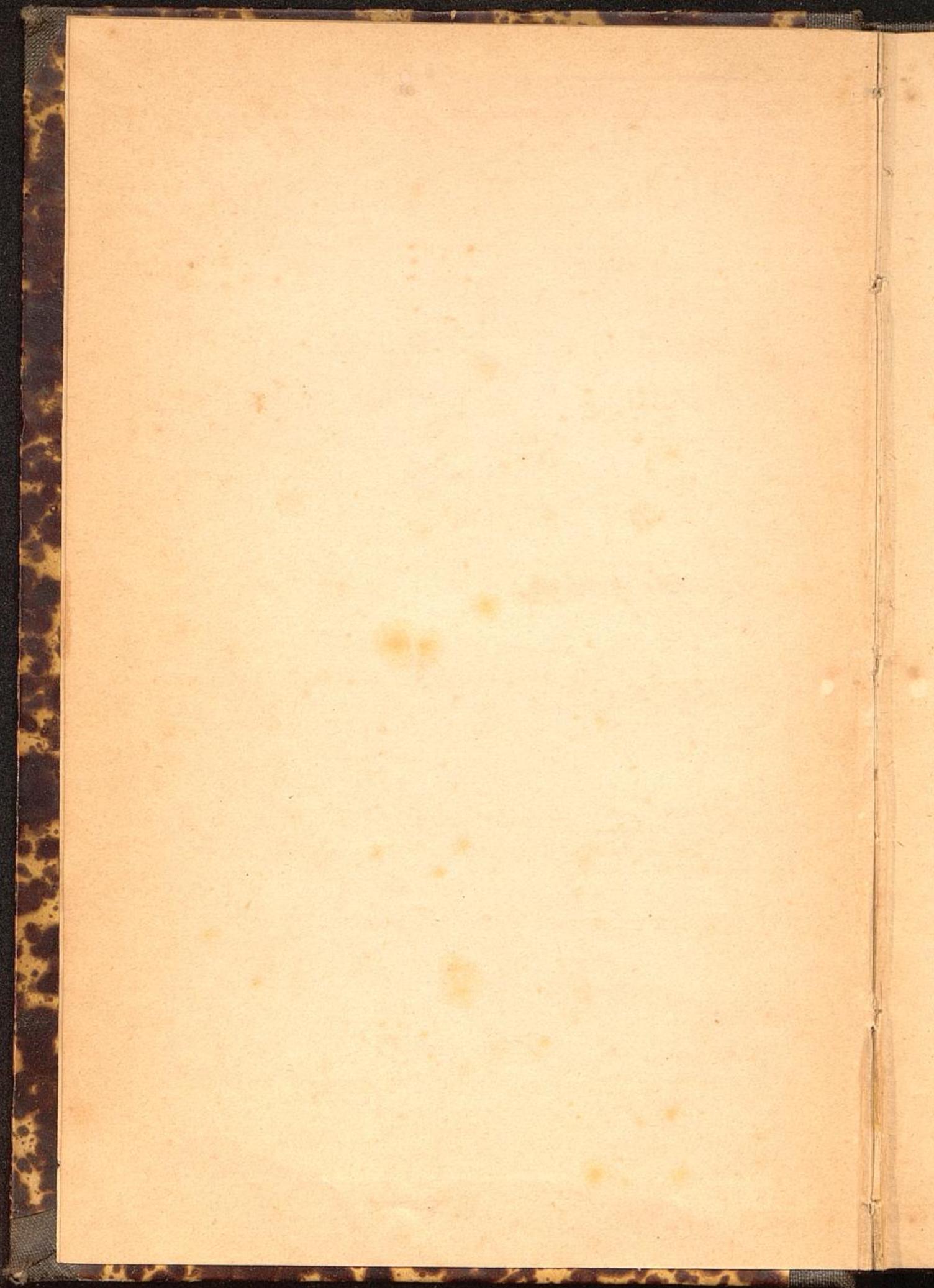
22

BVZ: 1322



648





Latte, J. H. Neg.

Volkmann zu Immenheim.

Ein

Haus- und Lesebuch von den Bienen, voll Belehrung, Erbauung und Kurzweil.

Für Bienenzüchter und Nicht-Bienenzüchter, Bienensfreunde und Bienensfeinde,
insbesondere für geistliche und weltliche Lehrer, für Ältern und die ver-
ständige Jugend.

Vom Verfasser des Buches: „Klaus, der Bienenvater aus Böhmen“.

Mit Gutheißung des Prager Fürst-erzbischöflichen und
des Leitmeritzer bischöflichen Ordinariates.

Herausgegeben von

Johann Maresch,

k. k. Schulrath, Ritter des Franz-Josef-Ordens, bischöfl. Konsistorialrath u. s. w.

Der Ertrag gehört den Lehrerpädagogien in Böhmen.

Prag, 1857.

In Commission der Friedrich Ehrlich'schen Buch- und Kunsthandlung.

Für Auswärtige werden Bestellungen angenommen in der k. k. Muster-
hauptschule in Prag und bei der k. k. Lehrerbildungs-Anstalt in
Leitmeritz.

Preis, ohne Beschränkung der Wohlthätigkeit, 1 fl. C. Mze.

Druck von Carl Bellmann in Prag. 1857.

V o r w o r t.

Durch die Herausgabe des trefflichen Volksbuches „Volkmann von Immenheim“ glaube ich, dessen krankem Verfasser, meinem sehr lieben Freunde, so wie allen jenen, welche eine gesunde Lektüre lieben, einen guten Dienst zu leisten. Seit längerer Zeit ist nämlich, so viel mir bekannt, kein zur Unterhaltung, Belehrung und Hebung des Volkes derart geeignetes Werk bei uns erschienen, wie das vorliegende. Die neuere Literatur hat zwar manches gute Volksbuch aufzuweisen, allein es ist fern von uns in Ländern verfaßt worden, deren Bewohner andere Anschauungen und andere Sitten haben, als wir. Darum ist auch der Inhalt für uns weniger verständlich und minder genießbar.

Unser „Volkmann von Immenheim“ dürfte in Städten und auf dem Lande einer schnellen und weiten Verbreitung sich zu erfreuen haben, um so mehr, als mit der Abnahme zugleich ein Humanitätszweck gefördert wird.

Keinem denkenden Landwirte, keiner Schulbibliothek, keinem Volksschullehrer, ja keinem Familienkreise sollte dieses gute Buch fehlen, das für Jung und Alt genießbar ist und von keinem Leser unbefriedigt aus der Hand gelegt werden wird.

Der Herausgeber.

Historie

Die Geschichte des Reiches des Heiligen Römischen Reiches
von Maximilian I. bis zu Maximilian II. 1550
von Johann Baptist Schönbacher
1791
In Wien bey der Buchhandlung des Johann Baptist Schönbacher
Verlag des Verlegers Johann Baptist Schönbacher
In Wien bey der Buchhandlung des Johann Baptist Schönbacher
Verlag des Verlegers Johann Baptist Schönbacher

Die Geschichte des Reiches des Heiligen Römischen Reiches
von Maximilian I. bis zu Maximilian II. 1550
von Johann Baptist Schönbacher
1791
In Wien bey der Buchhandlung des Johann Baptist Schönbacher
Verlag des Verlegers Johann Baptist Schönbacher

Die Geschichte des Reiches des Heiligen Römischen Reiches
von Maximilian I. bis zu Maximilian II. 1550
von Johann Baptist Schönbacher
1791
In Wien bey der Buchhandlung des Johann Baptist Schönbacher
Verlag des Verlegers Johann Baptist Schönbacher

Die Geschichte des Reiches des Heiligen Römischen Reiches
von Maximilian I. bis zu Maximilian II. 1550
von Johann Baptist Schönbacher
1791
In Wien bey der Buchhandlung des Johann Baptist Schönbacher
Verlag des Verlegers Johann Baptist Schönbacher

Dem hochwürdigen Herrn

Johann Marešch,

k. k. Schulrathe und Inspektor für Reals- und Volksschulen in Böhmen,
u. s. w. u. s. w.

seinem ehemaligen Kollegen im Priesterseminär und seitherigen
treuen Freunde

hochachtungsvoll gewidmet von dem

Verfasser.

Dem hochwichtigen Herrn

Johann Martin

A. J. Schönbach und Partner für alle ihre Geschäfte in Wien
am 1. März 1848

einigen ehrenreichen Stellen im Kaiserthum und
in der Provinz

bestehende in Wien

Wien

Vorrede.

Wieder ein Bienenbuch! — aber doch eins, wie es unter den hundertten, die bestehen, noch keines gibt; — eins für jedermann! sowohl für den Nichtbienenzüchter, als für den Bienenzüchter, für den Bienenfeind, wie für den Bienenfreund; kurz: ein Bienenbuch, das für ein allgemeines Volks- und Hausbuch gelten darf.

Das klingt wohl manchem sonderbar und räthselhaft; darum will ich als Verfasser auch nicht säumen, das Sonderbare zu erklären und das Räthsel zu lösen.

Es liegt dem Buche das Wichtigste aus der Naturgeschichte der Biene zu Grunde; und um diese Grundlage,

oder um den Kern des Ganzen, schlingt sich ein dreifacher Faden, der der Belehrung, Erbauung und Kurzweil.

a) Die Belehrung hat nicht allein die merkwürdigsten Natureigenschaften des Honiginsektes, nach dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft, zum Gegenstande, sondern auch die Anwendung dieser Bieneneigenschaften auf religiöse, sittliche, gesellschaftliche, bürgerliche, häusliche und noch andere Verhältnisse des Menschen und Christen; sie zeigt, wo und in welchem Sinne dieser in ähnlichen Zuständen mit der Biene sich befinde, und was er daher, durch das Beispiel der Biene erinnert, zu thun und zu lassen habe.

Gelegenheitlich gibt diese Belehrung auch manchen wichtigen Wink für die praktische Bienenzucht.

b) Das Erbauliche des Buches wurde zugleich im Punkte a) mit angedeutet und besteht eben in der besonderen Anwendung des Bienenlebens auf das Menschenleben, wobei der katholische Christ, der Staatsbürger, das Gemeinde- und Familienglied und jedermann an die Erfüllung gewisser Pflichten gemahnt, zu göttlichen und sittlichen, bürgerlichen und häuslichen Tugenden ermuntert und vor schädlichen Fehlern, Sünden und Lastern gewarnt wird. Die herrschenden Fehler unserer Zeit finden dabei vorzügliche Berücksichtigung.

c) Das Kurzweilige oder Unterhaltende leuchtet

aus der ganzen Anordnung des Werkes heraus. Schon die Beschreibung der merkwürdigen Bienennatur muß jedem Wissbegierigen, der solche nicht schon anders wo her kennt, angenehm sein, und die so wunderbaren guten Eigenschaften des unvernünftigen Insektes, die selber oft an vernunftbegabten Menschen vermisst werden, müssen jedem, der Sinn hat für Schönes und Gutes, mit Verwunderung und Freude erfüllen. Das Interesse des Ganzen sollen auch eingestreute Erzählungen, Anekdoten, Gedichte, Räthsel, Gleichnisse, geschichtliche und andere Bemerkungen erhöhen, die dazu meistens von den Bienen selber hergenommen sind.

Was ist jedoch der eigentliche Zweck dieses Buches? — Es soll ein neuer und gleichsam ein künstlicher Hebel sein zur Emporbringung der Bienenzucht. Ich will dadurch mehr Bienenkenntnis und Bienenliebe ins Volk bringen und so zur häufigeren Bienenhaltung und besseren Betreibung der Bienenzucht Veranlassung geben; denn mein Urtheil lautet: Wer die Bienen wohl kennt, muß sie lieben; und wer sie liebt, trachtet, wenn es seine anderen Verhältnisse erlauben, solche selber zu halten; und wer sie kennt und liebt und hält, der wird sie auch sorgfältig und zweckmäßig pflegen und züchten. Was das Letztere betrifft, so ist ja gehörige Bienenkenntnis oder Theorie zugleich das Hauptbedingnis einer guten Bienenbehandlung oder Praxis.

Mit dem hier angezeigten Wurfe möchte ich aber auch gern

ein Nebenziel treffen; d. h. ich wünschte mittelst dieser Bienen-
schrift auch ein Scherlein zur Förderung der Religion und Sitt-
lichkeit beizutragen und auf diese Art den Lesern nicht nur in
leiblicher, sondern auch in geistlicher Beziehung nützlich zu werden.
Ob ich es geschickt genug darauf angelegt habe, beide Ziele zu
erreichen, mögen Andere beurtheilen; der gute Wille dazu war
wenigstens vorhanden.

Der Verfasser, wie auch die Hauptperson des Buches, von
welcher es den Namen „Volkmann“ trägt, sind katholische Geist-
liche; darum kann wohl das Buch selbst, seinem Inhalte nach,
kein anderes als ein katholisches sein. Uebrigens enthält es
durchaus nichts, was Andersgläubigen zum Anstoße gereichen
könnte.

Volkmann — damit ich das neue Werk vollständig beschrei-
be — ist ein Seitenstück zu meinem Bienenbuche „Klaus, dem
Bienenwater aus Böhmen.“ Er führt umständlich aus, was dieser
S. 326 (2. Auflage) bloß andeuten konnte, nämlich: daß man
sich an den Bienen sowohl unterhalten als erbauen könne.
Beide streben, obgleich in verschiedener Richtung, das gemein-
schaftliche Hauptziel an: Hebung der Bienenzucht über-
haupt und insbesondere im Vaterlande.

Zur jetzigen Herausgabe dieses Werkes, das schon seit Jahren

vorbereitet lag, bewog mich vornehmlich der hohe Erlass des k. k. Unterrichts = Ministeriums vom 14. Juli 1854, Z. 8036, welcher, die Nützlichkeit der Bienenzucht weise anerkennend, solche den Landschullehrern zur Betreibung anempfiehlt, und in Folge dessen die h. k. k. Statthalterei wie auch die hochw. bischöflichen Konsistorien ein Weiteres angeordnet haben. Diesem hohen Ministerial-Erlasse entspricht nämlich vorliegende Schrift insofern, als sie ihrem Inhalte nach nicht nur wissbegierigen Schullehrern selber Bienenwissenschaft und Bienenliebe beibringen, sondern denselben auch beim religiös-sittlichen und anderseitigen Unterrichte — vorzüglich ihrer vielen Gleichnisse wegen — gute Dienste leisten kann. Eben so kann sie, wenn sie in der Schule bisweilen als Lesebuch oder auch nur als Prämienbuch gebraucht wird, auch die Jugend mit der nützlichen Biene bekannt machen, in den Herzen derselben Bienenliebe erwecken und auf diese Art schon in dem jungen Volke einen Samen austreuen, der für das Ausblühen der Bienenzucht nützliche Früchte trägt.

Und nun, lieber Volkmann! weiß denn jeder, der dieß gelesen hat, wer du bist, was du willst, und wohin du gehst. Diese Vorrede ist gleichsam dein Wanderbuch; ziehe damit fort in die Welt! Gehe, und wirke als Volks- und Hausbuch in christlichen Familien in Städten und Dörfern, als Hilfsbuch beim Unterrichte geistlicher und weltlicher Lehrer, als Lese- und Prämienbuch in den Händen der lieben Jugend. Gottes Segen begleite dich! Mein letzter

Nachruf ist der Wunsch, du mögest aller Orten dieselbe freundliche Aufnahme finden, die auch dein Milchbruder „Klaus“ nicht nur im Vaterlande, sondern auch im Auslande gefunden hat! —

Puschwitz am 12. März 1855.

Johann Nep. Dettl,

Pfarrer zu Puschwitz, bischöfl. Vikariats-Sekretär im Sechsniger Bezirke, wirk. Mitglied der k. k. patr.-ökonom. Gesellschaft in Böhmen, Besitzer der großen goldenen Verdienstmedaille dieser Gesellschaft, Begründer und d. Z. Präsident des Vereines zur Hebung der Bienenzucht Böhmens und korresp. Mitglied der k. k. Landwirtschafts-Gesellschaft in Wien.

Inhalt.

	Seite
Volkmann	1

Erstes Hauptstück.

Volkmanns Glaubenspredigt am Bienenstocke	5
---	---

Zweites Hauptstück.

Volkmanns Sittenlehre von den Bienen	16
--	----

I. Seid wie die Bienen! ehret und liebet wie sie euere Ältern und Vorgesetzten. — Drei Ursachen	17
II. Seid wie die Bienen, ihr Ältern! erziehet die Jugend zu ihrem Berufe mit aller Mühe und Sorgfalt	23
Geistliche Erziehung, worin sie bestehe	27
Wie ein Kaiser als Vater besorgt ist und den Lehrer seiner Kinder ehrt	32
Sprüchwörter über Kinderzucht	33
III. Seid wie die Bienen! haltet auf Frieden in der Familie und auf Gemeindewohl in der Gemeinde	34
Gemeinsinn und Gemeinnützigkeit.	36
Sprüche	40
IV. Seid wie die Bienen! treue Bürger im Staate und wahre Pa- trioten im Vaterlande	41

	Seite
Der Knabe und die Biene, eine Fabel	41
Der Bienenstock ein Staat — ein Sinn= bild der österreichischen Monarchie	41
Patriotismus der Bienen	43
Gewöhnliche Fehler und Sünden gegen das Vaterland	49
V. Seid wie die Bienen! arbeitsam und fleißig in euerem Berufe	54
Höchst merkwürdiger Wabenbau	60
Die Biene und die Henne — eine Fabel	64
Arbeit ist des Menschen Pflicht	65
Lohn der Arbeitsamkeit und Strafe des Müßiggangs — Gedicht	67
Misbrauch der Arbeitsamkeit	69
„Du sollst den Sonn- und Feiertag hei= ligen“ — eine Bienengeschichte	72
VI. Seid wie die Bienen! haushälterisch und sparsam	80
Ein Wegweiser zur Sparsamkeit	84
Eine Geschichte sammt einem Rechen= Exempel	90
VII. Seid wie die Bienen! — Liebhaber der Jungfräulichkeit und Keuschheit	93
Eine Anekdote von einer bischöflichen Bi= sitazion	95
Mittel, die giftige Schlange der Unkeusch= heit zu zertreten	101
VIII. Seid wie die Bienen! reinlich und ordnungsliebend	103
Die Biene und die Bremse — eine Fabel	103
Erzählungen: 1. die weißen Hemd-Armel	109
2. Der Krebsgang	113
IX. Seid wie die Bienen! vorsichtig und klug	118
Die Biene auf dem Schnee — eine Fabel	118
Das Wort und Beispiel Jesu	127

Drittes Hauptstück.

Volkmanns Vefestück über Irrthum, Vorurtheil und Aberglauben bei der Bienenzucht	129
I. Lehrreich, der Gutsherr zu Eichenhal	130
II. Die Bienenstiftung	134
III. Der angebotene Kauffschilling	137

	Seite
IV. Der Petruschwarm und das fromme Märchen vom rothen Klee	141
V. Das Unglück in der Kirmesnacht	148
VI. Das falsche Sprüchlein: „Bienen, Schaf' und Teich' u. s. w.	157
VII. Der entflozene Bienenschwarm	173
VIII. Eine Räubergeschichte. — Mit einem Gutachten darüber . .	183
IX. Der Todesfall eines Bienenvaters	197
X. Der gute Erfolg (Schluss)	203

Viertes Hauptstück.

Volkmanns fernere Leseunterhaltungen von den
Bienen — im Winterstübchen 206

I. Ein Räthsel, gemacht aus einem andern Räthsel	206
Dazu eine biblische Erzählung	207
Erklärung hiezu	208
II. Honig und Wachs — bei Heiden und Christen, Juden und Türken	213
III. Unglücksfälle durch Bienen und wie denselben vorzubeugen ist .	223
1. Ein kleines spasshaftes Unglück	224
2. Ein kleines unverschuldetes	226
3. Ein etwas größeres	227
4. Ein noch größeres dreifaches	229
5. Ein doppeltes, wovon eins sogar ein Menschen- leben kostet	236
6. Ein Feuerunglück	238
IV. Die Bienen im Kriege	239
a) Eine Geschichte aus dem 30jährigen Reli- gionskriege	240
b) Ähnliche Kriegsthaten der Bienen	241
c) Die unterbrochene Katzenmusik, oder die Haupt- niederlage der Nationalgarde zu Affenhausen	242

Fünftes Hauptstück.

Volkmanns Quodlibet oder Allerlei von den
Bienen 269

Nro. 1. Bienenschwärmen. Gedicht. — 2. Italienische Bienen. —
3. Bauplan der Bienen. Gedicht. — 4. Die Dzierzon'sche Methode oder

Bienenzuchtweise. — 5. Die italienische an die deutsche Biene. Gedicht. — 6. Was ist der Bienenstock? Gleichnisse. — 7. Die Biene und die Hummel. Fabel. — 8. Der Krönungsmantel des französischen Kaisers. — 9. Der englische Dichter Shakespeare. — 10. Unsinn, Irrthum und Aberglauben. — 11. Die Spinne und die Biene. Eine Fabel. — 12. Welcher Heilige ist der Patron der Bienenfreunde und Bienenväter? — 13. Der gerettete Hungerschwarm. Gedicht. — 14. Grausamkeit. — 15. Die Biene in der Apfelblüte. Fabel. — 16. Bienen sind gute Freunde der Landwirte, Gärtner und Forstwirte. — 17. Die über den Fluß ziehenden Bienen. Gedicht. — 18. Der größte Bienenstock — in Amerika. — 19. Die Biene und die Taube. Fabel. — 20. Die Bienenjäger in Amerika. — 21. Der Bär und die Bienen. Fabel. 22. Der Bärenfang. — 23. Die Hummel und die Biene. Fabel. — 24. Der Honigdachs und der Honigkukuk. — 25. Der Schmetterling und die Biene. Fabel. — 26. Der Kolibri, Honigsauger oder Blumenspecht. — 27. Die Wasserjungfer (Libelle) und die Bienen. Fabel. — 28. Der Bienenfresser oder Immenwolf. — 29. Der Schmetterling und die Biene. Fabel. — 30. Die Biene und die Hummel. Ein Rechnungs-Exempel. — 31. Trage geduldig ein kleines Unrecht. — 32. Ein Schaden mit Nutzen. Etwas, wozu man Kreide braucht. — 33. Die Fliege und die Biene. Fabel — 34. Wo hat die Biene die Nase? — 35. Die Hummel und die Biene. Fabel. — 36. Kandiszucker. — 37. Die Biene und der Schmetterling. Fabel. — 38. Schießpulver und Schwefeläther. — 39. Fritz und die Biene. Fabel. — 40. Der kleine Charlatan. — 41. Ein Räthsel. — 42. Die Rosen und die Bienen. — 43. Ein Buchstabenräthsel. — 44. Die Honigschüssel und die Fliegen. Gleichnis. — 45. Der Knabe und die Biene. Fabel. — 46. Der Sperling, die Schwalbe und die Taube. Fabel. — 47. Die bestrafte Bienen. Fabel. — 48. Zum Schlusse noch eine Sittenlehre.

Volkmann.

So hieß der alte ehrwürdige Pfarrer der Kirchengemeinde Rosensfeld. Dünnes Haar deckte seinen Scheitel, seine Hände zitterten, seine Füße wankten; denn auf ihm lag nunmehr die Last eines 74jährigen Lebens und eines 50jährigen Priesterthumes. Körperschwäche — sein Geist fühlte sich noch ziemlich rüstig — hatte ihn veranlaßt, sein Seelenhirtenamt einem jüngern Nachfolger zu übergeben, und mit dem Amte überließ er demselben auch die Pfarrwohnung zu Rosensfeld und zog in das etliche Stunden davon entfernte Städtchen Immenheim zu einem Anverwandten. Hier lebte er im wohlverdienten Ruhestande, und man nannte ihn von nun an den alten pensionierten Pfarrer zu Immenheim.

Selten, außer auf dem Kirchwege, sahen die Immenheimer den Jubelgreis außerhalb seiner Wohnung, wo frommes Gebet seine Hauptbeschäftigung war. Jedoch wenn laue Sommerluft wehte und lieblicher Sonnenschein durchs Fenster lachte, dann zog es auch ihn noch gewaltig hinaus unter den schönen blauen Gotteshimmel, und dann wagte er wohl auch einmal, auf seinen Stab gestützt, einen kleinen Spaziergang zwischen die Gärten des Städtchens. Meistens besuchte er aber nur sein liebes stilles Gärtchen an der Rückseite des Hauses.

Hier standen, von Blumen und üppigem Strauchwerk umgeben, einige schöne Bienenstöcke und diesen in einiger Entfernung gegenüber eine Ruhebank mit einem Gartentischchen. Das war Volkmanns Lieblingsplätzchen, wohin ihn fast täglich auf ein Stündchen die müden Füße trugen. Während sich da seine fröstelnden Glieder wohlthätig sonnten, und seine altersschwache Brust stärkende Lebenslust einhauchte, sah er

mit vergnügter Miene dem rastlosen Fluge der Bienen zu oder beschäftigte sich sonst auf eine unterhaltende Weise mit den Bienenstöcken.

An diesem Orte empfing der ehrwürdige Greis auch öfters, und hier am liebsten, Besuche von den Immenheimern, mit denen er bald bekannt geworden war. Denn auf dem Kirchwege und auf seinen Spaziergängen traf er bald mit diesem, bald mit jenem zusammen, und mit Jedem wußte seine herzliche Freundlichkeit ein kurzes Gespräch anzuknüpfen, welches ihm auf der Stelle dessen Bekanntschaft und Zuneigung erwarb.

Eben so schnell hatte er die Liebe der Immenheimer Jugend gewonnen. Er verstand es ja, auf seinen kleinen Ausgängen sich zu den Kindern herabzulassen und mit ihnen kindlich zu thun; er verstand mit den Jünglingen in freundlichem Ernste zu reden und überhaupt der Jugend ein wohlmeinendes väterliches Herz blicken zu lassen.

Nebstdem war Volkmann seit langen Jahren in der ganzen Gegend als tüchtiger Bienengelehrter und Bienenzüchter berühmt; und da auch mehrere Bürger des Städtchens sich einigermaßen mit der Bienenzucht befaßten, so waren es vornehmlich diese, welche sich bestrebten, mit ihm nach Thunlichkeit Umgang zu pflegen.

Sobald man daher gemerkt hatte, daß dem Greise bisweilige Besuche nicht zuwider, sondern vielmehr angenehm wären, fehlte es demselben keineswegs an Visiten, besonders in den Feierstunden der Sonn- und Feiertage. Und die Ältern, welche beim Herrn Pfarrer einsprachen, brachten zuweilen ihre verständigeren Kinder mit; denn derselbe erzählte gewöhnlich allerhand schöne Geschichten und andere merkwürdige Sachen, welche die unverdorbenen und lernbegierigen Knaben und Mädchen gerne hörten.

Nun, bei Gelegenheit solcher Besuche im Bienengärtchen, geschah es denn meistens, daß der ehrwürdige Alte auf seine Lieblinge, die Bienen, zu sprechen kam. Gewöhnlich führte er erst etwas Merkwürdiges aus ihrer Naturgeschichte an, was manchmal selber die Immenheimer Bienenväter nicht gewußt hatten. Zugleich machte er dann davon erbauliche und für jedermann lehrreiche Anwendungen, wodurch die Unterhaltung um so allgemeiner, gehaltvoller und nützlicher wurde. Und weil stets ungetrübte Heiterkeit, das Zeichen eines schuldlos durchlebten

Lebens, auf der Stirne des geistlichen Greises wohnte, so würzte er dann und wann die Unterhaltung selber mit unschuldigen Scherzen, welche den Zuhörern ein bescheidenes Lachen abnöthigten. Manches, was auf die Bienen Bezug hatte, ließ er auch nur, um seine Brust zu schonen, von den lesefertigen Knaben und Mädchen aus verschiedenen Büchern vorlesen, z. B. Beschreibungen, Erzählungen, Gedichte, Anekdoten u. s. w. Kurz allerlei Belehrendes, Erbauliches und Kurzweiliges, und zwar meistens von den Bienen, machte den Gegenstand der Unterhaltung aus.

Noch verdient Erwähnung, daß auch die Immenheimer Stadtgeistlichkeit, so oft es sich thun ließ, an diesen Bienenunterhaltungen Theil genommen, und solche für löblich und nützlich anerkannt hat. Insbesondere fehlte der P. Kaplan und Katechet selten dabei, wie auch der Ober- und Unterlehrer aus der Stadtschule; denn die Lehren des Priestergreises bewährten ja so häufig ihr Fach und Amt, dem sie mit allem Eifer obzuliegen gewohnt waren. Bei den beiden Lehrern war auch die nächste Folge dieser Unterhaltungen, daß sie, in Kurzem mit ganz anderen Begriffen von den Bienen als früher erfüllt, sich bald in einem gelegenen Winkel des Schulgartens einen kleinen Bienenstand anrichteten und daran manches unschuldige Vergnügen fanden. Dieses Vergnügen aber spornte sie mehr und mehr, sich in der Bienenwissenschaft weiter zu vervollkommen; eine reichliche Honig- und Wachsärnte wurde die Folge davon und zugleich ein neuer Sporn zu ferneren Fortschritten; und sie bildeten sich so selber zu tüchtigen Bienenwirten aus, die im Stande waren, nicht nur ihren Schülern am passenden Orte dieß und jenes Schöne und Nützliche von den Bienen mitzutheilen, sondern auch ihren Nachbarn und Mitbürgern manchen guten Rath in Betreff der Bienen zu geben. So förderten sie später wirklich und unbeschadet ihres Lehrerberufes bei ihrem eigenen Vortheile auch im allgemeinen die gute Sache der Bienenzucht. —

Mit dem hier beschriebenen guten Erfolg im Auge, wurde nun alles, was Volkmann im Zirkel seiner Bienenfreunde vorgebracht hat, in dieses Buch zusammengetragen, damit alte und junge Leser (möchten doch darunter auch viele Schullehrer sein!), denen etwa die Bienen nur als Honig- und Wachserzeuger bekannt sind, solche auch

von ihrer belehrenden, erbaulichen und unterhaltenden Seite kennen lernen, sie als so merkwürdige Thierchen desto mehr schätzen und sich um so lieber und eifriger mit der Bienenzucht beschäftigen sollen.

Was aber von Religion und Sittlichkeit in diesem Buche vorkommt, soll, gleichsam als geistlicher Honig und Wachs desselben, besonders beachtet und beherzigt werden.

Erstes Hauptstück.

Volkmann's Glaubenspredigt am Bienenstocke.

Einige Immenheimer Bürger mit ihren Kindern von zwölf, bis sechszehn Jahren besuchten den Pfarrer Volkmann das erstemal und sie trafen ihn im Bienengarten. Eben blickte er durch seine Brille recht neugierig und mit sichtbarer Passion oder bienenväterlicher Theilnahme in einen Stock, dessen hinteres Glasfenster er geöffnet hatte. Sie wunderten sich stillschweigend darüber; denn obwohl sie wußten, daß derselbe von jeher ein eifriger Bienenfreund gewesen, so konnten sie doch kaum begreifen, wie er auch jetzt noch, im verdriesslichen Alter, an den Bienen solche Freude haben und am Rande des Grabes sich noch mit so anscheinend geringfügigen Erdendingen beschäftigen könne.

Der seelenkundige Priester merkte, was in den Herzen seiner Besucher vorgieng, und sprach mit sanft verweisendem Blicke: „Meine Lieben! denket nichts Arges in euren Herzen! — Sehet, hier in Gesellschaft dieser Bienenstöcke bringe ich manchmal eine Stunde Abwechslung in mein eintöniges Alter; hier freue ich mich mit den Fröhlichen, und — was noch mehr wert ist — hieher komme ich bisweilen, um auf eine besondere Art fromme Betrachtungen anzustellen, und um mich an den Bienen zu erbauen.“

Den guten Immenheimern klang diese Rede wie ein Räthsel. Daß die Bienen Stoff zu Honig und Wachs sammeln und verarbeiten, so viel war ihnen bekannt; daß sie aber auch Stoff zu from-

men Betrachtungen und zur Erbauung liefern sollen, davon hatten sie noch keine Silbe gehört.

Der Greis weidete sich einen Augenblick an ihrer Verlegenheit, dann sprach er scherzhaft weiter: „Ja, so ist's wirklich; ich alter Prediger komme hieher, um manchmal selber von den Bienen eine Predigt zu hören. Die Bienen nämlich, wenn ich sie aufmerksam betrachte, erinnern mich unwillkürlich an die wichtigsten Lehren unserer h. Religion, welche jeder katholische Christ, vorzüglich wenn er wie ich dem Ende seines Lebens zueilt, vor Augen haben soll. Oder, damit ich einen andern Vergleich gebrauche — jeder Bienenstock ist mir ein Erbauungsbuch, oder so zu sagen ein Katechismus, aus welchem ich die schönsten Lehren, sogar selber mehrere der vorzüglichsten Glaubenslehren herauslese und wiederhole.“ —

Die ununterrichteten Jünger von Immenheim verstanden den greisen Meister noch immer nicht. Die Alten konnten unmöglich den Bienenstock mit einem Erbauungsbuche zusammenreimen, und die Jungen fanden durchaus an demselben keine Ähnlichkeit mit dem Katechismus, den sie von der Schule her genau kannten und auswendig wussten.

Nun schritt Volkmann zur Erklärung und fuhr fort in frommer Einfalt des Herzens:

„Hört! der Bienenstock kommt mir z. B. vor, wie eine kleine Welt. Tausend und tausend Bienen wohnen darin als Geschöpfe, und diese alle haben den einzigen Weisel gleichsam zum Schöpfer; denn aus den Eiern des Weisels stammen in der Regel alle Bienen. *) Von diesem einzigen Weisel hängt auch die Erhaltung dieser Bienenwelt ab, wenigstens insofern, als laut der Erfahrung, wenn er mangelt,

*) Anmerkung. Weisel, Königin, Bienenmutter oder Mutterbiene heißt man jene Biene eines Stockes, welche das einzige fruchtbare Weibchen in demselben ist und sich durch größere und schönere Gestalt von den beiden andern Bienenarten, den Arbeitsbienen und Dronen, unterscheidet. Die Alten glaubten, diese Biene wäre männlichen Geschlechtes und wies e beim Auszuge des Schwarmes den übrigen Bienen den Weg; sie nannten sie daher Weiser oder Weisel; welche unrichtige Benennung aber noch bis heute im Gebrauche geblieben ist.

der Stock eingeht. Und endlich kann man den Weisel, der ohnedies auch die Bienenkönigin betitelt wird, auch für den Regenten dieser Bienenwelt ansehen, weil, wenn er gänzlich fehlt, vor allem die Ordnung im Stocke aufhört, und die Bienen, zu ihrem gewissen Verderben, die gewöhnlichen Geschäfte ver säumen und unrichtig betreiben.

Saget nun selbst, wenn ich diese Bienenwelt im Stocke von solcher Beschaffenheit gewar werde, muß ich dann nicht unwillkürlich auch auf unsere große Welt denken? — und an den einzigen wahren Gott darin, welcher der allmächtige, allgütige und allweise Schöpfer, Erhalter und Regierer aller Dinge ist? — ohne dessen Dasein auch diese große, schöne Welt nicht wäre, nicht bestünde? — Ja, an diese Wahrheit erinnert mich der Bienenstock, und darum blicke ich hernach von ihm zum Himmel empor und spreche voll Anbetung: Ich glaube fest und unerschütterlich an Dich, einziger wahrer Gott! der Du alles erschaffen hast, alles erhältst und regierest! —

Ferner, ich finde in jedem vollkommenen Stocke das Jahr hindurch dreierlei Bienen: den Weisel, die Arbeitsbienen und Dronen. *) Jede von diesen dreien ist wohl eine Bienenart, aber sie bilden nicht etwa auch drei Stöcke, sondern alle drei zusammen genommen machen nur Einen Bienenstock aus. Habe ich hier nicht etwas, was mich recht deutlich an das unvergleichliche unerforsch-

*) Anmerkung. Die Arbeitsbienen tragen diesen Namen deshalb, weil sie alle Arbeiten des Stockes verrichten. Es befinden sich ihrer 10000—60000 in einem Stocke, der nach ihrer Anzahl stark oder schwach genannt wird. Sie sind bestachelt.

D. B.

Die Dronen sind nur während der Schwarmzeit, wo junge Königinnen bestehen, welche sie befruchten, im Stocke vorhanden. Sie unterscheiden sich äußerlich von den Arbeitsbienen durch größere und plumper Körper, wie auch dadurch, daß sie keine Stachel besitzen. Nach Verlauf der Honigzeit werden sie — bei der sogenannten Dronenschlacht — aus den Stöcken gejagt.

D. B.

liche und anbetungswürdige Geheimnis der allerheiligsten Dreieinigkeit erinnert?

Nebstdem, weil zum Wohlsein und zum Fortleben eines jeden Stockes unumgänglich nothwendig ist, dass in demselben alle drei Bienenarten vorhanden sind, so fallen mir darüber auch drei andere Dinge ein, die eben so unumgänglich zum geistlichen Wohlsein und ewigen Leben der Christen erfordert werden, nämlich die drei göttlichen Tugenden, der Glaube, die Hoffnung und die Liebe. *) Und also bete ich wieder: Ich glaube an Dich! ich hoffe auf Dich! ich liebe Dich! dreieiniger Gott! Vater, Sohn und h. Geist! —

Ein anderesmal erblicke ich an dem Bienenstocke das herrlichste Sinnbild der katholischen Kirche. Alle seine Bienen zusammen genommen bilden einen einzigen organischen Körper, d. h. einen solchen, wovon jede einzelne Biene ein Glied ist. Keine Biene

*) Anmerkung. Höchst merkwürdig überhaupt ist die Zahl Drei im Bienenstocke. Es gibt nicht nur drei Bienenarten darin, sondern jeder Bienenleib besteht auch aus drei Haupttheilen, nämlich aus Kopf, Bruststück und Hinterleib. Am Kopfe der Arbeitsbiene, der fast dreieckig ist, erblickt man rechts und links die zwei Hauptaugen, die aus unzähligen zweimal drei- oder sechseckigen zugespitzten Pyramiden zusammengesetzt sind, und auf der Stirne drei im Dreieck stehende Nebenaugen. Das Bruststück besteht aus drei zusammengedrückten Ringen. Unter demselben befinden sich drei Paar Füße, und an den Seiten drei Paar Flügel, wovon jedoch das oberste Paar verkümmert erscheint, und in Gestalt dreieckiger Schüppchen wie Spaullets die Gelenke der untern zwei Paare bedeckt. Der Hinterleib zählt zweimal drei Ober- und Unterhalbringe. Im Innern ist eine dreifache Erweiterung des Darmkanals bemerkbar: der Honigmagen, der eigentliche oder Chylus-Magen und Dickdarm. Der Entwicklungsgrad der Biene ist ebenfalls dreifach, nämlich der der Made, der Puppe und des geflügelten Insektes. Aus dem dreitägigen Eie kommt die Made, und in dreimal sieben Tagen schlüpfen die jungen Arbeitsbienen aus. — Ueberdieß findet man im Stocke dreierlei Hauptzellen: Weisel-, Arbeitsbienen- und Dronenzellen. Jede der zwei letztern Arten hat ein zweimal drei- oder sechseckiges Rohr, und am Boden drei Klauten oder verschobene Vierecke. Dreierlei wird in den Bienenzellen untergebracht: Brut, Honig und Blütenstaub, und dreifach können Bienen nützen: durch Honig, Wachs und Schwärme. u. s. w.

ist aber für sich etwas Selbständiges, sondern ihr Leben und Heil besteht nur so lange, als sie in Verbindung und Gemeinschaft steht mit allen übrigen Bienen oder Gliedern, und zwar unter einem gemeinsamen Oberhaupt — dem Weisel. Eben so — denke ich dabei — machen auch alle rechtgläubigen Christen zusammengenommen, mit ihrem sichtbaren Oberhaupte, dem römischen Papste, nur Einen Körper — die katholische Kirche aus; und alle bilden nach dem Worte des h. Paulus (Röm. 12. V. 4—5. und Ephes. 4. V. 15—16.) einen Leib in Christo, dem unsichtbaren Oberhaupte; jeder Einzelne ist als Glied mit dem andern und mit dem ganzen Körper der Kirche verbunden, und getrennt von dem letzteren, kann auch sein Heil nicht bestehen. Und wenn ich dieß ein wenig bedacht habe, dann ist's ja natürlich, daß ich um so lebhafter die Gnade meiner eigenen Auserwählung erkenne und abermals bete: O Herr! wie danke ich Dir, daß ich durch Deine Gnade auch ein Glied der wahren Kirche Jesu, der katholischen und seligmachenden bin! —

Nicht genug; die drei Bienenarten eines Stockes führen mich noch weiter. Da sehe ich z. B. den Weisel, der zur Schwarmzeit über seine Nebenbuhler den Sieg errungen hat und jetzt allein die Herrschaft des Stockes besitzt; *) er ist der triumphierende Theil. — Da sehe ich die Arbeitsbiene, welche aus allen Kräften nach Honig und Blütenstaub ringt und im Falle der Noth für ihren Weisel und ihr Vaterhaus mit Tapferkeit streitet; sie ist der streitende Theil. — Da sehe ich auch die Drone, die, wenn ihre Bestimmungszeit bald abgelaufen ist, beim Sinken der Tracht im August, durch die Arbeitsbienen mit Gewalt von den süßen Honigzellen, ihrer Seligkeit hinweg getrieben und in einen einsamen Winkel

*) Anmerkung. Bei Schwärmen, die nach dem ersten oder Vorschwarm folgen (Zweit-, Drittschwärme, Nachschwärme), befinden sich meistens mehrere junge Weisel, die auf einander sehr eifersüchtig sind, indem nur einer bleiben und regieren darf. Wenn sie zusammentreffen, ringen und kämpfen sie mit einander, bis einer durch den Stachel des andern getödtet ist. Der Sieger bleibt Herrscher. Meistens aber treffen die Bienen eine Wahl, und tödten dann die überzähligen Weisel. D. B.

des Stockes verwiesen wird, wo sie hungern und darben muß; sie ist jetzt der leidende Theil des Stockes.

Und diese drei Theile der Bienengesellschaft müssen mich ja von selbst auch an die drei Theile oder Hauptglieder der katholischen Kirche erinnern! Ich meine: a) an die Heiligen im Himmel, welche als Sieger über Welt und Sünde jetzt im Reiche der Seligkeit mit Christo herrschen und triumphieren; b) an die Gläubigen auf der Erde, die noch ringen um die Tugend, noch kämpfen mit den Versuchungen zur Sünde, noch streiten für Christus und um den Lohn des himmlischen Vaterhauses; und endlich c) an die Seelen im Fegefeuer, welche auf einige Zeit, fern von diesem Vaterhause, im Orte der Reinigung weilen und, hungrig nach dem Honig der Seligkeit, darben und leiden.

Eine Folge dieser dreifachen Erinnerung ist aber wieder, daß ich die Hände falte und inbrünstig zu Gott rufe: Herr! laß mich jetzt ringen und streiten mit christlichem Heldenmuth, damit ich einst als ein treuer Kämpfer Christi nicht der leidenden, sondern der triumphierenden Kirche zugesellt werde!“—

Auf solche Weise also wußte der fromme Pfarrer zu Immenheim von seinen Bienen zu reden. Seine Besucher waren dabei ganz Auge und Ohr. Verwundert hieng ihr Blick bald an dem Munde des greisen Predigers, bald an den merkwürdigen Bienenstöcken. So oft aber jener ein kurzes Gebet verrichtete, und sich dabei sein Antlitz in Andacht verklärte, falteten sich unwillkürlich auch ihre Hände; sie beteten mit in wahrer Erbauung.

Nachdem Volkmann hier einige Minuten geschwiegen, und sich sodann die Kraft seiner Stimme wieder gesammelt hatte, gieng er gleichsam zum zweiten Theile seines Vortrages über. Er sprach weiter: „Noch mehr, liebe Freunde! — Der Bienenstock gilt mir selbst auch als ein Bild des Himmels und der Hölle. Manchmal z. B. bekomme ich in einem Stocke durch's Glasfenster den Weisel zu Gesichte. O wie schön und majestätisch erscheint er im Vergleiche zu den andern Bienen! — Wie ehrfurchtsvoll theilen sich auch die Scharen, die er durchschreitet! — Und mit welcher

sichtbaren Begierde drängen sich wieder die Bienen in seine Nähe! — Eine gewisse Anzahl umgibt ihn häufig und bildet, immer nur mit den Köpfen ihm zugekehrt, gleichsam seine Dienerschaft. Alle küssen und lieblosen ihn ringsum, und reichen ihm Speise aus ihren Klüffeln. Dafs sie darin eine gewisse Seligkeit finden, läfst sich ganz deutlich aus ihren Gebärden wahrnehmen. Kurz, der Weisel erscheint als das höchste Gut des Stockes. Von ihm geht auch Leben und Wohlsein aus auf alle seine Kinder, in deren Mitte er stets seinen Thron aufgeschlagen hat.

Wenn ich dergleichen mit Augen sehe, dann kommt mir der Himmel sammt seiner Seligkeit in den Sinn, und ich sage zu mir selber: So ist auch Gott dort oben der Einzige, der in höchster Vollkommenheit und in unbeschreiblicher Majestät strahlt, dem die Engel in tiefster Ehrfurcht und seligster Wonne dienen, und in dessen Nähe, in dessen Anschauung die Auserwählten jene Seligkeit genießen, welche nach dem Zeugnis des Weltapostels (1. Kor. 2. 9.) noch kein Menschenauge gesehen, kein Menschenohr gehört und kein Menschenherz je empfunden hat. Gott allein, das höchste, liebenswürdigste Gut, ist die Quelle des ewigen Lebens, der himmlischen Seligkeit. O, glücklich derjenige, welcher einst aus dieser Quelle trinken wird in ewigen Zügen! —

Im Gegentheile: wenn ich in einem Stocke die Dronenschlacht beginnen sehe, wo nämlich die Dronen, nunmehr müßige Knechte, auf immer aus dem Stocke entfernt und von den Arbeitsbienen hinausgeworfen werden in's Verderben: wie könnte mir dann nicht auch der faule Knecht im Evangelio einfallen, welcher zur Strafe hinausgestoßen wird in die äußerste Finsternis, wo Heulen und Zähneklappern ist! — Das ist das unglückliche Loß der Verdammten! — rufe ich dabei. — Ausgeschlossen zu sein für ewig vom Genusse des Himmels, von der Anschauung Gottes, das ist ihre bitterste Strafe! das ist der Hölle schmerzlichste Qual! — Und ich füge hinzu: Höchster Herr! ich will kein fauler Knecht sein in Deinem Reiche, im Reiche des Guten, sondern ich will wuchern mit den Talenten Deiner Gnade — bis zum letzten Hauche meines Lebens! —

Weiter; auch an den Tod und an die einstige Aufer-

stehung zu denken, mahnt mich der Bienenstock. Geht mit Ende Juli die Honigtracht zu Ende, dann sehe ich täglich vor den Stöcken viele Bienen, welche, auf der Erde kriechend, ihr Grab suchen. Es sind dieß die abgelebten Greise. Ihr Körper erscheint eingeschrumpft und unansehnlich; die feinen Härchen daran sind abgerieben, die Flügel zerrissen durch Alter und rastlose Arbeit im Stocke, wie im Felde. Nun vermögen sie sich nicht mehr in die Höhe zu schwingen; sie müssen verschmachten und sterben. Und diese alten sterbenden Bienen, rufen sie mir nicht laut zu: „Unser Schicksal ist auch das deinige!? — Bedenke Mensch! daß Du Staub bist und wieder zu Staub werden wirst!“ — Ach! und hernach fühle ich nur allzu deutlich, wie in Wahrheit auch meine Jugendkraft verschwunden, mein Haar dünn und grau, wie überhaupt mein ganzer Körper durch Arbeit und Alter stumpf und schwach geworden ist, und wie er jetzt, mit gesenktem Haupte einherschleichend, gleichsam auch sein Plätzchen sucht, wo er sich als Staub zum Staube lege, nach dem harten Gesetze, einmal zu sterben. O Tod! traurige Folge von der Sünde Adams! so seufze ich hier wohl einen Augenblick; allein ich ermanne mich bald, und werde nicht kleinmüthig. Nein, die Tröstungen unserer heil. Religion verhüten es. Aber wieder ist's der Bienenstock, der mir diese Tröstungen in's Gedächtnis zurückruft.

Deffne ich nämlich, besonders um die Schwarmzeit, einen Stock, was sehe ich darin? — tausend und tausend Geschöpfe, welche geboren werden, um zu leben, bald jedoch scheinbar sterben, um dadurch wieder geboren zu werden, zu einem schöneren, edleren Leben; — ich meine hier die Bienenbrut.

Doch, meine Lieben! sollt ihr mich alle verstehen, so muß ich von diesem Gegenstande etwas umständlicher sprechen.

Aus jedem Ei, welches die Bienenkönigin in die Zelle legt, entwickelt sich binnen drei Tagen eine kleine Made. Diese lebt und wächst bis zum achten Tage zu einem nur unansehnlichen plumpen Wurm heran; dann aber geht sie in den Zustand der Verpuppung über und stirbt dem Scheine nach, während zugleich die Bienen die Zelle gänzlich verschließen und in ein finsternes Grab verwandeln. Allein dieser Zustand der Bienenmade ist nur ein wunderbarer

Ubergang zu einem neuen vollkommeneren Leben. Denn nach dreizehn bis vierzehn Tagen durchbricht sie voll Kraft ihre Grabeshülle, streift ein feines Häutchen, ihr Todtenhemde, ab und geht hervor, aber nun nicht als Made, sondern in ganz anderer und edlerer Gestalt und Natur. Jetzt ist sie mit einem glänzenden Körper und künstlichen Gliedmaßen geziert, mit Augen, Flügeln und Füßen, mit einem Rüssel und Stachel; jetzt fliegt sie summend aus dem Stocke in den Hain und preist als vollendete Biene den Schöpfer, der sie zum zweiten Leben erweckt hat. —

Und mir ruft sie dabei zu: „So wirst auch du einst mit einem schöneren und vollkommeneren Körper wieder aus dem Grabe hervorgehen; und dieß eben sei dein Trost im Sterben!“ — Und in der That! jetzt erinnere ich mich nach und nach an Alles, was Jesus, der göttliche Meister, in Betreff der Auferstehung gelehrt und selber gethan hat, und was uns hierüber überhaupt die heil. Schrift versichert. Jetzt jubelt mein Herz: „Ja es kommt die Stunde, wo alle, die in den Gräbern ruhen, die Stimme des Sohnes Gottes hören, und hervorgehen werden!“ (Joh. 5. 28., u. 29.), denn der es verhieß, ist selbst am dritten Tage nach seinem Tode siegreich und glorreich aus dem Grabe auferstanden! — Jetzt jauchzt mein Geist mit dem frommen Job: „Ich werde wieder mit meiner Haut umgeben werden und in meinem Fleische meinen Gott sehen.“ (19. 26. Vers) — in meinem Fleische, das jedoch nach dem Zeugnisse des heil. Paulus (1. Kor. 15.) dann ein unverweslicher, herrlicher, kraftvoller und geistiger Leib sein wird. —

Und auf diese Weise, meine Lieben! fühle ich mich hinlänglich getröstet, bei dem traurigem Gedanken an meine sinkende Lebenssonne und an mein nahes Grab. —

Endlich, noch fernere Fingerzeige gibt mir der Bienenstoc, an den großen Auferstehungstag zu denken. Höre ich z. B. in einem schwarmlustigen Stocke den hellklingenden Ruf der Königin, *)

*) Anmerkung. Bei allen Schwärmen, welche nicht von der alten oder eierlegenden Königin, sondern von jungen Weiseln angeführt werden, hört man ein oder mehrere Tage vor dem Auszuge letztere laut im

und stürzen darauf die Bienen in Massen heraus aus ihrem Zellenhause als Schwarm: dann höre ich im Geiste den fürchterlichen Ruf der Weltposaune und sehe darauf das zahllose Menschengeschlecht hervorwimmeln aus seinen Gräbern zum strengen Gerichte. Dann aber, wenn die Bienenkönigin, umgeben von den Tausenden ihrer Getreuen, so feierlich durch die Lüfte schwebt, und sich zuletzt der Schwarm herniederläßt: dann däucht mir, als sehe ich, wie einst am jüngsten Tage der König des Himmels und der Erde, begleitet von den unzähligen Scharen der Engel und Heiligen, in größter Macht und Herrlichkeit vom Himmel auf die Erde herabsteigt — zu richten die Lebendigen und die Todten. O Jesus! seufze ich dabei — sei mir an jenem großen Tage ein gnädiger Richter! laß mich einst nicht zu Deiner Linken, sondern zu Deiner Rechten stehen!“ — Laß mich auferstanden sein, nicht zur ewigen Pein, sondern zur ewigen Seligkeit!“ —

Hier schloß der ehrwürdige Volkmann nach gewohnter Predigerweise mit einem Amen! seine Glaubenspredigt. Dann setzte er nur noch hinzu: „Jetzt, meine Freunde! ist mein Stündchen im Freien verfllossen, und meine schwache Brust verlangt nach Ruhe. Wollt ihr aber ein anderes Mal auch eine Sittenlehre von den Bienen vernehmen oder sonst auch nur etwas Kurzweiliges zum Unterhalte,

Stoße rufen. Die zuerst ausgeschlüpfte junge Königin läuft da im ganzen Stoße herum und läßt ein „Züh“ sechs bis neun Mal hintereinander hören, so hell, wie wenn es aus einem silbernen Hörnchen käme, und so laut, daß man es, wenn alles ruhig ist, besonders Abends, einige Schritte vom Stoße entfernt, deutlich vernehmen kann. Mit dieser Stimme ruft sie ihre Volkspartei zum Auszuge auf; denn sie fürchtet die übrigen jungen Königinnen, die noch in den Zellen stecken aber ebenfalls schon flügge werden, als Nebenbuhlerinnen. Diese wieder fürchten ihrerseits die herumlaufende, und obschon ganz ausgewachsen, bleiben sie freiwillig oft mehrere Tage lang noch in den Geburtszellen, während welcher Zeit sie gleichfalls rufen. Aber der Ruf dieser letzteren klingt dumpf und lautet wie ein: Qua! qua! weil die beengende Zelle nicht gestattet, ihn stärker und gedehnter auszustossen.

Als Ausnahme rufen manchmal auch alte Königinnen, wenn sie eine Nebenbuhlerin zu fürchten haben.

so sprecht ohne weiters zu. Ist warme Luft und heiterer Sonnenschein, dann besuchen wir das Gärtchen und die Bienenstöcke wieder!" —

Die Leute von Immenheim nahmen den Antrag freudig an. Mit warmen Gefühlen christlicher Erbauung, aber auch mit einer gewissen besonderen Achtung gegen die Bienen, verließen sie an der Seite des Jubelpriesters das Gärtchen.

Zweites Hauptstück.

Volkmann's Sittenlehre von den Bienen.

Die Immenheimer machten von der Einladung des Herrn Pfarrers, ihn öfter zu besuchen, fleißig Gebrauch; denn die Glaubenspredigt am Bienenstocke hatte ihnen wohlgefallen, und sie wollten von den lieben Bienen noch mehr hören und lernen. Volkmann hielt jetzt auch mehrere Sittenpredigten, wozu die Bienen gleichfalls Veranlassung und Stoff gaben. Zuerst aber machte er folgende Erinnerung:

„Unter allen Erdengeschöpfen ist bloß der Mensch der Tugend und Sittlichkeit fähig, weil er allein Vernunft und freien Willen besitzt, und darin zugleich die Fähigkeit, Gott und dessen Willen zu erkennen, und letzterem aus Liebe zu Gott und freiem Entschlusse gemäß zu handeln. So oft er diese Fähigkeit wirklich anwendet, ist sein Handeln Sittlichkeit und Tugend.

Das Thier dagegen besitzt weder Vernunft noch freien Willen, kennt weder Gott noch dessen Gebot, und handelt stets nur nach einem ihm angeborenen Triebe oder Instinkt, der es dazu nöthiget, so dass es nicht anders handeln kann. Beim Thiere kann daher eben so wenig von Sittlichkeit und Tugend, als von Unsittlichkeit und Sünde die Rede sein.

Doch jener Instinkt äußert sich bei manchen Thieren auf eine bewunderungswürdige Art. Manche zeigen in ihrer Handlungsweise solche Eigenschaften, die ganz mit der menschlichen Vernunft über-

einstimmen und sogar den sittlich guten Eigenschaften und Tugenden den Menschen sehr ähnlich sehen; und man hat deshalb von jeher dergleichen Eigenschaften der Thiere selber den Menschen zur Nachahmung anempfohlen; z. B. die Großmuth des Löwen, die Dankbarkeit des Elefanten, die Treue des Hundes, die Keilichkeit der Taube u. dgl. So stellt auch Salomon dem Menschen die Ameise als Muster der Arbeitsamkeit vor Augen, wenn er sagt: „Gehe hin zur Ameise, du Fauler! und lerne arbeiten von ihr!“ — (Sprichw. 6. 6.) Und der originelle Verfasser des Kalenders für Zeit und Ewigkeit (1855) schreibt: „Auch der Esel ist ein Professor in der Geduld, und in der Treue oder Klugheit oder Arbeitsamkeit kannst du bei einem Hunde oder Gaul, oder bei den Bienen in die Schule gehen.“ —

Solche lobenswerte und nachahmungswürdige Eigenschaften besitzt aber vorzüglich die Biene, und mehr als jedes andere Thier. Aus der Naturgeschichte dieses Insektes, woraus ich euch dann und wann etwas erzählen werde, sollt ihr diese Eigenschaften kennen lernen. Jedesmal wird sich auch eine schöne Sittenlehre für euch daran knüpfen lassen, die ich um so weniger werde verschweigen können, da ich so viele Jahre nicht nur Glaubensprediger, sondern auch Sittenlehrer gewesen bin.“ —

So lautete die Einleitung Volkmanns. Wir lassen nun, ohne ihn weiter redend einzuführen, die Sittenlehren selber folgen, indem wir immer vor jeder erst eine oder mehrere gute Eigenschaften der Bienen nennen und beschreiben.

1.

Seid wie die Bienen! — ehret und liebet, wie sie, euere Ältern und Vorgesetzten!

Dass alle Bienen im Stocke, sowohl Arbeitsbienen als Dronen, ihre Entstehung dem Weisel verdanken, indem er die Eier legt, aus welchen sie hervorgehen, und dass er deshalb auch „Bienenmutter oder Mutterbiene“ genannt werde, wurde schon in der Glaubenspredigt gesagt. Überdies heißt man ihn auch „die Bienenkönigin“; theils

wegen seiner schönen und majestätischen Gestalt, theils auch weil er nicht nur schon als gemeinschaftliche Mutter das vorgesezte Oberhaupt des Stockes ist, sondern auch — wie gleichfalls früher erwähnt wurde, — denselben zu regieren scheint.

Ist aber auf diese Weise der Weisel als Mutter, als Vorgesetzte und Königin — im Stocke, so sind natürlich die Bienen auch seine Kinder, seine Untergebene und Unterthanen. Und in der That, ganz als solche benehmen sich die Arbeitsbienen gegen ihn. Z. B. Sie sind am liebsten in seiner Nähe; sie lassen ihn nie allein. Eine gewisse Anzahl Bienen umgibt ihn häufig wie eine Leibgarde; sie lieblosen ihn mit ihren Rüsseln und reichen ihm mittelst derselben den Nahrungshonig. Zur Winterszeit bedecken und wärmen sie ihn mit ihren Leibern. Geht er im Stocke herum, so weichen ihm alle bescheiden aus; verlässt er den Stock — zur Schwarmzeit — so begleiten sie ihn unter Freudengesang und sind dabei nur um das Einzige besorgt, dass sie ihn nicht verlieren. Wo er sich befindet, dort nur legt sich das ganze Volk fest. Sein Leben schätzt jede Biene höher, als das ihrige, und jede vertheidiget ihn in der Gefahr, in und außer dem Stocke auf Leben und Tod. In einem nahrungslosen Stocke stirbt das ganze Volk Hungers, nachdem es ein paar Zellen mit Honig dem Weisel übrig gelassen hat; er soll damit sein theueres Leben am längsten fristen. Auch wenn er vor Alter unfruchtbar oder an den Flügeln lahm geworden, schützen und nähren sie ihn noch. Geht er im Sommer aus dem Stocke verloren, dann suchen sie ihn in größter Angst und laufen selber an der Außenseite des Stockes nach allen Richtungen hin und her. Stirbt er aber im Winter und überhaupt zu einer Zeit, wo keine Eier, woraus ein junger Thronfolger erzogen werden kann, als Nachkommenschaft von ihm vorhanden sind, dann wohnet tiefe Trauer und herber Schmerz im ganzen Stocke, welche aus der Unthätigkeit, Muthlosigkeit, und selber schon aus der klagenden Stimme der verwaisten Bienen unverkennbar hervorleuchten. Auch die Leiche der geliebten Mutter und Königin umgeben die Bienen noch eine Zeit lang. —

Wer kann dieses in einem Bienenstocke sehen, oder auch nur von den Bienen lesen, oder von andern erzählen hören, ohne daraus zu schließen, daß wirklich die Bienen ihre Mutter und Königin lieben und ehren! — Und wer kann dieses schließen und nicht zugleich mit dem frommen Bienenvater Klaus in seinem Liede denken:

„Ihr Menschenkinder!
Ehret eure Ältern ja nicht minder;
Was Gott befohl, erfüllt!“ —

Ja, die Biene mahnt uns durch ihr Beispiel an die Erfüllung jenes großen Gebotes, worin Gott dem Menschen mit ernstlichen Worten und unter großen Verheißungen dasselbe zu thun befiehlt, was er die Biene aus bloßem Instinkt zu thun gelehrt hat, nämlich: Ehre Vater und Mutter! — ehre deine Vorgesetzten und Obrigkeiten! — ehre den König und Landesfürsten! —

Und niemand kann sich von der Pflicht, dieses Gebot zu erfüllen, loszählen; weil jeder, wess Standes, Alters und Geschlechtes er immer sei, Vorgesetzte hat. Das Kind hat seine Ältern, die Waise ihren Vormund, der Schüler seine Lehrer, der Lehrling oder Geselle seinen Meister, der Diensthote seine Dienstherrschaft, der Bürger und Bauer hat sein politisches und Gerichtsamt, der Geistliche, der Militär- und Civilbedienstete seine Oberen, und jeder Staatsbürger hat seine Regierungsbehörden und als höchstes Staatsoberhaupt den Kaiser, den König — den Landesfürsten. Eben so hat jeder seine geistliche Obrigkeit; jedes Kirckind hat seinen Seelsorger, jeder Gläubige seinen Oberhirten oder Bischof und jedes Glied der katholischen Kirche sein oberstes Kirchenhaupt — den römischen Papst. Jeder ist daher ein Untergebener, zu dem die Bienen durch ihr Beispiel sagen: „Beweise Ehrfurcht und Liebe deinen Vorgesetzten, wie wir nach unserer, so du nach deiner Art, damit du erfüllst das vierte Gebot des Herrn!“

Und wahrlich! wir sollen uns hiezu nicht lange mahnen lassen. Die Erfüllung dieses Gebotes muß uns ja besonders um dreier wichtigen Ursachen willen am Herzen liegen:

a) Um Gottes willen. Er, der höchste Herr und Vater, hat dieses Gebot gegeben, und seine unendliche Weisheit und Güte

bürgen dafür, daß es für uns heilsam sei. Unsere Liebe zu ihm, und überhaupt, unser untergeordnetes Verhältnis gegen ihn verlangen, daß wir ihm unbedingten Gehorsam leisten. Seiner unendlichen Weisheit gefiel es, die Menschen wieder durch Menschen regieren und zu ihrem leiblichen und geistlichen Wohle führen zu wollen. Er selbst hat darum die verschiedenen Vorgesetzten und Obrigkeiten eingesetzt und läßt sie in dieser Menschenregierung seine Stelle vertreten. Der mächtigste Monarch, welcher über Millionen von Unterthanen herrscht, der geringste Bettler, wenn er auch nur der Vater eines Säuglings ist, und jeder, der zwischen beiden auf was immer für einem vorgesezten Posten steht und Untergebene hat, ist daher ein Beamter Gottes. Einem jeden hat Gott die zu seinem Amte nöthige Gewalt und Macht verliehen, und von einem jeden wird er einst über die Erfüllung seiner Vorgesetztenpflichten strenge Rechenschaft fordern. Within sind alle Vorgesetzte, was sie sind, auf Anordnung Gottes; und wer daher ihnen Ehrfurcht und Liebe und Gehorsam versagt, ist ein Ungehorsamer gegen Gott selber, ein Aufrührer und Empörer im Reiche Gottes. —

Werfen wir hier einen kurzen Blick auf Jesum, den göttlichen Lehrer, auf unser Muster und Vorbild. Er, der da sagt: „Ich muß den Willen desjenigen thun, der mich gesandt hat,“ erfüllte des himmlischen Vaters Willen auch im vierten Gebote. Er war seinen menschlichen Altern unterthänig und gehorsam und bewies seine Ehrfurcht und Liebe gegen seine Mutter sterbend noch am Kreuze, indem er sie tröstete und dem Jünger Johannes empfahl. Er unterwarf sich auch geduldig dem Urtheile des Pilatus, der heidnischen Obrigkeit, und gab die Ursache hievon selber an, als er zu Pilatus sprach: „Du hättest keine Macht über mich, wenn sie dir nicht wäre von oben gegeben worden!“

Darum also spricht auch der heil. Paulus im Briefe an die Römer (13. 1.): „Jeder sei der Obrigkeit unterthan; denn es ist eine Macht als von Gott, und alle, die Macht haben (als Vorgesetzte), sind von Gott verordnet worden. Wer sich daher gegen die Obrigkeit auflehnt, widerstrebt der Ordnung Gottes.“ — Und der heil. Petrus faßt alles bisher gesagte kurz zusammen, wenn er im

zweiten Briefe 13. schreibt: „Seid allen menschlichen Geschöpfen, d. h. eueren Vorgesetzten, obschon sie auch nur Menschen sind, um Gottes willen unterthänig!“ —

b) Um der Vorgesetzten willen. Da die Vorgesetzten nach der Anordnung Gottes unser leibliches und geistliches Wohl besorgen, so verdienen sie dafür unseren Dank. Untergebene aber ohne Ehrfurcht, Liebe und Gehorsam versagen ihren Vorgesetzten nicht nur diesen Dank, sondern verbittern denselben dadurch auch noch Amt und Leben. Z. B. Ein ungerathenes, unfolgsames Kind hat schon oftmals seinen Ältern Seufzer und Thränen, ja wohl den Schmerzenswunsch ausgepreßt: „Ach Gott! hättest Du uns lieber keine Kinder geschenkt!“ — Ein sittenloser, unverbesserlicher, ungehorsamer Christ hat schon öfters das Herz seines Seelsorgers mit Kummer und Verdruß erfüllt und dessen Hirtenamt erschwert. — Und wie oft haben — nach dem Zeugnisse der Geschichte — untreue und ungehorsame Unterthanen ihrem Landesfürsten die schwere Bürde der Regierung zur unerträglichen Last gemacht und demselben unfägliche Trübsale bereitet! Wer erinnert sich hier nicht an die Revolutionenjahre 1848 und 1849! wo die sogenannte Volksherrschaft die Throne umstürzen und ohne Fürsten und Obrigkeiten Reiche und Länder regieren wollte! — Welcher Unsinn! welcher Undank! Der h. Isidor von Pelusium sagte schon im fünften Jahrhundert: „Volksherrschaft ist dem Willen Gottes zuwider, der Könige eingesetzt hat, damit sie über das Volk herrschen.“ — — — Selbst bei Thieren bemerken wir, daß die einen den andern untergeordnet sind. Dieß sehen wir an den Bienen, die unter der Herrschaft einer Königin stehen. Auch die Störche und ganze Herden wilder Thiere, die in Urwäldern wohnen, haben ihre Anführer. Blicke ins Meer; auch hier wirst du eine gewisse Zucht und Ordnung entdecken; denn viele Gattungen der Fische stehen unter der Herrschaft eines einzigen, gleichsam unter seinem militärischen Kommando, und ziehen mit in den Gewässern herum. Auch an unserem eigenen Körper bemerken wir, daß einige aus unseren Gliedern (z. B. der Kopf) herrschen, die andern aber (wie Hände, Füße, u. s. f.) unterthan sind. Wir

müssen daher gestehen, dass ein jedes Reich von Gott selber gebildet und eingerichtet ist.“ —

Ausdrücklich ermahnt in diesem Bezuge der hl. Paulus, den von Gott gesetzten Obrigkeiten und Vorgesetzten in ihrem Amte durch Gehorsam Freude, nicht aber durch Ungehorsam Leid zu machen; indem er (Hebr. 13. 17) schreibt: „Gehorchet euren Vorstehern, und seid ihnen unterthänig; denn sie wachen als Leute, die Rechenschaft für eure Seelen geben müssen, damit sie es mit Freuden und nicht mit Seufzen thun.“ —

c) Um unseres eigenen Wohles willen. Der liebevolle Vater im Himmel will uns zur heilsamen Befolgung des vierten Gebotes gleichsam mit Gewalt, theils durch Verheißung von Belohnung, theils durch Androhung von Strafe, geneigt machen. Er verspricht langes Leben und Wohlergehen allen, die den Vorgesetzten und zwar vornehmlich den Ältern Liebe und Ehrfurcht zollen. Eine lockende Verheißung für den sinnlichen Menschen, dem nur allzuoft an dem irdischen Wohle mehr als an dem ewigen gelegen ist! Aber auf der andern Seite droht Gott auch Fluch und Verderben den Übertretern dieses Gebotes. Vielmal fällt die h. Schrift über einen solchen das Urtheil: „Er soll des Todes sterben!“ und der h. Paulus setzt (Röm. 13. 2.) hinzu: „Die aber der Obrigkeit und der göttlichen Anordnung widerstreben, wirken sich selber die Verdammnis.“

Und der Herr ist getreu in seinen Verheißungen. Man erinnere sich hier, zur Bestätigung des gesagten, an so viele Beispiele der h. Schrift; — an den erfüllten Fluch Noas über den Vaterspötter Cham und an dessen wirksamen Segen über die ehrfurchtsvollen Söhne Sem und Japhet; — man denke an die Rebellen Chorach, Dathan und Abiron, welche sammt ihrem Anhange von der Erde verschlungen wurden, weil sie sich gegen den Stellvertreter Gottes, Moses, empört hatten; und wieder an das langanhaltende Wohlergehen des ägyptischen Josef, der stets seinen Vater Jakob, auch noch nach dessen Tode, geliebt und geehrt hat. Man rufe sich auch den unglücklichen Absolon ins Gedächtnis zurück, dessen Herz die Lanze Joabs durchbohrte, weil es undankbar genug dem Vater, Herrn und Könige David die schuldige Liebe, Ehrfurcht und

Gehorsam versagte. Beispiele ähnlicher Art gibt ebenfalls die Geschichte späterer Zeiten und selber noch heute das gewöhnliche Leben in Menge. Wer will daher nicht lieber von Gott ein langes Leben als den Tod des Verbrechers? — wer nicht lieber Segen und Wohlergehen statt Fluch und Verdammnis? — Also muß ihn schon sein eigenes Wohl bestimmen, das vierte Gebot heilig zu halten.

Und so laßet uns denn alle unsere Vorgesetzten aus genannter dreifacher Ursache ehren und lieben, laßet uns ihnen freudig gehorchen in allen Dingen, die Gott nicht misfällig sind, ihnen beistehen in leiblicher und geistlicher Noth und durch frommes Gebet für sie auch dann noch Dank und Liebe ihnen beweisen, wenn sie schon im Grabe ruhen!

Habet Dank, ihr lieben Bienen! daß ihr uns durch euer Beispiel an so heilige Pflichten erinnert habt.

2.

Seid wie die Bienen, ihr Altern! erziehet die Jugend zu ihrem Berufe mit aller Mühe und Sorgfalt!

Die Bienenkönigin legt wohl die Eier zu allen Bienen, aber das Geschäft, aus denselben Junge zu erziehen, bleibt den Arbeitsbienen überlassen. Diese sind daher, wenn auch nicht die eigentlichen Altern, doch die Ammen, Pflegältern und Erzieher der Jugend im Stocke. Sie verwalten dieses Amt mit bewunderungswürdiger Treue. Schon ehe noch die Königin die Eier legt, machen die Bienen die Wiegen für die Jungen zurecht, d. h. sie stellen die Zellen dazu her, bessern die schadhaft gewordenen aus und reinigen die alten und schon gebrauchten auf das beste. Auch Blütenstaub und Honig, die Nahrungstoffe der zukünftigen Kinder, bringen sie zuvor in die nächste Umgebung jener Zellen. Hat aber einmal die Königin darin Eier abgesetzt, dann ist die vorzüglichste Sorge der Bienen, denselben die nöthige Brutwärme zu verschaffen. Zu diesem Zwecke umschließen

sie — besonders zur kühlen Zeit — in dichten Haufen die Waben und bedecken mit ihren Leibern jede Brutzelle wohl. *)

Nach drei Tagen spaltet das frisch gelegte Ei von einander, und die kleine Made, welche hervorgeht, verlangt zu ihrem Wachsthum Speise; und solche bereiten und reichen alsogleich die kunstfertigen Ammen. Sie kochen nämlich in ihrem eigenen Innern aus genossenem Honig und Blütenstaub eine süßsäuerliche gallertartige Flüssigkeit, brechen dann solche in die Zelle aus und umgeben damit die ganze Made. Ein paar Tage zuvor aber, als sich diese einspinnen will, füttern sie dieselbe schon mit gröberer Speise, nämlich mit stickstoffhaltigen Pollen oder Blumenstaub, der mit Honig befeuchtet ist.

Zur heißen Sommerszeit, wo ohnedieß ein hoher Wärmegrad im Stöcke ist, und die Bienen die Brutzellen weniger zu bedecken

*) Anmerkung. In Stöcken mit etwas größeren Glasfenstern, wo eine Wachswabe in der Breite vor der Glasscheibe hängt, läßt sich sehr leicht die Königin über dem Eierlegen ertappen, und man kann ihr dabei wohl eine Viertel- oder eine halbe Stunde zusehen. Merkt man nämlich, daß sich die Brut schon bis zu den äußern Wachswaben ausbreitet, was beiläufig zu Ende Mai der Fall sein kann, und sieht man eines Tages, daß sich die Bienen auf der am Glase hängenden Wabe auf einmal viel zu thun machen, z. B. daß sie solche putzen und in die Zellen Blütenstaub und Honig geben, dann habe man acht; in den nächsten Tagen Vor- oder Nachmittags wird hier die Königin erscheinen, und die Eierlage vornehmen. Ohne Gepolster nimmt man den Deckel vom Glase ab, und auf den ersten Blick kann man die Königin erkennen; denn acht bis zehn Bienen stehen mit den Köpfen gegen einander und bilden gleichsam einen Stern, in dessen Mitte als Kern die Königin selber ist. Bevor sie ein Ei legt, fährt sie stets erst mit dem Kopfe in die Zelle, vermuthlich um nachzusehen, ob solche auch dazu vorbereitet ist. Dann zieht sie den Oberleib wieder heraus, geht um eine Zelle vorwärts, und schiebt hernach wieder rückwärts gehend, den Hinterleib bis an die Flügel in die Zelle hinab. Jetzt legt sie das Ei. Während sie dabei einige Sekunden sich ruhig verhält, reichen ihr die dienstthuenden Kammerzosen mittelst der Rüssel Honig zur Stärkung, dann verläßt sie die Zelle wieder, wird von den Bienen am ganzen Körper beliebkostet und schickt sich an, das nächstfolgende zu legen. Und so kann die Königin bei besonderer Fruchtbarkeit und zur besten Brutzeit des Tags wohl 2000 und noch mehr Eier zur Welt bringen.

brauchen, sieht man bald diese, bald jene Biene kommen, sich da oder dort in die Zelle hinabbeugen und gleichsam besorgt nachsehen, wie sich die zarten Säuglinge befinden. Diese wachsen heran. Nach 7 Tagen verändert die Made ihre gekrümmte Lage auf dem Boden der Zelle und richtet sich der Länge nach in die Höhe. Dieß ist das Zeichen, daß sich dieselbe verpuppen und in eine wirkliche Biene verwandeln will. Jetzt speisen solche die Bienen noch einmal reichlich und überwölben darauf die Zelle mit einem Wachsdeckel.

Nun geht im geheimnisvollen Dunkel der Zelle das Einspinnen und Verwandeln der Made vor sich. Unterdessen verlegen sich die Bienen mit aller Beharrlichkeit auf's Brüten und bedecken die Brut noch vierzehn bis fünfzehn Tage lang mit ihren Leibern. Überhaupt ist ihnen die Brut alles. Nur schwer, selber mittelst Rauch, lassen sie sich von derselben trennen. Auch schon aus dem Stock entfernte Brut suchen sie wieder auf und belegen sie. Auch solche aus fremden Stöcken nehmen sie mitleidig an. Ja, wenn bei vieler vorhandener Herbst- oder Frühjahrsbrut plötzlich starke Kälte einfällt, welche den ganzen Bienenhaufen zum engen Zusammenziehen nöthiget, so erfrieren eher die an den entfernteren Brutwaben gelagerten Bienen, als daß sie solche verlassen. Selber wenn der Weisel verloren gegangen ist, beruhigen sich die Bienen wieder, wenn nur noch Brut im Stocke vorhanden ist, besonders noch unbedeckte und Eier; sie erziehen sich dann daraus mehrere junge Weisel, indem sie über Eier oder Maden größere Zellen bauen und letztere mit einem besonderen Futterbrei nähren. Fehlt aber dem Stock die Brut gänzlich, dann ist er muthlos und auch verloren; bisweilen ziehen dann die Bienen gänzlich aus.

Nach 21 Tagen, vom erstgelegten Ei an gerechnet, (bei Dronen nach fünf und zwanzig, bei jungen Weiseln schon nach zwölf bis vierzehn Tagen) kriechen die jungen Bienen aus. Sie durchnagen allmählich den Rand des Deckels, strecken hie und da die Rüssel durch die dadurch entstandenen kleinen Öffnungen, heben mit den Köpfchen die Deckel empor und suchen sich ins Freie herauszuarbeiten. Jetzt reichen ihnen die alten die honiggefüllten Rüssel wie zum ersten Ruffe entgegen und helfen die hinderlichen Decken entfernen. Dann

bereiten sie den Neugeborenen gleichsam das erste Bad, indem sie dieselben in aller Hast am ganzen Körper belecken, sie von den anklebenden Häutchen und Überbleibseln der Zelle reinigen und ihnen zugleich mittelst ihres Zangengebisses die zarten Flügel und Füße dehnen und renken zum künftigen Gebrauche. Noch bleiben die Jungen mehrere Tage im Stocke, damit sie gehörig erstarken, und werden von den alten Bienen aus den Rüsseln geäht und gefüttert, bis ein schöner Tag kommt, wo sie feierlich aus dem Stocke geführt werden können. Beim ersten Ausflug der Jungen nämlich geht ein Theil der alten Bienen mit aus dem Stocke, fliegt vor demselben unter eigenem fröhlichen Gesang auf und ab, hin und her (das sogenannte Vorspiel), lehrt so durch sein Beispiel der unerfahrenen Jugend den Flug und gibt ihr gewissermaßen auf einige Schritte das Geleite in die weite Welt, wo sie nunmehr ihre Bestimmung erfüllen und ihre Selbstversorgung suchen und finden soll. Und die jungen Bienen kommen das erstemal auf das Flugbrett in ihrer noch unschuldigen grauen Farbe, drehen sich rechts und links, die kleinen Schwingen versuchend, erheben dann schwermüthig den noch vom Kinderpech strotzenden Leib, machen hernach mit gegen das Flugloch gekehrtem Kopfe kleine und immer größer werdende Kreise, wobei sie ihr Vaterhaus, der Rückkehr wegen, wohl betrachten, und schwingen sich zuletzt singend in die weite Luft — das allererstemal in ihrem Berufe.

In dieser naturgetreuen Schilderung der Biene müssen Ältern und Erzieher ein Bild der guten Kinderzucht erblicken. — So wie die Bienenkönigin der jungen Biene durch das Ei ihren Ursprung gibt, die Ausbildung aber und Erziehung derselben den Arbeitsbienen überläßt: eben so gibt auch der König Himmels und der Erde, der allmächtige Schöpfer, dem Kinde Dasein und Leben und überläßt die Bildung und Erziehung desselben unter schwerer Verantwortung den Ältern.

Und so wie die Bienen ihren Jungen, vom Ei an bis zum ersten Ausfluge, alle Mühe und Sorgfalt widmen, damit sie, ihrer Bestimmung gemäß, wahrhaft taugliche Mitglieder des Bienenstaates

werden: eben so haben auch Ältern die Pflicht, während der Jugendzeit ihres Kindes, von dessen Geburt an bis zum gänzlichen Austritte aus dem älterlichen Hause, alle Mühe und Sorgfalt darauf zu verwenden, dass dieselben wirklich das werden, wozu sie von Gott erschaffen und berufen sind: glückliche Wesen an Leib und Seele, für Zeit und Ewigkeit, oder: gute Menschen und Christen, taugliche Welt- und Himmelsbürger.

Die Bienen geben ihren Jungen bloß eine leibliche Erziehung. Sie sorgen dafür, dass der kleine Bienenkörper lebe, genährt werde, wachse und gesund bleibe und auf die kurze Dauer seines Lebens im Stocke wirken könne. Weiter ist nichts nothwendig; denn dem Thierleibe mangelt die vernünftige, fortdauernde Seele. Das Kind dagegen trägt in seinem Körper etwas herrliches und kostbares verborgen, nämlich das Ebenbild Gottes, d. i. die vernünftige, unsterbliche, zum ewigen glückseligen Leben geschaffene Seele. Hier ist also nebst der körperlichen Erziehung, die allerdings auch statt haben muß, vornehmlich eine geistliche Erziehung erforderlich; denn „was nützt es dem Menschen, wenn er — dem Leibe nach — die ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber Schaden leidet?“ —

Was die körperliche Erziehung der Kinder anbelangt, so muß wohl zugegeben werden, dass die meisten Ältern solche angelegentlich besorgen. Die angeborne Vater- und Mutterliebe treibt auch eben so mächtig dazu an, wie die Instinktliche der alten Bienen zur Pflege der jungen. Dessenungeachtet findet man Beispiele genug, dass Ältern, wenigstens aus Leichtsinne und Unverstand ihre Kinder an Leib und Leben und Gesundheit verderben lassen oder selber verderben, z. B. durch Unreinlichkeit, Mishandlungen, Mangel an ärztlicher Hilfe, wenn sie krank werden, u. dgl. Was aber den Punkt der geistlichen Erziehung betrifft, da erst begehen Ältern so häufig die größten Fehler.

Doch worin besteht denn eigentlich die geistliche Erziehung der Kinder? —

a) Überhaupt in der Ausbildung ihrer Seelenkräfte, vorzüglich des Verstandes und Willens. Der Verstand muß geweckt, geübt und mit nützlichen Kenntnissen berei-

chert werden, d. h. Kinder müssen denken, begreifen, urtheilen und allerhand nützlichcs verstehen lernen. Der Wille aber oder das Herz muß empfänglich gemacht werden für das Gute, d. i. Kinder müssen gewöhnt werden, an dem Guten Freude, an dem Bösen Misfallen zu haben, müssen ihren angeborenen bösen Neigungen freiwillig widerstehen, sich selbst beherrschen und dem Willen anderer gehorchen lernen.

b) Insbesondere in der religiösen Bildung. Das Kind muß Gott und dessen Willen, wie auch seine Menschen- und Christenpflichten durch die h. Religion Jesu kennen und lieben — und aus Liebe zu Gott die Sünde meiden und die Tugend ausüben lernen, oder anders gesagt: das Kind muß zur wahren Gottesfurcht angeleitet werden.

In dieser zweifachen Bildung der Seele besteht nun die geistliche Erziehung, wodurch der Mensch zur wahren christlichen Weisheit gelangt. Der vorzüglichste Theil dieser Erziehung bleibt aber stets die religiöse oder gottesfürchtige; denn „Gottesfurcht ist der Anfang aller Weisheit.“ (Ecles. 1—16.)

Durch eine zweckmäßige geistliche Erziehung wird das Kind erst in den Stand gesetzt, seine hohe Menschenbestimmung zu erreichen, nämlich, sein zeitliches und ewiges Wohl. Denn seine Geisteskenntnisse befördern sein gutes Fortkommen auf Erden, indem sie es zugleich zu einem brauchbaren Mitgliede der menschlichen Gesellschaft machen, und seine guten Sitten verleihen ihm Liebenswürdigkeit vor Gott und den Menschen. Frömmigkeit und Gottesfurcht aber schützen den Menschen gegen den Feind alles zeitlichen und ewigen Glückes, gegen die Sünde, spenden ihm auch selber in widerwärtigen Schicksalen des Lebens hinlänglichen Trost und erhalten so auch dann noch seine christliche Zufriedenheit, sein größtes Erdengut. Vorzüglich aber wird die Gottesfurcht in ihm eine reiche Quelle der Tugend und verdienstlicher Werke, für welche er von dem göttlichen Vergelter zur Belohnung himmlische Seligkeit zu hoffen hat und einst wirklich empfängt.

Also, so erzogen und gebildet, wird in der That aus dem Kinde

das, was es nach dem Willen seines gütigsten Schöpfers werden sollte, — ein glückseliger Welt- und Himmelsbürger.

Darum, liebe Ältern! laßt euch in einer so wichtigen Sache eures eigenen Fleisches und Blutes, eurer Kinder, nichts zu Schulden kommen. Ja, die Sache betrifft noch mehr als Fleisch und Blut — die unsterblichen Seelen derselben. Zeiget durch eine vernünftige und christliche Kinderzucht, daß ihr selber vernünftige Christen seid und eure Kinder in Wahrheit liebet. Stehet den Bienen nicht nach, die, ob schon vernunftlos, doch ihre Jungen dazu bilden, wozu sie erschaffen sind. Bildet so auch ihr eure Kinder für diese Erde und für den Himmel zugleich; für beide hat sie der gütigste Gott erschaffen. — Fanget aber diese Kinderzucht nicht zu spät an; die Bienen beginnen die ihrige schon mit dem Eie. Bieget die Bäumchen, so lange sie noch jung sind. Schon mit der Sprache des Kindes fangen sich seine Geisteskräfte zu entfalten an; da schon muß die geistliche Bildung und Biegung den Anfang nehmen. „Es ist einem Menschen gut — sagt die Schrift — (Klag. Jerem. 3. 27.) wenn er von Jugend an das Joch trägt.“ — Von jetzt an verdoppelt mit jedem Jahre eure Sorgfalt, daß der Verstand eurer Kinder nicht brach liegen bleibe, sondern fleißig angebaut werde mit nützlichen Kenntnissen, und daß ihre Herzen nicht überwuchert werden von den Schlingpflanzen böser Neigungen und Gewohnheiten, sondern frei emporstreben zum Guten. Und habt ihr hiezu selber weder genug Zeit noch Wissenschaft, so überlasset dieses Geschäft der Geistesbildung dem Schulunterrichte und haltet nur die Kleinen an, demselben gehörig beizuwohnen. Die Gottesfurcht aber, den wichtigsten Gegenstand der Christenbildung, lehret euren Kindern selber, in soweit als euere eigene Frömmigkeit und Religionskenntnis es vermögen; Gott will es so. „Ihr Väter — sagt der h. Paulus (Ephes. 6. 4.) erziehet euere Kinder in der Lehre und in der Zucht des Herrn.“ — Die vollständige Jesuslehre aber, das ganze Christenthum, prediget der Religionslehrer. Durch dessen Mund in der Schule und Kirche ruft Gott selber: „Kommet her, ihr Kinder! und höret mir zu, ich will euch Gottesfurcht lehren.“ (Ps. 13. 12.) Durch dessen Mund spricht der

göttliche Kinderfreund Jesus: „Lasset die Kleinen zu mir kommen, und wehret es ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich!“ (Mark. 10 — 14) In die Schule und Kirche also, lasset euere Kinder fleißig gehen, damit sie das vollständige Wort Gottes hören und lernen. Ja, das wehret ihnen nicht; sonst gönnt ihr ihnen auch das Himmelreich nicht. —

Aber nicht allein eueren Kindern Gottesfurcht lehren und lehren lassen, ist euere Pflicht, sondern auch darauf sehen, daß sie auch Gottesfurcht üben. „Gott will nicht bloß Wissener, sondern Vollzieher des Gesetzes,“ (Röm. 2. 13.) Besonders verhüte Gott, daß ihr etwa selber vor den Augen der Kinder gerade das Gegenheil der Gottesfurcht thuet. Wehe euch dann! Ihr wäret Ärger- nisgeber, Seelenverderber in euerer eigenen Familie. Vielmehr, Vater! Mutter! „stelle dich selbst in allen Dingen zum Beispiele guter Werke dar!“ (Tit. 2. 7.) Lasse in der Frömmigkeit dein eigenes Licht den Kindern vorleuchten, so werden sie dir freudig darin folgen. Ahme hierin gleichsam die Bienen nach, welche ihren Jungen beim ersten Ausfluge durch ihr eigenes Beispiel den Flug zeigen.

Endlich, liebe Altern! höret nicht auf, über euere Jugend sorgfältig zu wachen, wenn sie auch bereits herangewachsen ist. Hef- tige Stürme verschonen oft die niedrige zarte Pflanze und entwur- zeln oder zerbrechen dafür den hohen kräftigen Baum. In den Jüng- lingsjahren toben die Leidenschaften heftiger als je, und die Ver- suchungen zum Bösen werden gefährlicher. Wie mancher brave Jüng- ling, wie manches unschuldige Mädchen ist in dieser gefahrvollen Zeit die Beute böser Gesellschaften und der Verführung geworden! Jetzt also, liebe Altern! stehet fest zum Schutze eurer Jugend, wie der schützende Pfahl an dem hoffnunggebenden Baum.

Bergebet auch noch immer euere Gewalt und euer Ansehen nicht bei solchen erwachsenen Kindern. Führet strenge Aufsicht, for- dert noch fort Ehrfurcht und Gehorsam. Haltet sie jetzt besonders an zur Arbeitsamkeit. Dem Arbeitsamen fehlt es an Zeit, über böse Dinge zu brüten. Müßiggang ist aller Laster Anfang. Sehet vor allem auf Ehrbarkeit und Schamhaftigkeit. Sind einmal diese Boll- werke der Keuschheit und Herzensreinigkeit verloren, dann kann auch

die engelheilige Unschuld jeden Augenblick zum Falle kommen. Kurz, überwachtet jetzt mit doppelter Sorgfalt euere Söhne und Töchter; denn auch mit verdoppelter Eier geht jetzt der Versucher, wie ein brüllender Löwe, unter ihnen herum und suchet, wen er verschlinge.

Zum Schlusse, liebe Ältern, noch eins. Wenn ihr so an eueren Kindern von ihrer Geburt an bis zu ihrer selbstständigen Versorgung alles thut, was die schwere Pflicht der Erziehung erheischt: so vergesset dabei doch nie, dass — wie der Apostel sagt — „weder der säet, noch der begießet, etwas vermag, sondern nur Gott, der das Gedeihen gibt.“ Betet daher stets demüthig zu dem Herrn, er wolle euere Kinder vor der Ansteckung der Welt, vor Verführung und Ärgeris bewahren; er wolle ihre Herzen für alle heilsame Lehren eröffnen und für alles Gute erwärmen; er wolle auch euch selber zu dem wichtigen und schweren Erziehungsgeschäfte die nöthige Weisheit verleihen und zu dem Ganzen seinen göttlichen Segen geben. Und so wird dann euer Wachen und Sinnen, euer Sorgen und Mühen für das Heil eurer Kinder nicht vergebens gewesen sein, und ihr werdet süße Früchte davon ärnten. Welche Freude für euch, wenn ihr dann von euren wohlherzogenen Kindern das nämliche werdet sagen können, was einst die Mutter des jungen Tobias von diesem ihrem guten Sohne mit Wonne sprach: Sohn! Tochter! du bist die Lust unserer Augen, die Stütze unseres Alters, der Trost unseres Lebens!“ — Welche Freude für euch, wenn die Ehre eurer Kinder vor allen Rechtschaffenen zugleich eure eigene Ehre sein wird! — Und erst welche Freude! wenn ihr einst vor dem göttlichen Richter auf euere frommen Kinder zeigend, werdet sagen können: „Herr! hier sind die, welche Du uns anvertraut hast; keines ist durch unsere Schuld verloren gegangen!“ und wenn diese im kindlichen Danke euch vor Gericht laut als die Gründer ihres zeitlichen und ewigen Glückes preisen werden! — O! und dann wird erst das beste folgen: das Wohlgefallen eures höchsten Gottes und ein ewiger seliger Lohn in seinem Himmelreiche. — Möchten diesen doch alle Ältern durch eine gute Kinderzucht auf Erden sich erwerben! —

Z u g a b e.

Wie ein Kaiser als Vater besorgt ist und den Lehrer seiner Kinder ehrt und ehren läßt.

Dem Kaiser Theodosius dem Großen sammt seiner frommen Gemahlin Flaccilla lag die Bildung seiner Söhne so sehr am Herzen, daß er, als er in seinem ganzen griechischen Reiche keinen dazu vollkommen geeigneten Mann zu finden wußte, an den Kaiser des Abendlandes schrieb und durch diesen von dem römischen Papste einen Erzieher für seine Kinder sich erbat, der ihm auch den heil. Arsenius, einen Mann von edler Geburt und großen Kenntnissen, zuschickte. — Der Vater sorgte auch, daß seine Kinder ihrem Lehrer den gebührenden Respekt erwiesen, und als er eines Tages, da er in's Lehrzimmer gekommen war, um sich von dem Fleiße seiner Kinder zu überzeugen, bemerkte, daß Arsenius vor den Prinzen stand, während diese saßen, so rügte er dieses ernstlich, und von nun an mußten die Prinzen immer stehend den Unterricht anhören, während der Lehrer saß.

Stollberg's Kirchengeschichte.

Dazu bemerkt der Verf. des historischen Katechismus (Schmid): „In unseren Tagen kümmern sich die Ältern häufig weit mehr um eine gute Viehmagd, als um eine gute Kindsmagd, und der wohlfeilste Schullehrer ist ihnen auch der liebste. — Wenn die Kinder über den Lehrer klagen, so sind die Ältern leichthörig und leichtgläubig, aber harthörig und ungläubig, wenn der Lehrer über ihre Kinder Klage führt! — Ist der Lehrer streng und straft er, so ist es himmelschreiend und grausam; sind aber die Kinder gegen den Lehrer grob und unfolgsam, so ist es nur jugendlicher Leichtsinnder „lieben Unschuld.“ — Dieser Verfasser hätte auch noch beifügen können: Noch manchmal wird der Schullehrer nur als ein gewöhnlicher Gemeindediener angesehen; und obgleich alle, vom Bürgermeister oder Ortsvorsteher an bis herab zum Gemeindtrab, sammt ihren Kindern seine Schüler gewesen, so thäte es dennoch fast noth, daß er einem jeden aus der Gemeinde unterthänigst hofierte und stehen bliebe, wenn sie sitzen. Dieser Mangel an Achtung gegen den Lehrer bringt der Schulzucht großen Schaden.

Deutsche Sprichwörter über Kinderzucht.

1. „Man lernt mehr mit Augen, als mit Ohren.“
2. „Wohl vorangehen macht wohl nachgehen.“
3. „Die Kinder muß man in sauberem Wasser baden, nicht in Mistlachen;“ (d. h. sie müssen an ihrer Umgebung nur gutes Beispiel sehen.)
4. „Zusprechen ist halb Werk; vormachen und strafen weget den Verstand; (d. h. die Zucht bildet.)
5. „Kinder läßt man nicht Brod schneiden; sie würden sich mit dem Messer nur Schaden thun;“ (d. i. entferne alles Schädliche von den Kindern.)
6. „Erziehst du einen Raben, so wird er dir zum Danke die Augen aushacken;“ (d. i. schlechte Erziehung straft sich an den Ältern selbst.)
7. „Eine einzige übeltönende Pfeife verdirbt die ganze Orgel;“ (d. i. ein einziges böses Kind stört die Harmonie der ganzen Familie.)
8. „Jugend fängt wie Zunder.“
9. „Von dem alten Vogel lernt der junge singen;“ (Ältern, gebt acht!)
10. „An jungen Bäumen, wenn sie gerade wachsen sollen, hat man immer etwas zu biegen und zu putzen;“ (d. h. die Jugend ist der Zucht bedürftig.)
11. „Die Jugend soll zum Tische einen hungrigen Magen bringen, und einen müden Leib zu Bett tragen;“ (d. i. Mäßigkeit und Arbeit ist der Jugend gesund.)
12. „Besser, die Kinder bitten dich, als du sie.“
13. „Besser, die Kinder weinen, als du.“
14. „Barmherzige Mütter ziehen gründige (harte und boshafte) Töchter.“
15. „Kein Vielfraß wird geboren, sondern erzogen.“
16. „Oft essen die Ältern Holzäpfel, davon den Kindern die Zähne stumpf werden;“ (d. h. die Kinder tragen oft die Folgen von den Leidenschaften der Ältern.)

(Nach Sailer.)

Seid wie Bienen! haltet auf Frieden in der Familie und auf Gemeindwohl in der Gemeinde!

a) Sämmtliche Bewohner eines Bienenstockes (die Bienenkolonie) machen eine Familie aus. Alle Bienen stammen von einer Mutter, der Bienenmutter oder Königin; sie sind demnach zu einander Geschwister, und die Königin kann daher die Familienmutter und das Familienhaupt heißen. Auch wenn letztere eine Stiefmutter ist, d. h. eine Nachfolgerin der eigentlichen Mutter, eine junge Königin, die dem Stocke von dem Bienenvater zugetheilt oder von den Bienen selber erzogen wurde, hören alle Parteiungen unter dem Volke auf, wenn sie einmal gewählt und anerkannt worden ist, und die Bienen hängen ihr jetzt mit Leib und Leben an, so wie auch sie den Bienen. Nichts stört mehr den inneren Frieden zwischen beiden, und das Band der Liebe und Eintracht umschlingt Mutter und Kinder, so lange sie beisammen leben.

Nicht minder friedsam betragen sich die Arbeitsbienen unter einander. Obschon ihrer 30.000 — 60.000 beisammen wohnen, und bei ihren verschiedenartigen Arbeiten ein fortwährendes Gehen und Kommen, Zusammentreffen und Ausweichen, Helfen und Mitwirken stattfindet, und dieß dazu in einem engen Hause und in den schmalen Gängen und Stiegen des Wachsgebäudes: so ereignet sich doch niemals unter ihnen ein unfreundlicher Zusammenstoß, ein Zerwürfniß, eine Uneinigkeit, sondern es herrschen in ihrer Gesellschaft nur immer Eintracht und Frieden.

So soll es auch in der Menschen- und Christenfamilie hergehen; der liebe Frieden soll da wohnen. Familienglück beruht auf Familienfrieden. Wo der Frieden thront, ist Gott mit seinem Segen; denn er ist ein Gott des Friedens und den Friedfertigen besonders geneigt. „Selig sind die Friedfertigen,“ versichert der Heiland selbst, „denn sie werden Kinder Gottes (Lieblinge Gottes) genannt werden.“ (Mtth. 5. 9.)

Vorzüglich sollen Familienhäupter, Vater und Mutter, mit einander in Frieden leben; denn ein Zwiespalt unter ihnen verursacht

böses Blut in der Familie, macht Parteiungen unter den Kindern und Dienstboten, gibt ihnen Ärgernis, verwirkt das älterliche Ansehen und den schuldigen Gehorsam der Untergebenen. Das böse Beispiel wirkt auf alle, bis zuletzt das Sprichwort in Erfüllung geht: Wie das Haupt, so die Glieder; wie die Ältern, so die Kinder; wie der Herr, so der Knecht. — Dann aber, lebe wohl, Familienglück! —

Doch, ihr Familienhäupter! ich weiß einen Rath, nach welchem ihr ganz sicher den so wichtigen Familienfrieden in euren Häusern festhalten könnet. Wollt ihr ihn befolgen, so höret, wie er lautet: Trachtet nur eine gewisse Inwohnerin in euer Haus aufzunehmen; ich meine: die echte Gottesfurcht oder Gottesliebe. Solche ist aber niemals allein, sondern bringt auch immer die Nächstenliebe als Gesellschaftsdame mit sich. Und diese hat wieder einige Töchter, z. B. die Gatten-, Ältern-, Kindes- und Geschwisterliebe, welche auch mitkommen. Und hernach folgt hintendrein noch einige Dienerschaft, z. B. die Demuth, die Sanftmuth, Geduld u. s. w. Diese alle lasset bei euch einquartieren, und ihr werdet Wunder sehen, wie diese tugendhafte Inwohnerschaft alles aus eurem Hause treiben wird, was Zank, Streit und Feindschaft säen und den Frieden rauben kann, z. B. die tyrannische Härte des Hausvaters, die launenhafte Herrschsucht der Hausmutter, die eheliche Eifersucht und Untreue beider, auch den Ungehorsam und die Sittenlosigkeit der Kinder, die Unredlichkeit und Ohrenbläserei der Dienstboten, den Zorn, den Neid, die Rachsucht und noch anderes Sündengesindel, und zuletzt den bösen Geist des Unfriedens selber, diesen Friedenstörer aus dem Paradiese her, welcher sich heimlich in eurem Hause verborgen gehalten.

Hernach wird aber bald der goldene Hausfrieden, gepaart mit Familienglück, in euer Haus einziehen, sich hier behaglich fühlen, und so lange die Gottesfurcht mit ihrem lebenswürdigen Gefolge Mitinwohnerin bleibt, bei euch wohnen.

b) Der Bienenstock kann auch eine großartige Gemeinde genannt werden. Er zählt 30.000 — 60.000 Gemeinde-Inassen, die alles mit einander gemein haben, z. B. den Stock als Wohnung und Aufenthaltort, den Weisel als Vorsteher, Honig und Wachs

als Einkommen, die Zehrung als Auslagen, das Brutwesen als Erziehungsanstalt, und die verschiedensten Geschäfte und Arbeiten. Selber Glück und Unglück, Freude und Leid sind gemeinschaftlich.

Und wie wunderbar ist die Harmonie des Willens bei diesen Gemeindegliedern! Was der Weisel will, wollen auch die Bienen, und so umgekehrt; und was eine will, wollen alle. Neben der Sorge für die nothwendige Selbsterhaltung wird unter ihnen kein Eigennutz, keine Selbstsucht, kein Sonderinteresse gefunden, sondern alle haben nur noch Einen Sinn, den für das Gemeindwohl des Stockes; und ihr einziges Bestreben geht dahin, solches auf jede Weise zu befördern.

Jede Biene arbeitet daher nicht nur für sich, sondern zugleich für alle ihresgleichen und trägt willig und freudig das ihrige zur gemeinschaftlichen Arbeit, zum Gesamtnutzen, zum Wohlstande des Stockes bei. Hievon ein paar Beispiele. Ein Tröpfchen Honig, das sich die Biene zur Honigzeit mit einem einzigen Ausfluge aus dem Felde holt, würde hinreichen, sie einen ganzen Tag zu ernähren; allein sie holt zehn und noch mehr solche Tröpfchen an einem Tage, nämlich auch für andere Bienen, die wegen anderer Arbeit im Stocke bleiben müssen, auch für die Brut und den Weisel, die gleichfalls Speise bedürfen, und endlich zur Gewinnung eines Honigvorrathes für den Winter, wovon alle Bienen gemeinschaftlich zehren müssen, um ihr Leben und den Fortbestand des ganzen Stockes bis in's Frühjahr zu sichern. — Der Wachsbau, dieses unerlässliche Erfordernis zum Bestehen und Gedeihen eines Stockes kann nur durch emsiges Zusammenwirken aller Bienen hergestellt werden. Jede trägt aber dazu auch gerne ihr Scherflein bei.

Und durch solch' ein übereinstimmendes Wollen und gemeinschaftliches Zusammenwirken bringen nun die Bienen in kurzer Zeit außerordentliche Dinge zu Stande; z. B. eine alljährliche Nachkommenschaft von 100.000—200.000 Jungen, ein Wabengebäude von vielen Tausend Zellen, einen Honigvorrath von einem Zentner Honig und darüber, beides binnen einigen Wochen, oder mit einem Worte: — den höchsten Wohlstand des Stockes — den Flor ihrer Gemeinde.

Der gute Wille der Mitglieder von einer Gesellschaft oder in

einer Gemeinde, nicht nur sich selbst, sondern auch anderen und der ganzen Gesellschaft oder Gemeinde nützlich zu werden, wird gewöhnlich Gemeinſinn, auch Gemeingeiſt genannt; das wirkliche Handeln und Wirken aber nach dieſem Willen, nämlich zum Geſamt- oder Gemeindwohl, heißt Gemeinnützigkeit.

Zwei herrliche Eigenſchaften, wodurch ſich, nach der gegebenen Beſchreibung, die Bienen beſonders auszeichnen, und um deren willen, wahrhaftig! ſo manche Mitglieder unſerer Stadt- und Dorfgemeinden zu ihnen in die Schule gehen ſollten.

Mit dem lieben Gemeinſinn und der edlen Gemeinnützigkeit ſteht es in manchen Orten noch ziemlich ſchlecht. Da befindet ſich z. B. in einer Kirchengemeinde eine Kirche und eine Schule. Die Alten haben ſie hingebaut; warum? natürlich, der eingepfarrten Gemeinden wegen. Weil aber Kirche und Schule für ſich allein nichts nützen, ſo ſind dabei auch ein Pfarrer und Schullehrer angeſtellt. Dieſe ſind alſo nicht um ihretwillen da, ſondern auch nur der Gemeinden wegen. Der Pfarrer beſorgt das Seelenheil der Eingepfarrten und zeigt ihnen den Weg zu ihrem zeitlichen und ewigen Glücke, und der Schullehrer trägt zur Bildung der unwiſſenden Gemeindefinder bei und lehrt ſie in ſaurer Mühe verſchiedene nützliche Wiſſenſchaften. Pfarrer und Lehrer leiſten daher in ihrem Amte allen aus den Gemeinden — ohne Ausnahme — die wichtigſten Dienſte. Nun trifft es ſich, daß der Pfarrer oder Lehrer nicht einmal das geſetzlich beſtimmte Einkommen hat, um ſtandesmäßig leben zu können; und deshalb wird den Gemeinden von den vorgeſetzten Behörden aufgetragen, denſelben, weil ſie ja zum Nutzen der Gemeinden arbeiten, einen Gehaltsbeitrag zu leiſten. Oder, der Fall iſt ein anderer. Die Kirche, die Pfarrei oder die Schule drohen den Einſturz und machen eine Reparatur oder einen Neubau nothwendig; und hiezu ſollen die Gemeinden beitragen und wenigſtens die Zufuhren der Materialien übernehmen. O Himmel! was entſteht darüber in manchen Gemeinden für ein Murren und Knurren und Zetergeſchrei! — Der eine, der gewohnt iſt, mehr auf das Wirtshaus als auf die Kirche, mehr auf Sünde und

Laster als auf Religion zu halten, bricht aus: „Ich brauche keinen Pfarrer!“ — Der andere, welcher zufällig schon lauter erwachsene Kinder zählt, schreit: „Ich brauche keinen Schullehrer!“ — Der dritte schielt mit abscheulichem Blick auf die armen Tagelöhner und Häusler im Orte, welche, weil sie selber nichts haben, auch nichts geben können und dürfen, und spricht: „Die Armen zählen die meisten Seelen und Kinder und leisten nichts; warum soll ich für andere zahlen!“ — „D,“ rufe ich dabei aus, „wo ist bei solchen Schreiern und in solchen Gemeinden der liebe Gemeinnsinn, die edle Gemeinnützigkeit!“ — Ein anderes Beispiel. Da ist ein Dorf, mit grundlosen Wegen ringsum. Im Herbst und Frühjahr können deshalb die Landwirte mit ihrem Zugvieh nicht aus dem Orte und müssen faulenzeln. Die Düngerfuhrn müssen, den Äckern zum Nachtheile, warten, bis der grundlose Weg einigermaßen trocken geworden. Kein Getreidekäufer spricht um diese Zeit im Dorfe ein, weil seine schweren Lastwagen auf den Wegen versinken möchten. Dieß verdrießt wohl die Bauern, denn sie hätten eben Getraide in Borrath, und die Preise wären nicht schlecht; aber der böse Weg ist Ursache. Wer ihn dennoch fahren muß, weicht ihm entweder rechts oder links aus und fährt die hier befindlichen Saaten in den Grund, oder er setzt sein Gefährte auf und martert fluchend sein Vieh. Selbst der Fußgänger schimpft das Dorf ein Rothnest, wenn er bis über die Knöchel den Morast durchwaten. Das alles wird einmal bei einer Gemeindeversammlung in Erwägung gezogen, und zehn Gemeindeglieder kommen dabei zur Einsicht, daß es zum Vortheile des einzelnen wie der ganzen Gemeinde wäre, und selber für den Fremden nützlich, wenn man alle Jahre ein Stück des Morastes in einen straßenartigen Weg verwandelte; und sie stellen hiezu auch wirklich den Antrag. Allein, zehn andere Gemeinde=Insassen machen die Einsprache: „Ei, wo denket ihr hin? — Das kostete ja Mühe und Geld!“ — Und der eine setzt bei: „Ich habe just in der schlimmsten Gegend des Weges kein Feld.“ Der andere: „Unsere Väter und Großväter waren auch Hauswirte und sind bei denselben Wegen alt geworden!“ Kurz, die halbe Gemeinde sieht nicht einmal den eigenen Vortheil dabei ein, und der Vortheil anderer kümmert

sie gar nicht. Wo — frage ich daher wieder — ist in einer solchen Gemeinde der liebe Gemeinfinn, die edle Gemeinnützigkeit? — Noch ein Beispiel. Da befindet sich bei einer Gemeinde eine prächtige Wiesenflur; aber ein Bach durchschneidet sie in hundert Krümmungen, und seine Hochwasser treten aus und nehmen immer in zehn Jahren fünf Heufachsungen mit oder verschlemmen sie. Das ist schmerzlich. Darum macht jemand, der es versteht und wohlmeint, den Vorschlag, den Bach zu regulieren, d. h. ihn gerade zu schneiden und gut zu verdämmen; während er zugleich veraugenscheinlicht, daß hernach das Wasser weniger, als bei den früheren Krümmungen, rechts und links anprallt, daher nicht leicht mehr austritt; daß nebenbei durch den Geradeschnitt mehr Land gewonnen wird, u. s. w. Das Ding leuchtet ziemlich ein; aber die Arbeit der Regulierung macht Strupeln. Auch diese werden zuletzt mit der Aussicht auf größeren Futtergewinn niedergeschlagen. Und also kommt es doch zu etwas? — Wie es scheint; denn schon gehen sämtliche Besitzer der Wiesen-Parzellen mit der Messkette und mit Holzpflocken hinaus, um das neue Beet des Baches auszuzeichnen. Doch hätten sie lieber gleich auch den Zirkel und das Winkelmaß mitgenommen! Denn jetzt wird Streit. „Das geht nicht an,“ spricht Nachbar X., „nach dieser Richtung des Baches verliert meine Wiese eine halbe Quadratklafter Grund, während die des Nachbarn Y. eine Viertelsklafter gewinnt!“ „Und ich habe dann,“ sagt Nachbar Z., „zwei Löcher auszufüllen; dieser aber nur eins, und jener gar keins!“ „Da wird nichts daraus,“ heißt es, „es muß Gleichheit sein! Warum soll ich dabei verlieren und ein anderer gewinnen?“ — Und richtig, das Ganze zerschlägt sich, und der Bach läuft fort im Zickzack und frisst alle zwei Jahre das Heu in Vertretung des Dorfviehes. Wo ist nun, muß ich schon noch einmal fragen, auch in dieser Gemeinde der liebe Gemeinfinn, die edle Uneigennützigkeit? —

Und so könnte ich noch gar manches andere Beispiel anführen, wo in Stadt- und Dorfgemeinden und in anderen Vereinen und Gesellschaften der liebe Gemeinfinn und die edle Gemeinnützigkeit nicht so, wie in einem Bienenstocke, wohnen. Wenigstens sind oft einige oder mehrere Mitglieder darunter, die, vom schändlichen Eigen-

nuz und heidnischer Selbstsucht getrieben, nur überall auf ihren persönlichen Vortheil sehen, und immer nur auf den nächsten, der kein Geld kostet, nicht auf den entfernteren, wenn dieser auch der wichtigste ist, und die dabei den Vortheil des andern und das Gemeinwohl gar nicht berücksichtigen zu müssen glauben. In dergleichen Gemeinden herrscht dann kein harmonischer Wille zum Guten und kein Zusammenwirken zum Zwecke desselben, und es unterbleibt. Dadurch entgehen aber einzelnen und allen die bedeutendsten Vortheile, kurz, es leidet dadurch das Gemeinwohl.

Aber wie schlecht — das muß ich doch auch kurz erwähnen — verträgt sich Mangel an Gemeinsinn und Gemeinnützigkeit mit dem Christenthume! „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“ befiehlt das zweite Hauptgesetz desselben. „Was du willst, daß dir die Leute thun sollen, thue auch ihnen!“ lehrt der göttliche Meister; und: „Niemand suche bloß seinen Vortheil, sondern auch den Nutzen des andern!“ scharft der heil. Paulus ein. (2. Kor. 10. 24.) Allen diesen Vorschriften handelt der Christ ohne Gemeinsinn und Gemeinnützigkeit schnurstracks entgegen. Beide Tugenden sind Töchter der Nächstenliebe. In wessen Herzen diese Töchter nicht wohnen, der beherrgt darin auch ihre Mutter nicht. Und wie steht es dann auch mit der Gottesliebe? — Auf diese Frage antwortet der heil. Johannes Ev. (1 Br. 4. 20.): „Wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, wie wird der Gott lieben, den er nicht sieht?“ —

S p r ü c h e.

Friede ernährt, Unfriede zerstört.

„Wer mit einem Mitchristen in Unfrieden lebt, kann mit Christo nicht im Frieden leben.“

(Der heil. Augustin.)

„Wer nur für sich lebt und andere vernachlässiget, der ist überflüssig auf der Welt und gehört nicht zu unserem Geschlechte.“

(Der heil. Chrysostomus.)

4.

Seid, wie die Bienen, treue Bürger im Staate und wahre Patrioten im Vaterlande!

Der Knabe und die Biene.

Knabe.

Ei, Biene, wie schwer kriechst du daher!
Und dennoch willst du noch immer naschen
Und mehr
Noch füllen in deine Taschen!
Wart, kommst du aus der Blume heraus,
So sollst du bezahlen den süßen Schmaus!

Biene.

Ei, Knabe, du denkst wohl, aus Naschbegier
Verweile ich unter den Blumen hier?
Und trage nur so zum Zeitvertreib
Die schweren Lasten an meinem Leib?
Da kennst du noch nicht der Bienen Weise!
Sie schaffen und sammeln im weiten Kreise
Bereint für ihres Volkes Bestand,
Und keine läßt ruhen die fleißige Hand.
D'rum willst du ein guter Bürger sein,
So schaue in unsere Werkstatt hinein,
Und sieh', wie wir mit fröhlichem Sinn
Alle gehorchen der Königin!

Der Knabe stand und sprach kein Wort;
Die Biene flog beladen fort.

Bald ließen das fleißige Schwesterlein
Wachhabende Bienen zum Thore hinein.

Wenn die Menschen eines Volkes, auch mehrerer Völker, in einem oder mehreren Ländern als eine abgeschlossene Körperschaft so in Verbindung leben, daß sie eine und dieselbe Regierung anerkennen, sich zur Befolgung gemeinsamer Gesetze und Vorschriften, die von dieser Regierung ausgehen, wie auch zur wechselseitigen Hilfeleistung untereinander, verpflichten, um dadurch das Wohl des Einzelnen, wie der ganzen Körperschaft zu erzwecken: dann heißen

solche Länder sammt den darin wohnenden Menschen und ihrer ganzen inneren Einrichtung Staaten oder Reiche; und wenn darin als Oberhaupt nur Einer regiert, z. B. als Kaiser, König, Herzog u. s. w., auch Monarchien.

In einer ähnlichen Verbindung steht die Bienenkolonie, oder das gesammte Bienenvolk eines Stockes. Sie ist eine abgeschlossene Körper- oder Gesellschaft von Bienen, die unter einem und demselben Oberhaupte, der Bienenkönigin, leben, den gemeinsamen Gesetzen der Bienennatur und des Instinktes gehorchen und dadurch zur wechselseitigen Hilfeleistung verhalten werden zu dem Zwecke, daß das Wohl, sowohl der einzelnen Biene, als des ganzen Volkes erreicht werde. Die Bienenkolonie wird darum häufig auch ein Staat, der Bienenstaat, genannt und kann, weil die Königin darin als das einzige Oberhaupt und als Alleinherrscherin angenommen wird, auch eine Monarchie heißen.

Das Kaiserthum Österreich, zu welchem Böhmen, unser Vaterland, gehört, ist gleichfalls ein Staat, und zwar eine Monarchie. Diesem großen Staate ist der Bienenstock oder der Bienenstaat unter gewissen Verhältnissen besonders ähnlich, und gewissermaßen ein Sinnbild desselben. Ich erkläre dieß. Auf zahlreichen Bienenständen geschieht es nicht selten, daß Schwärme aus verschiedenen Stöcken zu gleicher Zeit kommen, sich aneinander legen und so sich selber vereinigen. Manchmal muß auch der Bienepfleger eine solche Vereinigung mit Fleiß vornehmen; er gibt dann zwei oder drei kleine Bienenvölker, die, einzeln aufgestellt, nicht ihr Fortkommen fänden, zusammen in einen Stock und bildet daraus eine einzige Kolonie. Solche vereinigte Bienenvölker verschiedenen Stammes unterwerfen sich dann freiwillig dem Zepter einer einzigen Königin (die überzähligen werden abgeschafft, der Monarchie wegen), und dann zeichnet sich die Kolonie aus durch Volksreichthum und deshalb auch durch Kraft und Macht, und ist meistens die vollkommenste auf dem Bienenstande. Eben so sind unter dem glorreichen Zepter des inwigstgeliebten Kaisers Franz Joseph I. die vielen Kronländer Österreichs vereint, in welchen verschiedene Volksstämme leben, als: Deutsche, Slaven, Italiener, Magyaren u. dgl., und bilden so „mit vereinten

Kräften“ — wie der Wahlspruch ihres allerhöchsten Monarchen lautet — die starke gewaltige Monarchie von achtunddreißig Millionen Menschen, die größte in ganz Deutschland.

Aber so wie den Kaiserstaat, versinnbildet der Bienenstock auch das Vaterland. So nennen wir jenes Land, wo wir geboren und erzogen wurden, wo wir mit den Unsrigen leben und unseren Wirkungskreis haben, wo ferner bei eigener Mitwirkung, für unsere Nahrung und Wohnung, für den Schutz unseres Lebens und Eigenthums und überhaupt für unser leibliches und geistliches Wohl gesorgt wird.

Ein solches Vaterland besitzt auch jede Bienenkolonie; es wird darunter die ihr zugetheilte Wohnung oder der eigentliche Stock mit seiner ganzen Einrichtung im Innern verstanden. In demselben werden die einzelnen Glieder der Kolonie geboren und erzogen, in demselben ist jeder Biene ihr Wirkungskreis angewiesen, in demselben findet jede Nahrung, Wohnung und Schutz, und mit einem Worte: ihr Wohl.

Dieses ihr Vaterland lieben nun die Bienen über alles. Ihr Patriotismus — so nennt man die Vaterlandsliebe mit einem andern Namen — ist höchst merkwürdig und verdient unsere Bewunderung und Nachahmung. Wir wollen ihn jetzt deutlich beschreiben. Aus dieser Beschreibung aber, weil der Bienenstock zugleich der Bienenstaat ist, werden wir unter einem sehen, wie musterhaft sich die Bienen überhaupt auch als Glieder oder Bürger ihrer Monarchie benehmen.

Ihren Patriotismus beweisen die Bienen dadurch:

1. Dass sie ihre Königin als Landesmutter und Staatsoberhaupt lieben und ehren, den Frieden und die festgesetzte Ordnung im Stocke bewahren und achten, für das Gemeinwohl ihres kleinen Staates unverdrossen wirken und überhaupt zur Erhaltung desselben das nöthige beitragen.

Was die Liebe der Bienen zu ihrer Königin betrifft, so ist solche im I. Abschnitte S. 14. geschildert worden, und das dort Gesagte müßte hier nur wiederholt werden. Gleichfalls findet das,

was im III. Abschnitte S. 26. von der Friedensliebe der Bienen in der Bienenfamilie angeführt wurde, hier wieder seine Anwendung; denn der Staat oder das Vaterland ist ja auch eine Familie — nur im Großen — wo das Oberhaupt als Landesvater, oder als Landesmutter, die einzelnen Bürger aber des Staates als Landesfinder erscheinen. Und eben so gilt das, was wir im III. Abschnitte von den Bienen als Gemeindegliedern hinsichtlich ihres Gemeinsinnes und gemeinnützigen Zusammenwirkens besprochen haben, auch für den gegenwärtigen Punkt, indem der Staat oder das Vaterland wieder nichts anders ist, als eine Gemeinde im größten Maßstabe.

2. Dafs sie ihren Stock, als ihr Vaterland, gegen jeden Feind sorgfältig zu schützen suchen und jeden Augenblick bereit sind, im Kampfe für ihn das Leben zu opfern.

Klopft man im Winter, auch nur ziemlich leise, an die Außenseite eines Stockes, während man zugleich das Ohr daran legt, so hört man dabei alsogleich ein schnelles Aufbrausen des ganzen Bienenhaufens im Innern. Das ist die Stimme der allgemeinen Besorgnis. Die Bienen erschrecken und fürchten Gefahr für ihr theures Vaterland. Wiederholt und vergrößert sich die Beunruhigung, dann verlassen bald einige trotz der Kälte das gemeinschaftliche Lager, kommen unter die Flugöffnung und spähen nach dem Feinde, wobei sie leider meistens vor Kälte erstarren. Im Sommer erscheint den Bienen jeder ungewöhnliche Gegenstand vor dem Stocke verdächtig, und die Wache unter der Eingangspforte behält ihn beständig im Auge. Bewegt er sich hastig hin und her, oder zeigt er wirklich feindselige Absichten gegen den Stock, dann fällt ihn muthig die erste beste Biene an und sucht ihn mit ihrem Stachel zu vertreiben, indem sie zugleich einen Hilferuf ausstößt. Alsogleich kommen dann mehrere herbei und zücken die giftigen Waffen. Entflieht der Feind nicht, oder versucht er wohl gar sich zu vertheidigen, dann wird der Zorn der Bienen Wuth, und ihr Racheruf kann dann Hunderte ja Tausende aus dem Stocke rufen, die alle bereit sind, für ihren Honigschatz, für ihre Jungen, für ihre Königin, für einander selber, für ihren Stock das Leben zu opfern. Wirklich kostet es allen jenen dieses Opfer, die in der That

stechen und in dem Feinde ihre Stachel wie abgeschossene Pfeile stecken lassen. Man hat Beispiele, daß auf dergleichen Veranlassung und Weise sich ganze Stöcke entvölkert haben.

Auch auf kleine Feinde haben die Bienen acht, z. B. auf Ameisen, Ohrwürmer, Fliegen und Mücken, auf den Wachsmottenschmetterling u. s. w. Sie halten solche dadurch vom Stocke ab, daß sie alle Fugen und Ritzen ihrer Wohnung fleißig verkitten oder vor größeren Öffnungen, wie auch vor dem Flugloche Wachen aufstellen. Jede fremde Biene, die in den Stocck dringen und Honig naschen will, dergleichen Wespen, Hummeln, die zuweilen der Honiggeruch herbeilockt, werden unter der Pforte angehalten. Wenn eine Biene den Eindringling nicht bewältigen kann, oder wenn dieser gepanzert und deshalb unverwundbar ist, z. B. eine Hummel, ein Käfer; dann fallen mehrere über ihn her, verrenken und zerbeißen ihm Flügel und Füße und tödten ihn durch Erstickung, indem sie sich dicht um ihn ballen und so ihm die Luft zum Leben abschließen. Unabwendbar ist besonders der Tod einer fremden Königin, wenn diese im Schwarmtumulte oder beim Ausfluge durch einen Windstoß verschlagen, oder wie immer in den Stocck geräth, oder auch nur auf sein Flugbrett fällt. Die gefährliche Nebenbuhlerin könnte ja in der Monarchie Zwiespalt, Aufruhr und Revolution anrichten und die Ruhe des Staates gefährden! Darum wird sie auf der Stelle gefangen genommen, d. h. von einem Knäuel Bienen eingeschlossen und nicht eher losgelassen, als bis sie mit gebrochenen Flügeln und Füßen entweder durch einen Stich oder durch Erstickung eine unschädliche Leiche geworden ist. Hierauf wird solche über die Gränze des Reiches — aus dem Stocck und vom Flugbrette — gebracht.

Vorzüglich kämpfen die Bienen für Staat und Vaterland mit aller Hingebung und bewunderungswürdigem Heldenmuth, wenn ein sonst gesunder Stocck von einem kühnen Raubstocck angefallen wird. Hier gilt es den Sieg über den Räuber, sonst ist der Stocck in einem Tage verloren. Es entsteht daher ein nothwendiger und blutiger Vertheidigungskrieg. Beim ersten Anfluge der Raubbienen wird vor allem die Wache unter dem Eingangsthore verstärkt, und jeder andere Zugang durch irgend eine Ritze oder Nebenöffnung mit Besatzung

versehen. In demselben Augenblicke sind auch Hunderte, ja Tausende gerüstet zum Kampfe auf Leben und Tod. Jeder Räuber, der angefliegen kommt, wird von der nächsten Biene gepackt und mit Hilfe anderer erwürgt und erstochen. Gewöhnlich fasst aber nur eine Kämpferin allein den Feind, ohne ihn mehr los zu lassen, und ringt im Zweikampf mit ihm. Beide drehen sich dabei im Kreise herum, bis sie vom Flugbrette auf den Boden fallen; und erst hier, wenn es dem einen Theile gelungen ist, zwischen den Panzer des anderen den Stachel einzusenken, trennt er sich von dessen Leiche als Sieger. Ein Haufe todtter Bienen bezeichnet zuletzt vor dem Stocke das Schlachtfeld, und hier liegen unter den erschlagenen Feinden auch viele, die gefallen sind im heißen Kampfe für's Vaterland.

3. Dass sie ihrem Stocde oder Bienenstaate unverbrüchliche Treue bewahren.

Jede Biene bleibt in der Regel ihr ganzes Leben hindurch bei ihrer Kolonie, und unter hundert Stöcken, die neben einander stehen, sucht sie nach ihrer Heimkehr aus dem Felde den ihrigen auf. Und geschieht es auch, dass eine, mit Honig und Blumenstaub beladen, daher ermüdet, unversehens auf ein fremdes Flugbrett fällt oder wohl gar von den einströmenden Bienen fortgerissen, mit in's Innere eines andern Stockes geräth, so gewart sie bald den Fehler; ihr wird unheimlich, sie geht zurück und fliegt nach Hause. Nur junge Bienen, denen gleichsam noch die nöthige Erfahrung mangelt, lassen sich bisweilen von einem sehr nahe stehenden starken Nachbarstocke durch sein lärmendes Volk verleiten, mit in denselben zu gehen; alte dagegen nehmen den gewohnten Flug und irren nicht leicht, außer es ist ihr Stock auf einmal bedeutend von seiner früheren Stelle gerückt worden, wo sie ihn nach dem Heimfluge nicht finden und dadurch genöthiget sind, irgendwo anders einzukehren. Zwar verlässt beim Schwärmen sogar ein großer Theil der ganzen Kolonie den Mutterstock und zieht in's Freie, um nicht mehr wieder zu kommen; allein dieß kann man nicht Untreue gegen das bisherige Vaterland nennen. Übervölkerung des Mutterstockes, beengter Raum in demselben und allzu große Hitze, junge Königinnen, von denen doch nicht alle bleiben und herrschen dürfen, und endlich der ange-

borene Vermehrungstrieb, das sind die Ursachen, warum sich die Schwärme vom Mutterstocke trennen. So muß sich ja endlich auch der erwachsene Sohn, die erwachsene Tochter vom Vaterhause trennen, dem sie bisher in aller Treue angehangen, wenn der selbständige Beruf sie es heißt. Und ebenso haben schon oft in überbevölkerten Ländern, z. B. in England, ganze Menschenschwärme, weil sie in Vaterlande nicht mehr genug Unterkunft, Nahrung und Erwerb gefunden, demselben Lebewohl sagen müssen, und haben dann in anderen Welttheilen als Kolonisten oder Ansiedler ein neues Vaterland gesucht.

Um so merkwürdiger bleibt aber der Umstand, daß die Bienen eines Schwarmes, sobald sie mit ihrer Königin eine neue zusagende Wohnung bezogen und darin zu bleiben beschlossen haben, nicht mehr auf den Mutterstock zurückfliegen, sondern ihn von jetzt an wie jeden andern fremden betrachten, trotz dem daß sie den Flug zu demselben gewohnt sind, und dieser mit der neuen Wohnung auf einem und demselben Stande und kaum ein paar Schritte weit davon entfernt steht. — Sie haben — meine ich hierüber — ein neues Reich gegründet und ein neues Vaterland gefunden; und diesem bewahren sie jetzt — mit Bewilligung des alten — Liebe und Treue aufs Neue.

Auch außer dem Stocke hängen die Bienen derselben Kolonie — man möchte sie Bienen-Landsleute nennen — einander in Treue an. Beim Schwärmen z. B. legen sich die Bienen desselben Schwarmes irgendwo im Freien in einen gemeinschaftlichen Haufen zusammen und erwarten vereint das Einfangen in den Stock. Erfolgt dieß nicht, so erheben sich auch alle wieder und ziehen in Gemeinschaft weiter. Zieht ein Schwarm bei kühler Witterung aus und während sich eben die Sonne hinter Wolken versteckt, dann fallen viele Bienen, besonders die jüngsten, ermattet auf die Erde und können sich nicht eher wieder erheben, als bis Sonnenschein sie neuerdings erwärmt hat. Diese Verlorenen kriechen hernach in einzelne Häuflein zusammen und erwarten so wieder in Gesellschaft ihr Loß, entweder gänzliche Erstarrung oder Wiederbelebung. Unter solchen verlornen Bienen befindet sich nicht selten selber die Königin. Der Schwarm durchkreuzt dann unter angstvollem Getöse die Luft nach allen Richtungen und sucht so die geliebte Königin. Findet er sie

nicht, dann kehrt er traurig in den Mutterstock zurück, wo ihn noch die Hoffnung auf eine noch zu schaffende Königin tröstet. Haben aber dennoch einige Bienen den Aufenthalt der verlorenen Königin entdeckt, z. B. im Grase oder Gestein, so legen sie sich alsogleich zu ihr, und auch die in der Nähe liegenden verlorenen kriechen heran, und alle bedecken sodann in einem Häuflein die Königin und suchen auf diese Weise sie und ihr theures Leben so lang als möglich zu schützen. Also auch im Unglücke halten die Bienen wie gute Landsleute zusammen, verlassen einander nicht und bleiben den ihrigen, vornehmlich der Königin, treu bis in den Tod.

Wenn nun die Bienen als unvernünftige Insekten solchen Patriotismus beweisen, den wir bewundern und achten müssen, soll doch wohl uns, vernünftigen Menschen und erleuchteten Christen, diese schöne Tugend um so weniger fehlen, — eine Tugend, die schon vor Jahrtausenden blinde Heiden, Griechen und Römer, in einem vorzüglichen Grade geübt haben, eine Tugend, die ein Abzweig der christlichen Liebe des Nächsten ist, und zwar jener Nächsten, die sich unsere Landsleute nennen, mit uns in engerer Verbindung stehen, und zu unserem Wohle mitwirken helfen, eine Tugend, sage ich noch einmal, die gleichfalls Jesus durch sein eigenes Beispiel gelehrt hat; denn er, „zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel gesandt“, (Matth. 15, 24.) hat diesen seinen Landsleuten zuerst und in eigener Person die Lehre des Heiles verkündigt. Durch drei Jahre hat er ihnen die größten Wohlthaten gespendet. Ja er weinte sogar über die Verblendung der Juden und wegen der Zerstörung Jerusalems, der Hauptstadt seines Vaterlandes, bittere Thränen und gab selber zunächst für die Sünden seiner Landesgenossen sein Leben hin! —

Was verlangt aber diese Tugend des Patriotismus von uns? — Ähnliches, was die Bienen gegen ihren Stock, der ihr Vaterland ist, beweisen, nämlich:

Dass wir das Staatsoberhaupt, den Landesvater, lieben und ehren als den von Gott gesetzten Statthalter; dass wir ihm und denen, welche in der Regierung wieder dessen Stelle einnehmen, wie auch den nur zum Wohle des Landes gegebenen Gesetzen, wil-

ligen Gehorsam leisten; was alles uns schon das 4. Gebot des Herrn zur Pflicht macht; daß wir ferner die Ruhe und den Frieden im Lande nicht stören durch ungerechte Handlungen, durch aufrührerische Worte und Thaten; daß wir zum Wohle unserer Landsleute und zum Heile des Vaterlandes mit Hab und Gut und nach unseren Kräften beitragen; daß wir nöthigenfalls das Vaterland gegen Feinde mit Blut und Leben vertheidigen und demselben in unverbrüchlicher Treue anhängen.

Das sind im allgemeinen die Forderungen, welche die Tugend der Vaterlandsliebe oder das Vaterland selbst an uns macht.

Nun will ich insbesondere noch die gewöhnlichen Fehler und Sünden angeben, die man sich gegen das Vaterland zu Schulden kommen läßt, und wodurch man beweist, daß man keinen wahren Patriotismus besitzt. Diese sind:

1. Der Unwille bei Entrichtung der auferlegten Steuer.

Keine Biene kann für sich allein bestehen, sondern nur in der vereinten Kolonie oder im Bienenstaate. Der Bienenstaat kann aber nicht bestehen, wenn nicht die einzelnen Bienen zu seiner Erhaltung beitragen. Wenn z. B. jede Biene den Honig und Blumenstaub, den sie einträgt, bloß für sich behalten und nichts davon an die übrige Bienengesellschaft abgeben wollte, so müßte der Stock eingehen; denn wovon würden jene Bienen leben, die anderer nothwendigen Geschäfte halber den Stock nicht verlassen und keinen Honig und Blumenstaub einsammeln können? — woher würde dann das höchst nothwendige Wachsgebäude kommen, welches nur aus Honig und Blumenstaub herzustellen ist? woher würde die Brut genährt werden können? — u. s. w. Es ist daher unumgänglich nothwendig, daß jede Sammelbiene etwas von ihrem Erwerbe zum Besten der andern und zur Erhaltung des ganzen Stockes opfere; und es ist billig, dieß zu thun, weil sie ja an den Vortheilen ihres Staates, den sie erhalten hilft, selber Antheil hat.

Ein Ähnliches erfordert das Wohl des Vaterlandes, oder die Erhaltung des menschlichen Staates. Der Staat ist da, damit der Einzelne, so wie auch alle seine Glieder durch ihn bestehen und ihr

Wohl finden können. Zu diesem Zwecke muß er aber alles besorgen und veranstalten, was hiezu gehört; z. B. er muß die Regierung des Landes und die Überwachung der Gesetze durch Regierungsbeamte, die Sicherheit des Landes aber, der Person und des Eigenthumes durch Militär, Gerichts- und Polizei-Behörden besorgen. Er muß zur Bildung des Volkes Kirchen, Schulen und verschiedenerlei Lehranstalten und zur Versorgung unglücklicher Bürger Armen-, Kranken-, Waisen-, Arbeits- und Strahhäuser u. a. m. erhalten. Er muß auch für Unterstützung und Beförderung des Ackerbaues, des Handels, der Gewerbe, Künste und Wissenschaften Sorge tragen. Dieß und noch anderes mehr muß der Staat thun, will er fortbestehen und seinen Zweck erreichen. Das Ganze verursacht aber große Kosten und Auslagen; wer soll die bestreiten? — Niemand anderer, als der Staat selbst. Nun machen aber eben die einzelnen Glieder zusammengenommen den Staat aus und genießen dessen Vortheile; daher ist es auch billig und recht, daß sie durch Geldbeiträge jene Unkosten bestreiten helfen oder dazu beisteuern. Dergleichen Beiträge heißen daher auch Steuern.

Es gibt wohl Menschen, die das ganze Verhältnis mit der Steuer nicht verstehen, welche wohl gar die gewöhnliche Redensart: „Dem Kaiser Steuer zahlen“ (worin der Kaiser als Oberhaupt des Staates, statt des Staates selber genannt wird) so nehmen, als ob alle Steuer nur der Person des Kaisers gehöre, und deshalb nur minder geneigt sind zu steuern. Bei solchen muß man ihrer Unwissenheit etwas zu gute halten. Allein, wer das Verhältnis und den Zweck der Steuer kennt und dessen ungeachtet bloß aus Geiz mit größtem Widerwillen die Steuer zahlt, der handelt unbillig und undankbar gegen sein Vaterland oder gegen den Staat, dessen Vortheile er genießt, und hat darum keinen echten Patriotismus.

Der h. Ambrosius schreibt (1. 4. ad Luc. 5.): „Wenn selbst der Sohn Gottes Steuern zahlte, wie kannst du behaupten, daß man sie nicht zahlen soll? Er zahlte Steuern, ob schon er kein Eigenthum besaß; du aber, der du dem wirklichen Gewinne nachjagest, warum unterwirfst du dich nicht gehorsam den Forderungen

der weltlichen Obrigkeit? — Wer des weltlichen Schutzes sich erfreuen will, muß auch die Kosten desselben bestreiten helfen.“

2. Das Umgehen oder Verweigern der gesetzlichen Militärpflicht und der Vaterlandsvertheidigung.

Das Vaterland oder der Staat braucht Soldaten oder eine Armee zum Schutze gegen äußere und innere Feinde. Wer für sein Vaterland als Krieger einzutreten hat, bestimmt das Gesetz; die übrigen dürfen zu Hause ungestört ihrem Berufe obliegen. Wenn nun ein Militärpflichtiger Mittel und Wege sucht, das Gesetz zu umgehen und sich seiner Militärpflicht durch die Flucht, durch List und Betrug, Verstellung, Bestechung oder wie immer entzieht, z. B. dadurch, daß er sich eine Krankheit erkünstelt, eine Hand oder einen Fuß verstümmelt und so selbst am eigenen Körper ein Verbrechen begeht: muß nicht ein solcher, nur bei einem Funken Gefühl für sein Vaterland, schamroth werden, so oft er daran denkt? muß ihm dasselbe nicht gänzlichen Mangel an Patriotismus vorwerfen? —

Es kann aber auch der Fall eintreten, wie er wirklich schon oft vorgekommen ist, daß das Vaterland in äußerster Gefahr schwebt, weil das eigene Heer zu schwach, der Feind dagegen zu mächtig und erbittert ist. In solcher Noth ruft das Vaterland alle seine Söhne, die Waffen tragen können, zu Hilfe. Jetzt gilt es nicht allein, für Weib und Kind, für Vater und Mutter zu streiten, sondern für das Wohl Tausender, eines ganzen Volkes selbst sein Leben zu wagen und dadurch den größten Beweis seiner Liebe zu geben. „Eine größere Liebe kann niemand beweisen“ — sagt in diesem Bezuge der Liebesprediger Jesus (Joh. 15. 15), „als der, welcher sein Leben hingibt für seine Brüder.“ Wer nun in solcher allgemeinen Gefahr sich der Vertheidigung des Vaterlandes entzieht, wird ein Verräther an demselben und muß sich seines Patriotismus schämen.

Ja, schämen muß er sich als Christ vor den Heiden. Diesen, den alten Griechen und Römern, galt das Vaterland als das Höchste. Ihm opferten sie mehr als dem Vater, mehr als dem Freunde. Wenn es rief, dann schwieg die Stimme der Kindesliebe; seinetwegen vergaßen die Ältern ihre Kinder, der Bruder nahm freudig Lebenswohl von Bruder und Schwester, von Verwandten und Freunden.

„Und das wohl mit Recht“ — sagt Valerius Maximus, — „denn der Staat kann unverfehrt fortbauern, wenn auch ein Haus darin untergeht; der Sturz des Staates aber zieht die Hausgötter aller (das ganze Volk) mit sich ins Verderben.“

3. Nichtachtung und Widerspenstigkeit gegen die Einführung und Beförderung gemeinnütziger Anstalten und Einrichtungen im Vaterlande, und Ungehorsam gegen die deshalb erlassenen Verordnungen der Landesregierung. Hieher gehören: Schulanstalten, Versicherungsanstalten gegen Feuersbrünste und Hagelschlag, Sparkassen, patriotische Gesellschaften und Vereine zur Hebung der Landwirtschaft, Obstbaum- und Bienenzucht, gemeinnützige Bücher und Schriften, das in jüngster Zeit (für Oesterreich) ausgeschriebene k. k. freiwillige Staatsanlehen, die Verordnungen in Betreff der Kuhpockenimpfung, der Cholera und Viehseuchen, der Feuerlöschordnung u. s. w. u. s. w.

Dergleichen Einrichtungen und Verordnungen haben anerkannten Wert für Staat und Vaterland; dennoch haben manche dafür keinen Sinn; Eigennutz oder Trägheit halten sie ab, wie immer dafür mitzuwirken, und ihr Dünkel weiß selber dieß und jenes daran zu tadeln. Sie rühmen wohl auch immer das Ausland auf Kosten ihres eigenen Vaterlandes. Die Thoren! sie haben sich nicht einmal Mühe genommen, die Einrichtungen des letzteren gehörig kennen zu lernen, wie sollen sie erst vollständige Kenntniss von der Beschaffenheit des ersteren besitzen, um zu einem gerechten Urtheile zwischen beiden befähigt zu sein! Nichts ist ganz vollkommen unter der Sonne; jedes Land hat daher auch seine Unvollkommenheiten aber auch seine vortrefflichen Einrichtungen. Wer auf eine hier angedeutete Weise gegen diese Einrichtungen sündigt, versündigt sich am Vaterlande selber und muß aus der Zahl der wahren Patrioten gestrichen werden.

4. Endlich freiwillige Auswanderung ganzer Familien aus dem Vaterlande ohne hinreichenden Grund.

Seit vielen Jahren sind aus verschiedenen Ländern Deutschlands ganze Familien und Tausende von Menschen hinüber über das Meer nach Amerika gewandert. Wenn solche Menschenwärme aus ähnlichen Ursachen ihr Vaterland verlassen, wie Bienenschwärme in der

Regel ihre Mutterstöcke, nämlich: wenn im Vaterlande — wie schon oben erwähnt wurde — wegen Übervölkerung ihr Wirkungskreis schon zu beengt ist, und sie ihren Lebensunterhalt nicht mehr finden, und deshalb ihr Vaterland selber in ihre Absonderung williget: dann wollen wir dergleichen Auswanderer in Gottes Namen ziehen lassen und ihnen unsere besten Wünsche nachsenden. Allein wenn dergleichen Auswanderungen durchaus nicht von der Nothwendigkeit geboten sind, indem das Vaterland noch immer gegenwärtig und für lange hin Platz genug hat für betriebsame und zufriedene Einwohner, sondern die Auswanderungslust nur eine Folge selbstverschuldeter Unzufriedenheit der Menschen ist und des thörichten Wahnes, daß jenseit des Meeres Länder mit dem Himmel auf Erden liegen, und dieser voller Geigen hänge: dann verargen wir solchen die Auswanderung und bedauern sie zugleich ihrer Verirrung wegen, und das Vaterland hat gleichsam Ursache zu trauern, theils wegen ihrer Untreue, theils aus Mitleid.

Die Marschroute zur Reise nach der wahren Glückseligkeit auf Erden lautet ganz kurz:

Bete und arbeite! — oder anders: Fürchte Gott, und thue deine Pflicht!

Nach dieser Route findet man Zufriedenheit in einem frommen schuldlosen Herzen und in dem süßen Bewusstseyn treuer Pflichterfüllung, und diese Zufriedenheit eben ist das wahre irdische Glück. Man darf also nicht erst darnach über das Meer reisen; das eigene Herz ist das Land Kalifornien, und die Zufriedenheit darin das Gold. Wer aber dieses Glück nicht schon in seiner Heimat und im Vaterlande besessen, der wird es auch in fremden Ländern und Welttheilen nicht finden; die Schuld liegt im unzufriedenen Herzen, das er unverändert mit hinüber schiffet.

Doch man setzt so häufig das größte Erdenglück in Reichthum und Wohlleben, und dieses Glück eben suchen die meisten Auswanderer drüben über dem Meere. Aber wie viele schon sahen sich nach ihrer Überfahrt bitter getäuscht, wie jene erzählen, die wieder in's Vaterland zurückgekehrt sind, und briefliche Nachrichten von drüben bestätigen! —

Mancher Familienvater hat auf der weiten Reise zu Wasser und zu Land durch schwere Unkosten, oft auch durch erlittenen Betrug den größten Theil seines Vermögens verloren; wohl erlag auch dieß oder jenes Familienglied den Strapazen der Reise durch den Tod. Doch endlich stand er nach tausenderlei Sorgen und Beschwerden, Schrecken und Leiden am Ziele, aber wo? Unter einem Himmelsstriche, dessen Klima er nicht gewohnt ist, in einem Lande von sonderbaren Gesetzen und Bräuchen, in einer Wildnis, die er erst kultivieren soll, und unter Menschen von verschiedenen Nationen, deren Sprache er nicht versteht, deren Sitten und Religionen ihn anwidern. Als ein Fremdling steht er da, ohne freundlichen Nachbar, ohne hilfreichen Freund, ohne Rath und Trost und ohne Mittel zu seinem weiteren Fortkommen. Nur durch harte und anhaltende Arbeit, wozu ihm aber oft selber das Werkzeug und Zugehör mangeln, kann er etwa sich und den Seinigen ein elendes Dasein fristen. Ach! da war dann also das geträumte Wohlleben in Amerika wirklich nur ein Traum, aus dem er jetzt mit Schrecken erwacht! „O mein theures Vaterland!“ ruft er jetzt aus, „warum habe ich dich verlassen!“ Und verzehrendes Heimweh ergreift ihn, zugleich mit schmerzlicher Reue; denn er weiß und leider zu spät, daß er nicht sein Unglück mit dem Glücke, sondern sein Glück mit dem Unglücke vertauscht, als er undankbar und untreu sein Vaterland verlassen hat.

5.

Seid wie die Bienen! — arbeitsam und fleißig in euerem Berufe.

Es sammelt die Biene mit fleißigem Sinn
Von Blume zu Blume den süßen Gewinn;
Sie schaffet und wirket, fliegt ein und fliegt aus,
Und baut sich recht mühsam das wächserne Haus.
O, siehe das kleine, das emsige Thier,
Du, müßiger Fauler! und lerne von ihr;
Geh', sammle und wirke, noch weilet die Zeit,
Bevor dich verderblicher Müßigang reu't.

Arbeitsam ist der, welcher seine ihm obliegenden Geschäfte gern verrichtet, fleißig aber, der sie mit besonderem Eifer, genau und mit möglichster Benützung der Zeit verrichtet.

Auch die Biene hat ihre, ihr von Natur aus von dem weisesten Schöpfer zugewiesenen Geschäfte, Geschäfte in und außer dem Stocke. Ihre Arbeitsamkeit aber ist weltbekannt, ihr Fleiß — Bienenfleiß — ist zum Sprichworte geworden. Schon bei den alten Ägyptern, Griechen und Römern galt die Biene als das Sinnbild des Fleißes und der Arbeitsamkeit. Mit Ausnahme der Königin und einiger Hundert Dronen haben auch sämtliche Bewohner eines Stockes den bezeichnenden Namen „Arbeitsbienen.“

Als Arbeiter sind die Bienen auch mit den erforderlichen Werkzeugen ausgerüstet: mit fünf Augen am Kopfe und zwei sehr empfindlichen Fühlhörnern, mit einem scharfen Zangengebiss, mit einem elastischen haarigen Rüssel, ganz geeignet zum Zusammenwischen und Saugen des Honigsaftes, mit drei Paar künstlich eingerichteten Füßen und zwei Paar geschickten Flügeln, mit einem Stachel und einer überaus kunstreichen Einrichtung im Innern. Unter ihren fünf Sinnen zeichnen sich besonders Gefühl und Geruch durch Schärfe aus.

Und diese ihre Gliedmaßen und Werkzeuge, wie auch ihre sonstigen Talente und Fähigkeiten lassen die Bienen nicht müßig ruhen. Einige ihrer Geschäfte haben wir schon in dem Vorausgegangenen erwähnt; noch andere werden später an die Reihe kommen. Hier wollen wir nur vorzüglich ihre mühsame Arbeit bei der Reinigung des Stockes, beim Sammeln des Blumenstaubes und des Honigs und beim Wachsbaue würdigen.

Sobald im Frühjahr wärmere Luft durch den Eingang des Stockes dringt, und dieß den Bienen das Scheiden des Winters verkündet, treibt sie die Luft nach Thätigkeit in's Freie; sie halten jetzt den ersten oder Reinigungsausflug. Noch am nämlichen Tage beginnt auch das Reinmachen des Stockes. Ganze Hände voll todter und verschimmelter Bienen werden aus dem Gebäude herab auf den Boden geworfen und vor das Flugloch geschleppt. Viele Bienen fliegen, mit Bienenleichen beladen, auf und davon und begraben sie im Freien, indem sie solche hier fallen lassen. Dauert warme Zeit

an, so geht es an ein Scheuern und Schaben und Putzen in dem alten Gewirke, daß oft das Gemülle davon fingerdick auf dem Boden zu sehen ist. Auch ganze Stöckchen verhärteten und verdorbenen Blumenstaubes liegen darunter, die mit großer Kraftanstrengung aus den Zellen geschafft werden mußten.

Nun fängt die Königin an, täglich mehr Eier zu legen, und es wird jetzt eifrig für die Bedürfnisse der Brut gesorgt. Vor allem sind Wasser, Blütenstaub und Honig erforderlich; denn daraus muß die Nahrung der Bienenwürmer bereitet werden.

In feuchten Stöcken, besonders wenn wieder rauhe Witterung den Ausflug verwehrt, saugen die Bienen bloß das Wasser des Brodens oder Schweißes auf, der sich an den Wänden des Stockes niederschlägt; in Flugtagen aber sieht man sie solches an den Rändern von Gräben, Teichen und Pfützen holen.

Zugleich suchen nunmehr die Bienen allenthalben nach Blumenstaub, und zwar um so begieriger, wenn sie daran keinen Vorrath vom vorigen Jahre her im Stocke haben. Sie plündern mit Hast die ersten Blütenkölbchen der Erlen, Haselstauden und Weiden, und der Tag, wo sie das erstemal nach dem Winter, Blütenstaubbällchen wie Höschen, an den Füßen heimtragen, steht in dem Kalender des Bienenvaters mit rothen Buchstaben geschrieben. *)

*) Anmerkung. Der Blütenstaub (Pollen) ist überhaupt ein Nahrungsmittel der Bienen; Honig allein reicht als solches nicht hin; denn dieser enthält in seiner chemischen Zusammensetzung nur Kohlen-, Wasser- und Sauerstoff, keinen Stickstoff, den aber der Blütenstaub liefert. Letzteren verzehren die Bienen in Menge, besonders im Sommer, wenn sie viel Brut ernähren und Wachs bauen. Dann sind ihre Leiber davon fast angestopft, und nur alte und honigtragende Bienen nähren sich jetzt mehr vom Honig, damit sie mit schwächeren Leibern desto leichteren Flug haben. Ohne Blumenstaub können die Bienen weder für die Dauer Wachs bauen, noch die Brut fortbringen. Derselbe muß daher sowohl zur Absonderung der Wachsmaterie als zur Bereitung der Brutspeise dienen. Letztere — der Futterjaft oder die Nahrungsmilch — wird im Chylusmagen bereitet und von da durch Mund und Rüssel zu den Bienenwürmern in die Zellen gebracht. Königin und Dronen werden damit

Schon in der ersten Blütenstaubtracht opfert manche Biene ihr Leben. Bei noch rauher Luft, wenn sich plötzlich die wärmende Sonne hinter Wolken verbirgt, erstarrt sie während der Arbeit oder auch erst auf dem Heimwege, wenn sie, mit Bällchen beladen, irgendwo ausruht, wo Schatten oder kalter Boden ist.

Mangelt aber noch der Blütenstaub weit und breit, weil etwa der Frost die Erstlingsblüten verdorben hat, dann nöthiget das Bedürfnis sogar die Bienen, als Surrogat oder stellvertretendes Mittel, Scheuerstaub, Mehlstaub oder Holzstaub in den Stock zu tragen. *) Späterhin, wo es dann blühende Sträucher und Bäume und Pflanzen in Menge gibt, schleppt auch das emsige Bienenvolk vom Morgen bis auf den Abend eine erstaunliche Menge Blütenstaubhöschchen von allen Farben in seine Wohnung.

Welch eine mühsame Arbeit aber, das Blumenstaubsammeln! — Erst beißen die Bienen den Staub von den Staubbeuteln der Blumen; hernach befeuchten sie ihn mit einem scharfschmeckenden, eigenthümlichen Saft aus ihrem Innern, auch mit einem Theil Honig-

in die Rüssel gefüttert. Außer diesem Speisebrei, der ein Produkt aus Honig und Blumenstaub ist, erhalten die Bienenmaden einige Tage vor dem Einspinnen auch bloßen Blumenstaub. Die Königsmaden aber werden mit dieser gröberer Speise gänzlich verschont und genießen bloß den präparierten Futteraft. D. B.

*) Anmerkung. In der neuesten Zeit hat man geflissentlich die Mehlfütterung versucht, und solche nicht allein thunlich sondern auch zweckmäßig gefunden. Feines Weizen-, Korn- oder Stärkemehl nehmen die Bienen zur Zeit, wo es im Frühjahr noch an Blütenstaub gebricht, sehr gern, wenn man solches in Wachswaben streut, und diese vor dem Bienenstande in die Sonne stellt. Mit außerordentlicher Geschäftigkeit machen sich die Bienen daraus gelblichweiße Höschchen. Außer der Flugzeit kann man das Mehlgeschirr auch in den Stock stellen, jedoch unmittelbar unter das Bienenlager, und wo möglich auf eine erwärmte Unterlage. Hat der so gefütterte Stock zugleich hinlänglichen Nahrungshonig, dann setzt er zeitlich viel Brut an und vermehrt so sein Volk, was den Grund zu zeitlichen Schwärmen legt. Für Gegenden, die zeitliche Blumenstaubtracht entbehren, ist daher die Mehlfütterung besonders vortheilhaft.

saft, wenn solchen die Blumen zugleich besitzen; dann übergeben die Vorderfüße diesen Staub den Mittelfüßen, und diese erst befestigen solchen an den Hinterfüßen und zwar dort in einer dreieckigen Vertiefung, welche, rings mit feinen Härchen umstellt, denselben festhält und aufbewahrt. Wenn jedoch der Blütenstaub in großen Blumenkelchen z. B. des Mohns, der Malven, schon zerstreut auf dem Boden und an den Wänden hängt, und dieser, weil dergleichen Blumen nicht auch Honigsaft haben, besonders zur trockenen Zeit sich nicht leicht zusammenballen läßt: dann bepudern sich die Bienen über und über damit, indem sie sich in den Blumen herumwälzen, und tragen so den Staub zwischen den feinen Härchen ihres Körpers in den Stock. *)

Bei vorgeschrittener Haupttracht, nachdem auch schon die meiste Brut erzogen und also für diese weniger Nahrung erforderlich ist, sammeln die Bienen weniger Blumenstaub und widmen jetzt den größten Theil ihrer Thätigkeit der Einsammlung des noch wichtigeren Honigsaftes.

— — — — „Jetzt betreiben
„In schwärmenden Millionen emsige Bienen
„Die süße Arbeit. Kreuz und quer durchfliegt
„Die sanften Lüfte das geschäftige Volk,
„Und hänget an die Knospen sich und sauget
„Ihr reines Wesen, ihren Athergeist,
„Mit eingesenktem Rüssel. Sicherer Flug's
„Erheben sie sich oft zur Purpurheide,
„Und wo der wilde Thymian wächst, und gelb
„Beladen sie sich mit dem süßen Raube.“

(Johnson's Frühling.)

Kastlos geht jetzt der Flug. Bei einer Bevölkerung von 60.000 Bienen fliegen bei guter Tracht bis 50.000 Arbeiter in ununterbrochener Abwechslung auf Honigerwerb aus, und nur etwa 10.000

*) Anmerkung. Es ist sonderbar, daß die Biene niemals auf einem und demselben Ausfluge Blumenstaub von mehrerlei Blüten sammelt; was die Höschchen beweisen, welche immer nur von einer Farbe sind.

bleiben zu Hause zur Verrichtung der übrigen Geschäfte. An einem Honigthautage sieht man Wunder des Fleißes. Schon mit Sonnenaufgang, ja wohl noch um etwas früher, ziehen die Honigsammler aus. Glänzend vom eingesogenen Saft, mit ausgedehnten Ringen des Hinterleibes, im geraden schwerfälligen Fluge, und unter einem eigenen knisternden Getöse, kommen sie zurück. Fast erschöpft können sie gerade noch das Flugbret oder die Nähe desselben erreichen. Schwer athmend ruhen sie hier erst ein Weilchen und sammeln neue Kräfte, dann erst fliegen oder laufen sie vollends in den Stock. Hier legen sie die süße Bürde in den ersten besten Zellen ab und eilen abermals fort, um neue Lasten zu holen. So dauert das Gehen und Kommen, das Sammeln und Bringen fort bis auf den Abend. Ja manche Arbeiterinnen vergessen sogar im Sammeleifer die abendliche Heimkehr. Auf einer blühenden Linde z. B. hört man manchmal noch nach Sonnenuntergang das angenehme Bienengesumme. Hier kommt nämlich zuletzt über die durch Arbeit ermatteten Bienen ein Schlummer, in welchen sie bis zum Morgen verharren, und sie verlassen ihr Blütenbette erst, wenn die warme Morgensonne zum Heimfluge mahnt.

Es ist Thatsache, durch Versuche und mittelst der Wage erwiesen, daß ein volkreicher Stock, wenn die Tracht ausnehmend gut und nicht zu weit entfernt ist, an einem einzigen Tage um vier bis zehn und noch mehr Pfunde an Gewicht zunehmen kann. Welche Thätigkeit, welcher Fleiß gehört dazu, in so kurzer Zeit solche Massen zu sammeln! — Das Tröpfchen Honigsaft, welches die Biene mit einem mal herbeiholt, hat kaum die Größe eines Hirse- oder Hanfkorns; wie viele Tausende solcher Tröpfchen sind zu einem, und erst zu fünf bis zehn Pfunden nothwendig! —

Und wenn im Herbst mancher Stock nicht nur seinen Nahrungsbedarf von fünf und zwanzig bis dreißig Pfunden Honig besitzt, sondern auch bei der Zeidlung seinem Herrn zehn bis zwanzig, ja sogar zwanzig bis fünfzig Pfunde Ertragshonig liefert; — wenn in nicht gar so seltenen Fällen jetzt ein Stock einen Zentner und noch mehr inneres Gut aufzuweisen hat, und die Bienen sich das meiste davon in der kurzen Trachtzeit von fünf bis acht Wochen

erworben haben: wer muß da nicht staunen über ihre Betriebsamkeit und ihren ausgezeichneten Fleiß? — Wohl bleiben viele Stöcke auch hinter solchen Leistungen zurück, aber nicht aus Trägheit. Sie hatten im Winter und Frühjahr mit Nahrungsmangel, mit Krankheiten und mancherlei Feinden zu kämpfen, welche abzuwehren ihr Pfleger unterlassen hat. Eine Folge davon war Volksarmut; sie konnten darum in der kurzen Trachtzeit nur wenige Arbeiter in's Feld stellen, und sind, weil ja nur viele Bienen viel Honig machen können, zu entschuldigen. *)

Die Thätigkeit und der Kunstfleiß der Bienen offenbaren sich aber ganz besonders an dem höchst merkwürdigen Wabenbau. Man betrachte eine junge Wachs Scheibe; wie zart und doch fest, wie genau und zweckmäßig, wie künstlich und schön ist sie gebaut! — Jede Zelle gleicht vollkommen der andern; jede ist genau sechseckig und hat am Boden eine dreiseitige pyramidalförmige Vertiefung, worin das Bienenei gelegt wird, und wo sich die Brutwärme konzentriert. Alle Zellen, die größeren oder Dronen- und die kleinen oder Bienenzellen, stehen in schönen gleichlaufenden Reihen, und jede besitzt an der Mündung einen etwas stärkeren Rand, der Haltbarkeit wegen. Die etwas längeren, vornehmlich zu Honigzellen bestimmt, neigen sich etwas zu aufwärts, damit der Honig nicht leicht auslaufe. Und in dieser musterhaften Ordnung stehen die Zellen auf beiden

*) 1. Anmerkung. Aus dem Angeführten leuchtet ein, daß der Stein der Weisen bei der Bienenzucht, nämlich in Betreff des sicheren Honigertragnisses, in der Kunst liege, volkreiche Stöcke zu schaffen, deren zahlreiche Arbeiter auch die kürzeste Tracht wohl ausbeuten können. Diese Kunst lehrt die theoretische und praktische Bienenwissenschaft. Es versteht sich dabei von selbst, daß man von Stöcken, welche schwärmen, nicht auch ein Honigertragnis fordern darf, nämlich aus dem Grunde, weil eben Schwärme ihr Volk und ihre Kraft schwächen. Bei solchen sind die Schwärme für den Nutzen zu nehmen.

2. Anmerkung. Dadurch unterscheidet sich eben unsere Biene von anderen Bienenarten z. B. von der Hummel, von der Mauerrosenbiene u. s. w., daß sie nicht wie diese nur so viel Honig einträgt, als sie selber braucht, sondern noch mehr, nämlich auch für ihren Herrn. Sie heißt darum auch vorzugsweise „Honigbiene“ (*apis mellifica*).

Seiten der Wabe, und bedürfen so nur einer Zwischenwand, indem solche immer für zwei Zellen zugleich den Boden abgibt. Und so schwach auch jede Zellenwand, so gebrechlich auch ihr Material ist, und ob schon sie stets zu zwei Zellen den Dienst leisten muß, so hat doch die ganze Wabe solche Festigkeit, daß selber das Gewicht von vier bis sechs und noch mehr Pfunden Honig, der darin aufbewahrt liegt, auch nicht in hängender Lage, den Zusammenhang der Zellen zerreißt.

Dieser Kunstbau der Biene hat zu allen Zeiten die Verwunderung selber der gelehrtesten Geometer und Mathematiker erregt, welche besonders zugestehen mußten, daß daran das Sechseck am zweckmäßigsten gewählt sei. Durch Anwendung dieser Zellenform, die schon der Form des Bienenleibes besser entspricht, als das Drei- und Viereck, wird auf die möglichste Weise Material erspart, indem immer eine Wand und ein Boden für zwei Zellen dient; — wird Raum erspart, indem so zwischen zusammenstoßenden Zellen keine leeren Zwischenräume bleiben; — wird daher auch Arbeit erspart, und dabei doch die möglichste Geräumigkeit und auch Haltbarkeit erzielt. —

Noch mehr steigt aber die Verwunderung über den Kunstbau der Bienen und über den Fleiß und die Geschicklichkeit dieser kleinen Baumeister, wenn man noch beachtet, wie sie, um die Wabe an der Decke fest anzuheften, die eine Ecke der anstoßenden Zelle, die schon gleich auch von festerem Material gebaut wird, abstumpfen, damit die Zelle fünfeckig erscheine, und so statt der Ecke, die breite Fläche einer ganzen Wand anliege und desto fester halte; wie sie ferner, wenn sie nach großen Zellen an der Wabe kleine, und so umgekehrt, bauen wollen, zuvor ein paar Reihen sogenannter Vermittlungszellen errichten, d. h. solche, die nur allmählich größer oder kleiner ausfallen, wüdrigens, bei dem allgleichen Sprunge von der Dronen- zur Bienenzelle, und so umgekehrt, zwischen den Zellenwänden zu viele unbenützbare Zwischenräume bleiben würden; — wie sie weiter die ganze Wabe mit einem Firnis überziehen, welcher derselben die gelbliche Farbe und desto mehr Dauerhaftigkeit verleiht; — wie geschickt sie die Waben an den Seitenwänden befestigen, und nöthigenfalls solche auch mit Stützen und Bändern versehen; — wie regelmäßig sie die Gassen

und Straßen zwischen den Waben und auch einzelne Durchgänge durch dieselben wie Seitengäßchen anlegen; — wie sie nach Erfordernis bald die Zellen verlängern, um desto mehr Honig darin unterzubringen, bald wieder verkürzen und abtragen, wenn solche zur Aufnahme der Brut bestimmt werden; — wie sie Brut- und Honigzellen, jene mit erhobenen, diese mit flachen und eingesenkten Deckeln ganz kunstgerecht überwölben, u. s. w. *)

Bersunken in Bewunderung über das Schöne und Kunstreiche des Wachsbaues schreibt der Engländer Evans:

„Ihr tief auf den Büchern liegenden bleichen Söhne der Arbeit! (ihr Gelehrten!) die ihr zu Mitternacht das Öhl in eifriger Entzückung verschwendet; saget, könnt ihr mit allen euren Regeln, die aus griechischen und gothischen Schulen entlehnt sind, dieses kunstlose Gebäude nachahmen? — Ein Insekt, vom Himmel unterrichtet, während der Instinkt sein einziger Führer ist, spottet eures ganzen Stolzes. Alle eure geordneten Bahnen, die so hoch steigen, verkündigen nicht lauter die Gegenwart der Gottheit, als die genaue Symmetrie dieser kleinen Zellen, wo in jedem Winkel echte Kunst wohnt, und mit Jubel durch der Schöpfung weites Gebiet verkündet, wie eng die sich verkleinernden Glieder ihrer fortlaufenden Kette sind.“

Und der Naturforscher Cuvier sagt: „So errichten die Honigbienen seit Anbeginn der Welt höchst sinnreiche, nach der höchsten Geometrie berechnete Gebäude, die bestimmt sind, eine Nachkommenschaft aufzunehmen, die nicht einmal die ihrige ist. — Man kann sich vom Instinkte keine andere deutliche Vorstellung machen, als daß

*) Anmerkung. Merkwürdig ist, daß die Weiselwiegen, d. h. jene Zellen, worin junge Königinnen erzogen werden, eine eigene und ganz besondere Bauart haben. Sie haben die Gestalt einer hängenden Eichel, mit nach unten gehender Öffnung, sind nicht eckig, sondern rund, und enthalten wohl 100 Mal so viel Wachs, als gemeine Zellen. Dabei ist das Äußere uneben und wie mit lauter Anfängen oder Böden von gemeinen Zellen bedeckt, gleichsam als wollten die Bienen dadurch vorbedeuten, daß in der Königin als der gemeinschaftlichen Mutter, die Fortpflanzung des Volkes liege. Jedensfalls verräth die Bauart einer Königszelle Auszeichnung.

man annimmt, diese Thiere haben in ihrem Sensorium oder Empfindungsvermögen eingeborene und beständige Bilder oder Empfindungen, die sie bestimmen, so zu handeln, wie die gewöhnlichen und zufälligen Empfindungen insgemein thun. Es ist eine Art Traum oder Vision, die sie beständig verfolgt, und in allem, was auf ihren Instinkt Bezug hat, kann man sie wie eine Art Sonnambülen, (Nachtwandler) betrachten.“

Erwähnenswert ist noch der ganze Hergang des Wachsbaues. Wollen die Bienen Wachs bauen, so nehmen sie zuvor in reichlicher Menge Honig und Blumenstaub zugleich, denn aus diesen beiden Stoffen wird eben in der Werkstätte ihres Leibes die Wachsmaterie bereitet. Auch ein ziemlich hoher Wärmegrad gehört dazu, sonst können sie diese Materie nicht ausschwitzen. Sie hängen sich daher in einen geschlossenen Haufen zusammen, so daß sich die Wachsbereiter in der Mitte befinden, und die übrigen kettenweise um sie gleichsam einen Vorhang bilden, der die Wärme zusammenhält. Nun kommt zwischen den untern sechs Halbbauchringen der Wachsmacher das Wachs in Gestalt feiner weißer Blättchen zum Vorschein. Diese nehmen sie selber auf eine sehr geschickte Weise mittelst der Bürste am Hinterfuß oder auch andere Bienen ab, zerlaufen sie und vermischen damit eine Art Speichel, und so entsteht die Massa, welche hernach theilweise aufgetragen und mit unbeschreiblicher Kunst so bearbeitet wird, daß daraus erst eine größer und größer werdende linsenförmige Scheidewand, und dann gleich auch zu beiden Seiten darauf die Zellen entstehen. Der Bau wird in der Regel von oben nach unten, und auch seitwärts geführt. Ungern, und nur im Nothfalle, wenn sich z. B. an der Decke einer aufgestellten Glasglocke wegen der Glätte des Glases die Waben nicht leicht befestigen lassen, bauen die Bienen von unten aufwärts. Während des Baues hängen vom Bienenhaufen zuweilen Ketten von Bienen bis auf den Boden des Stockes hinab, woran dann die ab- und zugehenden wie auf einer Leiter auf- und absteigen. Dergleichen Bienenketten werden auch seitwärts gespannt, wenn an der Decke mehrere Waben neben einander auf einmal begonnen und, sobald sie an einander stoßen, zu einer einzigen vereinigt werden.

An diesen Ketten gehen die Bienen wie auf einer Brücke ab und zu. Stunden, Tage und Nächte lang hängen so die Arbeiter mit ausgedehnten Körpern in Klumpen beisammen und fördern das Werk; jedoch unvermerkt lösen sie auch einander in den verschiedenen Berrichtungen dabei und in dieser beschwerlichen Arbeit ab.

Höchst mühsam, gewiss! ist das Geschäft der Wachsabsonderung und des Wabenbaues; und doch vermag ein Stock von hinreichender Volks- und Honigmenge, bei warmer Zeit, binnen 24 Stunden eine Scheibe von zwölf Zoll Länge und sechs Zoll Breite mit beiläufig 4000 Zellen, und ein ordentlicher Erstschwarm zwölf oder dreizehn solche Waben mit 45.000—52.000 Zellen binnen vierzehn Tagen herzustellen; während welcher Zeit aber zugleich noch von einem Theil Bienen (z. B. bei dem Schwarme) zwanzig bis dreißig Pfunde Nahrungshonig eingesammelt und die Brut gepflegt wird und alle andern nothwendige Geschäfte besorgt werden. Werke außerordentlichen Fleißes!

Diesen musterhaften Fleiß der Biene kennt gar mancher nicht oder doch nur vom Hörensagen, oder weiß ihn wenigstens nicht gehörig zu würdigen; denn er ist ein stiller Fleiß, der das meiste im Verborgenen wirkt. Mancher denkt oft geringschätzig von unserem kleinen Insekten und von der Bienenzucht. Er spricht fast wie die Henne in der Fabel, indessen vielleicht gerade er von der Biene profitieren und sich an ihrem Fleiße, an ihrer Arbeitsamkeit ein Beispiel nehmen könnte. Er höre, was die Biene in derselben Fabel zur Antwort gibt.

Die Biene und die Henne.

„Nun, Biene!“ sprach die träge Henne,
„Ich muß es in der That gesteh'n,
So lange Zeit ich dich nur kenne,
So seh' ich dich auch müßig geh'n.
Du sinnst auf nichts, als dein Vergnügen;
Im Garten auf die Blumen fliegen,
Und ihren Blüten Saft entzieh'n,
Mag eben nicht zu sehr bemüh'n.“

Bald bleibst du auf 'der Nefte sitzen,
Dann fliegst du zu dem Rosenstrauch;
Wär' ich wie du, ich thät' es auch;
Was braucht man andern viel zu nützen! —
Genug, daß wir so manchen Morgen
Mit Eiern unser Haus versorgen."

„O," rief die Biene, „spotte nicht!
Du denkst, weil ich bei meiner Pflicht
Nicht so, wie du bei einem Eie,
Aus vollem Halse zehnmal schreie,
So denkst du — wär' ich ohne Fleiß.
Der Bienenstock sei mein Beweis,
Wer Kunst und Arbeit besser kenne,
Ich oder eine träge Henne!
Denn wenn wir in den Blumen liegen,
So sind wir nicht auf uns bedacht;
Wir sammeln Saft; der Honig macht,
Um fremde Zungen zu vergnügen.
Macht unser Fleiß kein groß' Geräusch,
Und schreien wir bei warmen Tagen
Uns nicht, wie du im Neste, heisch;
So präge dir es jetzt ein:
Wir hassen allen stolzen Schein;
Und wer uns kennen will, der muß in Kost und Kuchen *)
Fleiß, Kunst und Ordnung untersuchen.
Auch hat uns die Natur beschenkt,
Und einen Stachel eingesenkt,
Mit dem wir die bestrafen sollen,
Die, was sie selber nicht versteh'n,
Doch meistern und verachten wollen; —
D'rum, Henne, rath' ich dir, zu geh'n!" —

(Gellert.)

Warum soll auch der Mensch, wie die Biene, in seinem Be-
rufe arbeitsam und fleißig sein? — Antwort:

Arbeit ist des Menschen Pflicht.

1. „Der Mensch ist zur Arbeit geboren, wie der Vogel zum
Fliegen“ sagt der fromme Job (5. 7.), und der Allerhöchste selber

*) Anmerkung. D. h. in Wachs- und Honigwaben.

spricht im alten Bunde zum Menschenvater Adam: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen“ (Genes. 3. 18), und zu jedem im Buche Exod. 20. 9. „Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Werke thun!“

Im neuen Bunde aber sagt der Weltapostel (2. Thes. 3. 10.): „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen“. Auch der göttl. Meister Jesus selber spricht sich nicht frei von der Pflicht der Arbeit und erinnert uns durch sein Beispiel, die Arbeitszeit des Lebens weise zu benützen, indem er (beim hl. Joh. 9. 4.) anführt: „Ich muß die Werke desjenigen thun, der mich gesandt hat, so lange es noch Tag ist; denn es kommt die Nacht, wo niemand mehr arbeiten kann!“ —

2. Der Mensch hat von dem weisesten und gütigsten Schöpfer einen geschickten und kräftigen Körper, kunstreiche Augen und Hände, daneben Einsicht und Verstand und noch andere körperliche und geistige Fähigkeiten empfangen, lauter Arbeitswerkzeuge und Anlagen, die allein schon beweisen, daß er zur Arbeit bestimmt ist, lauter Talente, über deren Verwendung der höchste Herr von uns einst eben so Rechenschaft fordern wird, wie solche der Herr im Evangelium von seinen Knechten, denen er ähnliche Talente verliehen, forderte, und darauf Belohnung und Bestrafung folgen ließ.

3. Jedem hat Gott einen Wirkungskreis, einen Stand, einen Beruf, ein Amt angewiesen, wo es nothwendige Geschäfte und Arbeit gibt. Der Tagelöhner hat solche Geschäfte in der Scheuer, der Landmann auf dem Felde, der Künstler und Handwerker in der Werkstatt, der Beamte in der Kanzlei, der Gelehrte im Studierzimmer, der Minister im Kabinete, der Kaiser auf dem Throne; jeder hat zu arbeiten. Nur eine Klasse von Menschen glaubt, ihre Lebenstage wären bloß Feier- und Ferialtage, die Klasse der Müßiggänger.

4. Endlich hat der weiseste Lenker der menschlichen Schicksale die Einrichtung getroffen, daß Arbeitsamkeit und Fleiß gute Folgen als Lohn haben, auf Faulheit und Müßiggang aber böse Folgen als Strafe, schon hier in dieser Welt, von selbst eintreten. In dieser Einrichtung sehen wir ja ganz deutlich, daß uns der liebe Gott zur Arbeitsamkeit aneifern und vom Müßiggang abhalten will, und auch, daß er erstere liebet, letzteren verabscheuet.

Diese vier Punkte zeigen also, dass wir sowohl aus Gehorsam und Liebe gegen den höchsten Herrn und Gott, als aus Liebe zu unserem eigenen Wohle gerne arbeiten sollen. Weil aber von unserer Arbeit und unserem Fleiße auch das Wohl unseres Nächsten mit abhängt, indem wir dadurch andere ernähren, unterstützen oder ihnen wie immer helfen können, so sind wir zur Arbeit auch noch durch das Gebot der Nächstenliebe verpflichtet.

Lohn der Arbeitsamkeit und Strafe des Müßigganges.

Arbeit und ein reger Fleiß
Bringt uns Ehre, Ruhm und Preis ;
Müßiggang und Faulheit macht
Uns bei jedermann veracht'.

Wenn der Faule darben muß,
Lebt der Fleiß im Überflus.
Faulheit bringt an Bettelstab,
Fleiß hilft allem Mangel ab.

Fleiß hält uns gesund und frisch,
Arbeit würzet unsern Tisch,
Schafft uns ein gesundes Blut,
Nach der Arbeit schläft sich's gut.

Müßiggang verzehrt die Zeit
Ohne Lust und Fröhlichkeit,
Kürzet unser Leben ab,
Stürzt uns früher in das Grab.

Fleiß führt auf der Tugend Bahn
Uns zu allem Guten an,
Böses lehret Müßiggang,
Ist des Teufels Ruhebank.

Und den arbeitstreuen Mann
Sieht der Herr in Gnaden an,
Hebt nach diesem Erdenlauf
Ihm des Himmels Freuden auf.

Aber zu dem trägen Wicht
Einst der strenge Richter spricht:
„In der Hölle, fauler Knecht!
Ist dein Lohn; ich bin gerecht.“

D'rum, wenn früh die Sonn' aufsteht,
Und bis sie uns untergeht,
Soll der Fleiß stets rege sein;
Dann wird uns sein Lohn erfreu'n.

Da Arbeitsamkeit Pflicht ist und zeitlichen und ewigen Lohn erwirbt, so soll schon die Jugend an nützliche Thätigkeit gewöhnt und vom schädlichen Müßiggehen abgehalten werden. Für dieselbe paßt folgendes

Gedicht.

Kinder, geht zur Biene hin;
Seht die kleine Künstlerin,
Wie sie emsig sich bemüht,
Und aus Blumen Honig zieht.
Unverdrossen duldet sie
Ihres kurzen Lebens Müh',
Ist geschäftig spät und früh.

Und ich sollte müßig sein?
Nein, ich will schon jung und klein
Arbeitsamer sein, als sie,
Da mir Gott Verstand verlieh.
Meines Lebens schönste Zeit
Sei in froher Thätigkeit
Gott und meinem Glück geweiht!

Nicht zur trägen Weichlichkeit
Gab mein Schöpfer mir die Zeit.
Ich empfieng aus seiner Hand
Leben, Kräfte und Verstand
Nützlich brauchen will ich sie,
Immer thätig spät und früh;
Reicher Segen lohnt die Müh'.

Misbrauch der Arbeitsamkeit

durch Zuvielarbeiten aus Gewinnsucht, und Arbeit zur verbotenen Zeit.

Hierüber folgende Wahrheiten. *)

1. Um so fleißiger arbeiten in seinem Berufe, damit man ein um so besseres Fortkommen finde und zu um so größerem Wohlstande gelange, ist vernünftig, löblich und erlaubt.

2. Aber arbeiten ohne Maß, mit Verletzung höherer Pflichten gegen sich selbst, gegen Gott und den Nächsten, und zwar aus schnöder Gewinnsucht und aus schändlichem Geize, heißt die schöne und nützliche Tugend der Arbeitsamkeit in ein hässliches und schädliches Laster verwandeln.

3. Der Arbeiter im Uebermaße ruiniert, buchstäblich genommen, mit Fleiß die Arbeitsmaschine, seinen Körper; und thut er solches aus Lohnsucht, so verkauft er thöricht genug um einige Groschen und Gulden vor allem den Haupthebel dieser Maschine, die Gesundheit, und führt so den Feierabend des Lebens, seinen Tod, um so zeitlicher herbei. Dieß mögen sich besonders gewisse Handwerker merken, die wegen sogenannter Postarbeit mit ihren Gesellen und Lehrlingen Tage und Nächte hinter einander arbeiten.

4. Leichte Arbeiten im Zimmer, wenn sie anhaltend geschehen, bei verbogenem Körper, besonders mit Anstrengung der Augen, und vielleicht auch des Geistes, sind der Gesundheit nachtheiliger, als schwere Arbeiten im Freien bei hinlänglicher Bewegung und gesunder Luft. Den augenscheinlichen Beweis hievon gibt dort gewöhnlich ein kränkliches und schwächliches, hier aber ein gesundes und kräftiges Aussehen des Arbeiters. Im letzteren Falle nur bewährt sich meistens das Sprichwort: Arbeit stärkt die Glieder.

*) Anmerkung. Diese Wahrheiten sind der gleichfalls von mir verfassten Erzählung: „Der weiße Sonntag und der blaue Montag“ entnommen, welche im Jahrgange 1845 des Belehrungs- und Unterhaltungsblattes, herausgegeben von der k. k. patr.-ökon. Gesellschaft zu Prag, enthalten ist.

5. Eine fortwährend gespannte Saite wird nach und nach schlaff, sie verliert ihre Spannkraft und zerreißt am Ende. Auch die rüstigsten Kräfte ermatten bei unausgesetztem Gebrauche. Sie bedürfen bisweilen der Ruhe, um sich wieder sammeln und erholen zu können. Dieß gilt nicht allein von den Arbeitskräften der Menschen, sondern auch der Thiere. Daher hat der höchstweise Gott, welcher die Bedürfnisse seiner Geschöpfe am besten kennt, (2. Buch Mos. 20 Kap.) besonders anbefohlen: „Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Werke thun, am siebenten aber, am Sabbathe des Herrn, deines Gottes, sollst du nicht arbeiten, weder du, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch der Fremdling, der innerhalb der Thore deiner Stadt wohnt.“ —

6. Gedenke, daß du den Sabbath heiligest!“ spricht der Herr. (1. Mos. 20. 80.) — Der christliche Sabbath ist der Sonn- und Feiertag. Ihn heiligen heißt: an demselben keine knechtliche oder schwere, auch keine gewöhnlichen, wenn auch leichtere jedoch aufschiebbare Berufs- und Lohnarbeiten verrichten, sondern denselben vielmehr in würdiger Feier des Gottesdienstes, in andächtiger Anhörung des Wortes Gottes, in Ausübung anderer guten Werke, zur Ehre Gottes und zum Heile der Seele zubringen. Dasselbe befiehlt auch die Kirche in ihrem 1. und 2. Gebote.

7. „Wer ist unter euch, dem sein Esel oder Ochs in den Brunnen fällt, und der ihn nicht sogleich auch am Sabbathe herausziehen wird?“ fragt der Heiland (Luk. 14. 5.) die Juden und gibt durch diese Frage zu erkennen, daß es in Nothfällen zur Verhütung eines bedeutenden Schadens, und sollte es auch nur ein Thier betreffen, erlaubt sei, auch am Sabbathe beschwerliche und sonst verbotene Arbeiten zu verrichten. Nothfälle wichtigerer Art treten ein z. B. bei vorhandener Feuer- oder Wassergefahr, zur Zeit einer durch ungünstige Witterung gefährdeten Ährnte u. dgl. Aber gewöhnliche Berufsarbeiten auch an Sonn- und Feiertagen verrichten, vielleicht nur, um dadurch eigenen oder fremden Wünschen Genüge zu leisten, oder bloß aus Eigennutz und Gewinnsucht, und

darüber wohl gar den Gottesdienst versäumen: ist Sabbathschändung. Hier ist kein Esel oder Ochse in den Brunnen gefallen.

8. Sechs Tage in der Woche für uns und unsern Leib, einen Tag für Gott und unsere Seele, ist das nicht höchst billig? — Wer die ganze Woche hindurch wirket zum Wohle seines Körpers und nicht an dem einzigen Sonntage zum Heile seiner Seele, ist der unvernünftigste Thor. Er schätzt den vornehmsten Theil seiner selbst — die Seele — für nichts. Er liebt von der Nuss die Schale und verachtet den Kern.

9. „Niemand kann zweien Herren dienen, nicht Gott und dem Reichthume zugleich; er wird den einen hassen und den andern lieben“ behauptet der göttliche Lehrer. (Matth. 6. 24.) Wer am Sonn- und Feiertage verbotene Arbeiten verrichtet aus Gelderwerb, hasset Gott und liebet den Reichthum. Er ist kein Diener Gottes, sondern ein Mammons knecht.

10. „Herrendienst geht vor Gottesdienst!“ ist a. ein widersinniges Sprichwort. Gott nämlich selbst sagt durch den Mund des Propheten (Isac. 45. 5.): „Ich bin der Herr, und sonst ist kein Gott.“ Und Jesus spricht zu den Aposteln (Luk. 17. 20.): „Wenn ihr alles gethan habt, was euch befohlen ist, so saget: Wir sind unnütze Knechte.“ Diesemnach ist Gott der einzige und höchste Herr, und Ihm dienen, ist allein wahrer Herrendienst. — Ist b. ein gotteslästerliches und unchristliches Sprichwort, welches Menschen höher schätzen lehrt als Gott, ihren Schöpfer, was dem Hauptgesetze des Christenthums: „Liebe Gott über alles!“ gerade entgegen ist.

11. Nichts ist billiger, als Gott am Sonntage danken für seine in verflossener Woche genossenen Gnaden und Wohlthaten, und nichts nothwendiger, als ihn um dieselben auch für die kommende Woche bitten. Ohne Gott besitzen wir ja nichts, ohne Gott vermögen wir nichts, ohne Gott ist all' unsern Arbeiten und Wirken vergebens. An Gottes Segen ist alles gelegen.

12. Freiwillige Versäumung des Gottesdienstes an Sonn- und Feiertagen, beweist bei jedem Vergessenheit Gottes, Vergessenheit

seiner Abhängigkeit von Gott, und Gleichgiltigkeit gegen die wichtigste Sache der Menschheit — gegen die Religion.

13. Der durch Gottesdienst-Versäumnis und verbotene Arbeit am Sonn- und Feiertage erworbene Lohn ist Sündengut, welches, mit dem Fluche Gottes belastet, unmöglich gedeihen kann. Unrecht Gut thut nicht gut. — Gott läßt oft zu, daß daran das Sprichwort wahr wird: „Wie gewonnen, so zerronnen.“

14. Wenn der Hausvater allein durch Übertretung des Gottes- und Kirchengebotes den Sonn- und Feiertag entheiligt, so gibt er dadurch seinen Angehörigen das schlechteste Beispiel, und diese werden es bald nachahmen. Es geht dann in Erfüllung, wie es heißt: Wie das Haupt, so die Glieder; wie der Herr, so der Knecht. Wo aber der Hausvater oder Vorsteher geüffentlich durch Beispiel und Befehl die Seinigen zu jener Sünde anführt, dort zeigt er sich als Christenverderber von Profession. Wehe ihm, dem Argernisgeber! —

15. Ein Verführer zur Sabbathschändung sündigt doppelt schwer, wenn er ein Vorgesetzter des Verführten ist; denn als solcher hat er die besondere Verpflichtung auf sich, seine Untergebenen nach Kräften zu allem Guten an- und von allem Bösen abzuhalten. Diese Verpflichtung haben alle Obrigkeiten gegen ihre Unterthanen, alle Vorsteher gegen ihre Untergebenen, alle Ältern gegen ihre Kinder, alle Meister gegen ihre Gefellen und Lehrlinge, alle Dienstherrn gegen ihre Dienstboten u. s. w. — Von ihren Händen wird einst der göttliche Richter die Seelen der Unvertrauten fordern.

Hiezu eine ganz passende

Bienengeschichte,

welche den Titel führt:

Du sollst den Sonn- und Feiertag heiligen.

Es ist bekannt, daß man in den Revolutionsjahren 1848 und 1849 sich unter dem Schilde erlangter Freiheit allenthalben verschiedene Freiheiten erlaubte, und selbst die Gebote Gottes und der Kirche nicht mehr achtete. Es hatte damals den Anschein, als wäre

mit der Aufhebung der Unterthänigkeit gegen die Grundobrigkeiten zugleich auch die Unterthänigkeit oder der Gehorsam gegen Gott und Kirche aufgehoben worden. Vor allem griff die Sonntagschändung um sich, namentlich durch muthwillige Versäumung des Gottesdienstes, durch ungescheute Verrichtung verbotener Arbeiten, durch öffentliche Trinkgelage u. dgl.

Da solche bedauerliche Frevel auch in dem Städtchen Lämmerfeld einzureißen anfiengen, so rügte solche einmal der dortige Pfarrer beim Frühgottesdienste und warnte davor in liebevoller Weise seine Kirchfinder. Es geschah dieß am sechsten Sonntage nach Pfingsten 1849. Weil aber bereits die Roggenärnte begonnen hatte, so untersagte er vorzüglich, jetzt an Sonn- und Feiertagen, ohne Nothwendigkeit und ohne seine ausdrückliche Erlaubnis Feldarbeiten zu verrichten. Er benützte hiezu das sonntägige Evangelium von der wunderbaren Speisung 4000 Hungeriger mit 7 Broten, und wies besonders auf den Umstand hin, daß, so wie der Segen Jesu die wenigen Brote wunderbar vermehrte, auch der Unsegen oder Fluch Gottes die Gaben des Feldes auf mancherlei Weise verringern, ja gänzlich entziehen könne, wenn undankbare Menschen durch Ungehorsam gegen Gott und Kirche sich diesen Unsegen verdienen. „Die Hand des Herrn“ — sprach unter anderem der Pfarrer — ist niemals verflüzt; er kann geben und nehmen; — auch wenn der unwürdige Sünder seine Gabe schon zum Munde führt, ist seine strafende Gerechtigkeit im Stande, ihm solche noch zu entreißen.“

Nun war die Frühlehre zu Ende, bald auch der h. Segen gegeben und das Weihwasser gespendet, und die geputzten Bürgerleute strömten zum Kirchthore hinaus. Da traf Meister Paul, ein frommer Alter, mit dem reichen Bürger Steff zusammen, und beide führten auf dem Heimwege folgendes Gespräch:

Paul. Wie warm die liebe Sonne scheint! — Einen schöneren Kornschnitt kann man sich unmöglich wünschen. Sechs Tage schon kein kein Wölkchen am Himmel!

Steff. Hab' auch schon 150 Mandeln Korn in der Scheuer, 80 Mandeln sind wohl noch draußen; die müssen in einen Schober. Gestern habe ich ihn schon angefangen, und heute muß er fertig werden.

Paul. Was ihr da redet! — heute? —

Steff. Nicht anders. Mir ist es immer am liebsten, wenn eine Arbeit schnell vorwärts und bald zu Ende geht.

Paul. Es ist aber verboten, heute auf dem Felde zu arbeiten, weil kein Nothfall ist. Allen Anzeigen nach kommt auch noch lange kein Regen. Doch, ihr habt wohl die Frühlehre überhört? —

Steff. Hab' gehört, was der Pfarrer sagte. Allein dieser Herr thut halt das Seinige. In unseren neuen Zeiten hat man aber die Freiheit, es damit zu halten, wie man will. Und mein Grundsatz bleibt: Erst wenn die Feldfrüchte untergebracht sind, halte Kasten. Zudem haben heute ich und meine Leute jetzt auch schon den Gottesdienst gehört.

Paul. Ach, ich würde mich doch der Sünde fürchten. Der Herr spricht einmal: „Am siebenten Tage sollst du nicht arbeiten, weder du, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch deine Dienstboten und dein Vieh!“ — und Gehorsam gegen Gott ist die erste Pflicht eines Christen, sagte der Pfarrer.

Steff. Ei, wenn es weiter keine Sünde gäbe, als diese! — Man findet andere gescheite Leute genug, die dieses alles auch wissen und sich doch nicht daran kehren. Gehet nur in größere Städte, da werdet ihr in Kanzleien, Kaufläden, Wirtshäusern u. s. w. Menschen genug antreffen, die ihre Beschäftigung gerade so am Sonntage, wie an Wochentagen treiben. Oder schauet euch an anderen Orten um. Herrschaftliche Jäger z. B., Nationalgardisten, Bürger und Bauern gehen am Sonntage am liebsten auf die Jagd, oft selber während des Gottesdienstes; und mancher andere wird heute sein Getraide einfahren, sein Viehfutter vom Felde holen u. dgl.

Paul. Glaub' das alles; aber wenn es tausendmal geschieht, so ist's auch tausendmal unrecht. — Dazu hieß es in der Frühlehre: „An Gottes Segen ist alles gelegen,“ — auf verbotener Arbeit am Sonntage liegt aber der Unsegen, und der liebe Gott kann einen solchen Sonntagschänder plötzlich durch dieses oder jenes Unglück strafen. Wartet, wie drückte sich hier der Herr Pfarrer geschwind aus? — so: „Wenn ein solcher die empfangene Gabe schon zum Munde führt, kann sie ihm die strafende Gerechtigkeit Gottes noch entreißen.“ —

Steff. Pah! ein Unglück kann sich wohl manchmal zufällig ereignen; jedoch man muß nur klug sein und sich dagegen vorsehen. Heute noch z. B., sobald mein Schober fertig ist, gehe ich zum Agenten der Affekuranz und versichere ihn; was kann mir dann geschehen? Lebt wohl!

Hier waren die beiden an Steff's Haushüre gekommen. Dieser schritt daher im wohlgefälligen Selbstgeföhle seiner Klugheit und Aufgeklärtheit schnell über die Schwelle und ließ den Nachbar Paul weiter gehen. Dieser aber sprach jetzt halblaut vor sich hin: „Steff! Steff! seitdem du reich geworden bist, willst du auch superflüg und gelehrt thun, und gegen Gott und Religion freveln. Nimm aber deine Gescheitheit zusammen; der alte Gott lebt noch, und läßt sich nicht spotten.“

„Heda! herunter mit dem Sonntagsstaate! machet euch bereit; denn es geht an den Schober!“ — so kommandierte Steff nach seinem Eintritte in's Haus seine Arbeiter zusammen. — Knechte und Mägde machten darüber trübe Gesichter und sagten ohne Scheu heraus, daß sie sechs Tage ununterbrochen gearbeitet und geschwitzt haben, und heute gleich anderen rechtschaffenen Christenmenschen einmal ausruhen möchten; allein es half wenig. Steff wiederholte den barschen Befehl, versüßte ihn aber ein wenig mit dem Versprechen: „Dafür sollt ihr auch heute zu Mittag einen fetten Schweinbraten und etliche Maß Bier bekommen.“ —

Nach einer kleinen Weile wurden also die Schweißfüchse an den einen und die Ochsen an den andern Wagen gespannt; zwei Knechte, zwei Mägde, zwei Tagelöhner, zwei Söhne und zuletzt Steff selber schwangen sich darauf, und im Trab gieng's hinaus zum Hofthor auf's Kornfeld.

Dort mußten nun die Arbeiter herzhast zugreifen, denn Steff machte den Anführer. Es regte sich aber draußen ein eigenes wehmüthiges Gefühl in ihrer Brust, als dann die Glocken so feierlich zum Hochgottesdienste riefen, von allen Seiten Leute der Kirche zuströmten, und sie, in's Arbeitsjoch gespannt, nur Steffen dienen mußten. Dieser dagegen blieb gleichgiltig; Habsucht und Hochmuth

ließen in ihm kein edles Gefühl aufkommen. Ja fast wollte er murren, als hernach sein gläubiges Christenvolk beim Schall des Sanctusglöckleins zur h. Wandlung einige Augenblicke auf die Knie sanken, um vereint mit den Brüdern im Gotteshause den Gottmenschen anzubeten; ja fast murren — sage ich — wollte Steff dagegen, denn gleich darauf rief er unwillig: „Fleißig! fleißig! vielleicht können wir den Schober noch bis Mittag zu Stande bringen.“ — Und in der That! bei großer Eile und Anstrengung stand der Schober schlag ein Uhr fix und fertig.

Eben schickte man sich an, heimzufahren zur Mahlzeit, als jemand plötzlich rief: „Sehet doch, was da für ein Wölkchen herüber zieht!“ — „Ei, ei! das sind Bienen!“ hieß es, und darauf schrieen alle! „Ach, ein Schwarm! ein Bienenschwarm!“ — Es war richtig so. Die Bienen kamen übers Feld gezogen; und da weit und breit weder ein Baum noch sonst ein erhöhter Gegenstand zu sehen war, woran sie sich hätten ansetzen können, so mochte ihnen der Schober just angenehm gewesen sein. Sie umschwärmten ihn ein Weilchen und legten sich dann oben in der Hälfte seiner Abdachung an.

„Ei, ei!“ sprach Steff höchst vergnügt, „wollte schon lange einen Bienenstock kaufen; jetzt kommt er von selbst und umsonst! — Da sage mir der alte Paul noch einmal, dass Sonntagsarbeit keinen Segen habe. Raun ist der Sonntagschober fertig, fliegt auch schon der Segen vom Himmel darauf. — Hans und Görg! fahret jetzt mit den übrigen nach Hause, und borget mir vom Nachbar Paul eine leeren Bienenkasten sammt ein paar Bienenkappen. Wie wird sich der über den Bienenseggen wundern und auch an unser heutiges Gespräch beim Gange aus der Kirche denken! — Dann nehmt vom Hause ein Sieb mit zum Einfangen und auch einen Topf mit glühenden Kohlen. Auch ein wenig Zunderholz dürft ihr nicht vergessen — zum Rauch machen. Dann bringet alles so geschwind als möglich heraus; ich will hier bleiben, und darauf warten!“ —

Nach einer kleinen halben Stunde hatten Hans und Görg, die beiden Tagelöhner, das Verlangte herbeigeschafft. Man lehnte daher die Leiter an den Schober, und machte sich an's Einfangen

des Schwarmes. Es gab ein mühsames Stück Arbeit. Die Bienen hatten sich theilweise tief in die Stoppelenden der Garben verkrochen, und vermuthlich hatte sich hier selber der Weisel versteckt; denn Steff brachte öfters den größten Haufen Bienen ins Sieb, und aus diesem in den Stock; allein, sie flogen heraus und legten sich immer wieder auf dem ersten Platze an. Da mußte er mehrmals den Kohlentopf zu Hilfe nehmen und also die Bienen mit Gewalt aus ihrem Versteck herausräuchern. Unerfahrenheit in der Sache erschwerte ihm noch das Geschäft. Endlich glückte es, den Weisel mit zu erwischen. Steff jubelt; denn jetzt bleiben die Eingefangenen im Stöcke, und die noch im Stroh sich aufhalten, schicken sich an, nach und nach gleichfalls hineinzugehen.

„Auf diese Nachzügler,“ sagte Steff zu den Tagelöhnern, „können wir nicht warten; denn nunmehr schreien sicher eure Mägen so gut wie der meinige vor Hunger. Wir gehen daher nach Hause zum Essen, indessen der Stock stehen bleibt, und sich alle Bienen vollends hineinbegeben. Nach Tische aber holen wir ihn ab, wie auch die Leitern und übrigen Geräthschaften.“ Sie giengen.

Noch hatte Steff vor dem Essen nicht genug gethan. Zu Hause gieng er erst in den Garten, suchte ein Plätzchen aus und baute von Pfählen ein Gerüste, um den neuen Stock darauf stellen zu können. Darauf giengs zu Tische.

Dass jetzt sämtliche Arbeitsleute wacker einhieben in die Schüsselfeln und vorzüglich in den durch Sonntagschändung und sauren Schweiß erkausten Schweinbraten, wird man mir auch ohne Betheuerung glauben. Und aus dem dickleibigen Bierkrüge that einer nach dem andern einen Zug, als ob es der allerletzte im Leben hätte sein sollen.

Dem Hauswirte, der abgesondert an einem Seitentische nächst dem Fenster speiste, mundete es nicht minder. Nachdem er aber den Hunger einigermaßen befriediget hatte, hob er das Glas und trank eins — wie er sich ausdrückte — auf gut Glück des Sonntagsstockes. Dann sieng er an in bester Laune mit seinen Arbeitern zu scherzen. „Nicht wahr?“ sprach er, „nun schmeckt euch alles doppelt gut, das

Essen wie die Ruhe? — Hab' mein Lebtag auf das Sprichwort gehalten: Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen.“ —

O lieber Steff! Dießmal ist für deine Person dieses Sprichwort nur zur Hälfte wahr, d. h. die Arbeit des Schoberbaues ist wohl gethan, aber von der guten Ruhe darauf ist bei dir keine Rede mehr; denn horch!

„Um Gotteswillen, Steff! erschreckt nicht; euer Schober brennt!“ —

„Wie? — was?“ —

„Euer Schober steht in Flammen schon über eine Viertelstunde!“ —

Durch diese Hiobspost einer Nachbarin durch's Fenster war Steff wie vom Blitze getroffen. Der Schrecken ließ ihm nur noch das „wie? was?“ austoßen, dann war er im Augenblicke wie stumm und an allen Gliedern gelähmt. Er wollte sich erheben und forteilen; allein er konnte nicht; sein Weib mußte ihn halten, damit er nicht zusammenstürzte.

Die Hausleute rannten in's Freie. Schon unter der Haus-
thüre sahen sie einen dicken schwarzen Rauch aufwirbeln, der sich jedoch nicht himmelwärts, sondern seitwärts zog, und an den Gott misfälligen Opferrauch Kain's hätte erinnern können. — Aber gleich vor dem Orte draußen erblickten sie den ganzen Schober mit klastert hohen Flammen bedeckt, die geschäftig loderten, um den verhehenen Fruchtsegen schnell wieder zu vertilgen. Man lief näher hinzu; doch auch an eine nur theilweise Rettung des Getraides war nimmer zu denken; das Stroh war prasseldürr; das Feuer wüthete schon zu lang, und viele Menschen erschienen auch nicht gleich; denn die meisten befanden sich gerade beim nachmittägigen Gottesdienste.

Den Bienenkasten fand man noch neben dem brennenden Schober. Er war schon glühend heiß, und die Bienen waren aus- und auf und davon gezogen.

Endlich eilten Leute aus der Kirche herbei, und darunter auch Meister Paul. Was mag dieser zu dem Brande gesprochen haben? —

„Ein Gericht des Herrn!“ rief er aus und schlug die Hände

zusammen — „ein Gericht des strafenden Gottes! — Steff hat ja mit seinem Kornschober heute am Sonntage gefrevelt gegen das Gebot Gottes und der Kirche und gegen das Wort Gottes, das er hierüber in der Frühmesse vernommen. Ich habe darüber mit ihm auf dem Gang aus der Kirche gesprochen. Er hat sich aber aus der Sünde nichts gemacht und auf den Segen Gottes nichts gehalten, und hat gar klug thun wollen mit seiner Vorsicht gegen ein zufälliges Unglück. „Heute noch lass' ich den Schober bei der Affekuranz versichern; und was kann mir dann geschehen!“ so sagte er. Aber die Hand des Herrn ist ihm zuvorgekommen. Gott schickte den Bienenschwarm und hieß diesen Veranlassung geben, daß der Frevler selber mit eigener Hand den Schober anzündete; denn sicher nur beim Gebrauche des Kohlentopfes zum Einfangen des Schwarmes kann Feuer in's Stroh gekommen sein. So machte also der Herr die pralerische Klugheit Steff's zu Schanden; so demüthigte er den Hochmüthigen. Ja, ich wenigstens, liebe Leute! erkenne in der ganzen Geschichte den Finger Gottes und sehe, wie seine Hand mit Flammenschrift auf diesen Schober schreibt: „Heute ist der Tag des Herrn; an diesem Tage sollst du nicht arbeiten; weder du, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch dein Fremdling!“ — So der alte Paul.

Der Schoberbrand war noch nicht das ganze Übel, das dem unchristlichen Steff widerfuhr; es kam dazu auch eine schwere und lange Krankheit als Folge des gähen Schreckens. In dieser Krankheit mußte ihn der Pfarrer besuchen, der bereits den ganzen Vorfall wußte. Liebreich sprach der Seelsorger dem niedergebeugten Sünder Trost in's Herz und führte ihn nach und nach, das Ereignis benützend, zur Erkenntnis seines Frevels, zur Einsicht des gegebenen Ärgernisses vor seinen Mitmenschen und zur aufrichtigen Reue. Und als Steff Besserung und in Zukunft ein frommes, gläubiges Leben gelobte, da ließ ihm zuletzt der seelenkundige Priester aus dem herben Ereignisse nicht nur Gottes Allmacht, Weisheit und Gerechtigkeit herausfinden, sondern auch dessen unendliche Liebe und Barmherzigkeit, indem Gott hier das Kind gezüchtigt, weil er es geliebt, und ihn, den Frevler,

durch Brand und Krankheit mit Gewalt auf den rechten Weg zurückgezogen und so das kostbarste an ihm, das Heil seiner Seele, gerettet hat.

Steff genas endlich wieder und wurde in der That ein anderer Christ. Dann führte er ganz andere, christliche Gespräche mit dem frommen Paul auf dem Kirchwege.

Und was that er mit dem leeren Bienengestelle im Garten? — warf er es höchst unwillig bei Seite? — Nein; er kaufte einen Stock und stellte ihn darauf; denn er sagte: „So oft ich hier die Bienen sehe, sollen sie mich an meinen Besserungsvorsatz erinnern und gleichsam stets mir in's Ohr summen: „Du sollst den Sonntag und Feiertag heiligen!“ Im kommenden Jahre gab aber dieser Stock seinem Herrn nicht nur einen Kapitalschwarm, sondern auch eine große Schüssel voll Honig. Der Segen Gottes war bei dem gebesserten Sünder wieder eingezogen. —

6.

Seid wie die Bienen! — haushälterisch und sparsam.

„Der Bienenstock ist eine Sparkassa, wo aus tausendfältigen Einlagen von winzigen süßen Tröpflein bei weiser Gebarung ein Honigfond von Pfunden und Zentnern erwächst, der die reichlichsten Zinsen zahlt. Mit Recht hat man daher — wie die Zeitung berichtet — bei der Wiener Illuminazion zur Verherrlichung des Einzuges Ihrer Majestät der jungen Kaiserin Elisabeth an der Stirnseite des Sparkassengebäudes eine im Lampenschimmer strahlende Biene als Symbol der Sparsamkeit angebracht.“

(Aus der Schlussrede des Präsidenten bei der 3. General-Versammlung des böhmischen Bienenzüchter-Vereins, 1851.)

Wer sein Eigenthum wertschätzt, nichts davon unnöthig verderben läßt, jeden erlaubten, wenn auch geringen Gewinn nicht verachtet, dabei seine nothwendigen Bedürfnisse gern bestreitet, aber alle unnütze Ausgaben unterläßt; — wer ferner seinen Überfluß zum künftigen Gebrauche für sich und andere sorgfältig aufbewahrt und im Falle der Noth wirklich verwendet: der ist — selbst wenn

er manchmal ein mäßiges auch seinem Vergnügen oder seiner Bequemlichkeit opfert, — wirtschaftlich, haushälterisch oder ökonomisch, sparsam.

Wahrhaftig, das Gesagte verstehen die Bienen meisterhaft. Sie sind in der That Sparer, gute Ökonomen, Haushälter und Wirtschaftler. Auf ihr Eigenthum, Honig, Wachs- und Blumenstaub, legen sie hohen Wert, indem sie es mit Mühe und Fleiß zusammenbringen und auch bis auf den Tod vertheidigen. Der Honig besonders ist ihr Goldschatz. Sie bewahren ihn sorgfältig auf in verspündeten Zellen, und zwar im obersten oder hintersten Raume ihrer Wohnung, so daß der vorstehende leere Wachsbaue und das Bienenlager selber jedem Feinde oder Räuber dazu den Zutritt absperrten. So legt auch der kluge Haus- und Landwirt seinen Getraidespeicher am liebsten über seinem Haupte — auf dem Boden seines Wohnhauses an, um den Eingang dazu leicht überwachen zu können.

Jede Gelegenheit, den Honigschatz für die Zukunft zu schonen und denselben noch zu mehren, wird von den Bienen sorgfältig wahrgenommen. Nur im Winter genießen sie mehr reinen Honig, weil er wärmender und geistiger Natur ist, und weil sie sich im Stocke nicht entleeren dürfen; im Sommer dagegen, wo sie innere Erwärmung weniger brauchen und sich in freier Luft bewegen, da begnügen sie sich mit geringerer und gröberer Speise, nämlich mit Blumenfaß, der noch kein reiner Honig ist, mit Blumenstaub vermischt. Das winzigste Tröpfchen Süßigkeit halten sie des Sammelns wert. Was nur ein wenig nach Honig riecht, wird umschwärmt und untersucht; auch die Wachsträbern und das Spülwasser vom Honig werden ausgebeutet. Im Herbst wird noch der süße Saft von Birnen und Pflaumen als gute Priße erklärt, und im Winter und Frühjahr werden, wenn Noth eintritt, selber die Wachswaben durchschrotet, und der darin enthaltene geringe Nahrungstoff noch ausgenüßt.

Andererseits aber, wenn es die Nothwendigkeit erheischt, fargen die Bienen keineswegs. Die Bienenwürmer z. B. schwimmen ordentlich in der aus Honig und Blumenstaub bereiteten Nahrungsmilch; die Dronen läßt man zur Zeit der besten Tracht ungestört in den

Honigzellen schwelgen, bis der Termin ihrer Bestimmung verlaufen ist; und die ausgeschlüpften jungen Bienen, wie auch die Königin, werden freigebig und mit vollen Honigrüsseln gespeist. Ist ein hübscher Vorrath an allem im Stocke vorhanden, dann stellt man dann und wann auch ein Fest an; d. h. man läßt einen oder einige Schwärme abgehen, wobei jede Biene, so viel sie aus den Honigspeichern fortbringen kann, in der Honigblase mitnehmen darf. So zapft z. B. auch ein sonst sehr sparsamer Hausvater an seinem Geburtstage, am Tauffeste seines Kindes, am Ehrentage seines Sohnes, seiner Tochter, auch einmal den alten Wein an, über den er Jahre lang die Hand gehalten, damit seine Gäste sich daran vergnügen und es festlich hergehe.

Überhaupt, der Aufwand der Bienen richtet sich immer nach dem vorhandenen positiven oder Barvermögen des Stockes. Ist brav Honig da, so wird zeitlich und viel Brut angesetzt, und je besser die Tracht als Einkommen besteht, desto größere Auslagen werden gemacht auf Volksvermehrung. So auch das Umgekehrte. Je unbarmherziger der Honig ausgezeidelt wird, desto weniger Brut wird angesetzt. *) Und wenn die Tracht sinkt, Ende Juli oder im August, so legt die Königin gleich auch weniger Eier; und wenn im Herbst alle Honigverdient aufgehört hat, hört sie auch in der Eierlage auf. Hatte der Stock Lust zum Schwärmen, ist deshalb

*) Anmerkung. Manche Bienenzüchter der alten Schule glauben, man mache die Bienen faul im Honigsammeln, wenn man ihnen bei der Zeidlung viel Honig im Stocke läßt, und sie schneiden darum recht tief in die Honigwaben. Das ist ein Irrthum, der nach obigem gerade das Gegentheil zur Folge hat. Viel Honig erzeugt stets viel Volk, und dieses natürlich wieder viel Honig; und selber ein Zentner Honigvorrath macht die Bienen nicht minder fleißig.

Hierauf gründet sich auch das Vortheilhafte der Honigfütterung. Diese reizt allezeit den Stock zum Brutansatz und zur Thätigkeit überhaupt. Daher soll man besonders im Frühjahr füttern, nicht aber ohne Nothwendigkeit im Herbst; weil sonst auch jetzt noch, wo keine Tracht mehr ist, das Volk vermehrt wird, das vielleicht ohnedieß stark genug ist und dadurch nur noch mehr Zehrer für den Winter erhält.

auch schon Dronenbrut angesetzt worden, und es tritt plötzlich schlechte Witterung ein, so daß mehrere Tage kein Honig eingetragen werden kann; dann reißen häufig die Bienen die Dronenbrut aus und werfen sie aus dem Stocke gleichsam sagend: „Wozu der Aufwand? — Das Schwärmen geht nicht an; zu etwas anderem brauchen wir keine Dronen; sie würden unnütz den Honig verzehren!“ — Eben so werden die Dronen nach der Schwarmzeit, nachdem sie durch Befruchtung junger Königinnen ihre Bestimmung erfüllt haben, nur noch so lange pardoniert, als gute Honigtracht anhält. Sobald solche aber zu sinken anfängt, werden sie als unnöthige Kostgänger ausgewiesen.

Weil ferner zur Erzeugung des Wachses viel Honig erfordert wird, so fangen die Bienen nicht eher Wachs zu bauen an, als bis die äußerste Nothwendigkeit eintritt, nämlich wenn der vorhandene alte Bau nicht mehr hinreicht, die neue Brut und den eingetragenen Honig und Blumenstaub aufzunehmen. Dann aber wird aus allen Kräften gebaut und hiezu kein Honig geschont. *)

Bisweilen verwenden die Bienen auch altes Wachs, z. B. zum Ausbessern schadhafter Waben, zur Befestigung der Scheiben an den Wänden und zur Bedeckung der Honigzellen. Solches Wachs sieht mehr grau aus. Auch das Wachs von abgetragenen Weiselzellen und abgenommenen Brutdeckeln kommt wieder in Gebrauch.

*) Anmerkung. Es ist gefehlt, wenn man beim Beschneiden oder Zeideln unnöthig leere Wachs-scheiben aus den Stöcken schneidet. Man bringt dadurch oft die Bienen später in Verlegenheit und nöthiget sie so wider ihren Willen zum Wachsbau, und also zum unwirtschaftlichen Honigaufwand.

Wenn scharf beschnittene Stöcke im Frühjahr um acht oder vierzehn Tage eher zu bauen anfangen, als andere weniger beschnittene von übrigens gleicher Beschaffenheit, so darf man daher auch nicht glauben, daß erstere fleißiger und besser wären als letztere; es kann gerade das Gegentheil statt finden. Letztere bauen aus Sparsamkeit nicht.

Nach den neuesten Erfahrungen müssen die Bienen, um ein Pfund Wachs zu erzeugen, — ohne nebenseitigen Blumenstaub — zwanzig Pfund Honig verwenden, jedoch nur 10 oder 11 Pfund Honig, wenn ihnen dabei Blumenstaub zu Gebote steht.

Den mühsam gewonnenen Blumenstaub, welchen der Stock im Sommer überflüssig hat, bewahren die Bienen sehr sorgfältig für den Winter und das Frühjahr auf. Zu diesem Zwecke geben sie nur gleichartigen oder Bällchen von einer und derselben Blume und von gleicher Farbe in eine Zelle, oder auch verschiedenerlei, jedoch nicht unter einander gemischt, sondern schichtenweise mit einer Zwischelage von Honig, stampfen das Ganze fest, gießen oben auf ein wenig Honig und verschließen die Zelle luftdicht mit einem Deckel. Dieß Verfahren zeugt eben so von haushälterischer Sorgfalt und Sparsamkeit, wie das Thun der wirtschaftlichen Hausfrau, welche die im Mai entbehrliche Kleebutte als gereinigtes Schmalz in Töpfe gießt, und den Herbstkohl als Sauerkraut in Tonnen stampft, um beides wohlverwahrt für die Winterküche in das Speisegewölbe zu stellen.

Endlich dafs die Bienen auch mit der Zeit sparsam und haushälterisch umgehen, wurde schon im Abschnitte von der Arbeitsamkeit dargethan.

Sparsamkeit steht dem vernünftigen Menschen noch besser an, als der unvernünftigen Biene. Sie ist eine Tugend, die Gott erfreut; denn der Sparsame macht von den Gaben Gottes den rechten Gebrauch. Sparsamkeit schützt auch den Menschen gegen Mangel und Noth und lohnt mit zufriedenerm Glück.

Wer jedoch den rechten Weg zu dieser Tugend gehen will, hat sich vorzüglich vor zwei Neben- und Abwegen in Acht zu nehmen, die gleichsam rechts und links abzweigen. Der eine heifst „Zuwielsparen,“ der andere „Zuwenigsparen.“ Beide sind Lasterwege; der erste wird überdieß Geiz, der andere Verschwendung genannt. Die goldene Mittelstraße führt zwischen beiden hindurch und ist der Tugendweg für Sparsamkeit. Hier folgt eine genaue Beschreibung desselben, oder

Ein Wegweiser zur Sparsamkeit.

1. Vor allem lerne den Wert der irdischen Güter gehörig würdigen.

Bedenke, dass sie wandelbar sind und dich, wenn nicht früher, doch gewiss im Tode verlassen, und du wirst dein Herz nicht mit der Fähigkeit des Geizes an Geld und Gut hängen. Dem Geizigen ist der Mammon das Höchste; er schätzt ihn so, als ob er mit ihm zu ewigen Zeiten beisammen bleiben könnte. Andererseits bedenke wieder, dass irdisches Gut, besonders Reichthum, dessenungeachtet für dieses Leben schätzenswert sei, nämlich als Mittel zur Ausübung vieles Guten; dass Gott nur zu diesem Zwecke solche Güter dem Menschen verleiht, aber nicht als Eigenthum, sondern nur zur Verwaltung; und dass er deshalb einst zu ihm ganz sicher sprechen wird, wie der Herr im Evangelium zu seinem Verwalter: „Lege Rechnung von deiner Haushaltung!“ Letzteres hat mancher nicht bedacht, der z. B. sein ansehnliches Erbe wie der verlorne Sohn mit feilen Weibspersonen durchgebracht, sein Geld beim Spieltische mit beiden Händen weggeworfen, Haus und Hof bei schwelgerischen Tafeln verprasst und oft den letzten Gulden in thörichter Liebhaberei vertändelt hat. Nein, solches hat er nicht bedacht, und so ist er ein Verschwender geworden.

2. Misachte bei deinem Vermögen weder einen kleinen Gewinn, noch einen geringen Schaden; ersteren suche zu erlangen, letzteren zu verhüten; — es versteht sich — beides in erlaubter Weise.

Diese Lehre, mit Ausnahme des Zusatzes am Ende, lässt sich der Geizhals nicht zweimal wiederholen. Er ringt um den geringsten Zuwachs seines Mammons und arbeitet mit Angst auch dem kleinsten Verluste entgegen; jedoch, wenn nicht anders es möglich wird, auch durch unerlaubte Mittel. — Der Verschwender im Gegentheile, welcher selbst das Große seines Eigenthumes nicht achtet, kümmert sich um so weniger um das Kleine und Geringe.

Der Sparsame hält auch hier die Mitte. Als Verwalter der ihm anvertrauten Erdengüter muß er solche nicht bloß zu erhalten, sondern auch zu vermehren suchen, und dieß selbst auch im kleinen. Der Herr im Evangelium tadelt und straft den Diener, der das einzige Talent in die Erde vergraben und nicht — wie die andern Diener ihre mehreren Talente — auf Zins angelegt hat. Dem

Sparfamen ist daher ein kleiner Gewinn und Verlust nicht gleichgiltig. — Beide haben aber noch mehr Bedeutung, wenn sie sich öfters wiederholen; es wird dann ein großer Nutzen und Schaden daraus. Winzig z. B. ist das einzige Honigtröpfchen, das die Biene aus dem Felde holt; aber mehrere solche Tröpfchen machen einen großen Tropfen aus, und mehrere Honigzellen bilden eine ganze Honigwabe, und mehrere Honigwaben halten Pfunde und Zentner von Honig. So machen auch Kreuzer Groschen, diese Gulden, und diese in vielfacher Anzahl Kapitalien von Hunderten und Tausenden in Gulden; und diese letzteren können daher verloren gehen, wenn man einzelne Kreuzer, Groschen und Gulden nicht achtet und verloren gehen läßt. — Ein kleiner Verlust, der unbeachtet bleibt, kann durch immer größere und größere Verluste, und also im Ganzen einen sehr großen Schaden bringen. Ein verlornen Hufnagel — pflegt man hier als Beispiel anzuführen — kann sogar den Verlust des Reiters zur Folge haben. Mit dem verlornen Nagel geht das Eisen verloren, mit dem Eisen der Huf, mit dem Hufe das Pferd, welches untauglich wird; und mit dem Pferde der Reiter selber, wenn er stürzt oder von dem verfolgenden Feinde eingeholt wird.

3. Halte fleißig Rechnung hinsichtlich deiner Einnahmen und Ausgaben, und mache keinen unnöthigen Aufwand, besonders wenn dazu dein Vermögen im Misverhältnisse steht.

Der Geizige läßt es am Rechnen nicht fehlen. Doch ist Multiplizieren seine Lieblings-Rechnungsart, d. h. er rechnet nur immer, wie sein Reichthum sich vermehren könne. Aber auch den Heller gibt er nicht aus ohne äußersten Zwang, selber wenn er Tausende von Gulden besitzt. — Der Verschwender rechnet entweder gar nicht und gibt blindlings aus, oder nach einer Regel, die man Regula Falsi, (Falschregel) nennt; d. h. er macht sich aus Mangel an Selbstbeherrschung unnöthige Bedürfnisse, gewöhnt sich daran und hält dann die Befriedigung derselben für nothwendig, wenn sie auch viel Geld kostet und zu seinem positiven Vermögen im Misverhältnisse steht. Z. B. er ist gewohnt, theure Kleider zu tragen, leßere Speisen und Getränke zu genießen, kostbare Lustbarkeiten

anzustellen, und also schreibt er die Auslagen darauf in die Rubrik der Nothwendigkeiten.

Der Sparsame rechnet anders. Er addiert sowohl seine Einnahmen als seine unentbehrlichen Ausgaben zusammen, subtrahiert die letzteren von den ersteren, um zu erfahren, was ihm an Vermögen noch übrig bleibe. Den Überschuss sucht er noch zu vermehren und bestimmt ihn zu anderen Zwecken, von denen wir im nächsten Punkte hören werden, und ist weit entfernt, ihn jetzt etwa durch unnöthige Dinge zu erschöpfen. Er macht sich daher auch keine unnöthigen Bedürfnisse und gewöhnt sich an solche nicht. Seine Philosophie hierüber lautet beiläufig so: „Wenn Kleider von Linnen und Wolle die Blöße bedecken, den Körper hinreichend gegen den Einfluß der Witterung schützen und anständig zieren, und wenn auf diese Weise der natürliche Zweck der Bekleidung erreicht wird: warum soll ich mir Kleider von Seide und anderen seltenen Stoffen anschaffen, die doppelt so viel als jene kosten? — Wenn ordentliche Hausmannskost mich und die Meinigen nährt und vergnügt, wozu soll ich seltene und theure Speisen kaufen, die den einzigen Vorzug haben, daß sie etwas mehr den Gaumen kitzeln? — Und wenn, wie bekannt, das Wasser das gesündeste und wohlfeilste Getränk ist, so wäre ich ein Thor, wenn ich statt desselben täglich nur Bier, Branntwein und Wein trinken wollte, die minder der Gesundheit zusagen, und womit ich jährlich ein großes Kapital verschlingen würde? — Ich würde mich auch an solchen Luxus gewöhnen; — dann würden zur Bestreitung desselben meine Einnahmen und mein Vermögen nicht reichen; ich würde Schulden machen müssen. — Nein, nein! da bleibe ich lieber bei dem Einfachen und Nothwendigen; dann ist mir noch etwas übrig; davon kann ich Schulden bezahlen, und zuletzt lege ich auch einen Nothpfennig für die Zukunft zurück!“ — Auf diese Art rechnet der Sparsame, und er bringt dabei immer das Facit oder Ergebnis heraus: „Gib nichts aus, was du im Grunde nicht brauchst, und was mit deinem Vermögen im Misverhältnisse steht.“

So zu rechnen und zu wirtschaften verstehen leider in unserer Zeit aus allen Ständen Tausende nicht. Sie haben sich viele

unnöthige Bedürfnisse angelernt, befriedigen solche auf Kosten der nothwendigen, gerathen dadurch in Geldnoth, in Schulden, in Armut, klagen dann über schlechte Zeiten, sind unzufrieden mit ihrem Schicksale, auch wohl mit dem lieben Gott, und — sind am Ganzen selber schuld. Da muß z. B. die Dienstmagd mehr Kleider in der Truhe haben, als sie braucht, und feine Kleider, die für sie nicht haltbar sind; und sie verwendet darauf den ganzen Dienstlohn. Da muß der Knecht jeden Sonntag im Wirtshause Bier trinken, spielen und einen Tanz machen. Das kostet Geld und könnte wenigstens manchmal unterbleiben. Daher hat er eben so wenig als die Magd am Ende des Jahres etwas von seinem Liedlohn übrig und nichts für sein Alter erspart. Da muß der Tagelöhner, der eine Familie zu ernähren hat, täglich 2 sauer verdiente Kreuzer C. Mze. in der Tabakspfeife vernichten und im Jahre so viel Geld verbrauchen, als zur Zahlung des Hauszinses hinreichen würde. Da hat sich in den gemeinen Bürgers- und Bauershäusern ein Ausländer eingebürgert — der Kaffee, welcher sonst von den Leuten recht wohl entbehrt wurde, nun aber so nothwendig geworden ist, wie das tägliche Brod, das leider feinetwegen in mancher Familie fehlt. Da besitzen manche Landwirte und Grundbesitzer Häuser wie die Schlösser, mit vornehmer Einrichtung; ihre Familien kleiden sich in Sammt und Seide, führen einen Herrentisch und fahren auf Jahrmärkte und Feste mit Pracht-Pferden in Gallawägen u. s. w. was alles viel Geld kostet. Das Landgut wirft aber nicht so viel ab, — und doch ist man einmal gewohnt, auf einem solchen Fuße zu leben; — andere leben eben so! — Was ist zu thun? — Man macht Schulden und wieder Schulden, bis eines Tages die Gläubiger Haus und Hof in Empfang nehmen und die Familie ins Elend verweisen. Da gibt es noch andere, die dem Stande nach um eine oder ein paar Stufen höher stehen, als der Bürger und Bauer, die sich von denselben durch noch größeren Luxus unterscheiden zu müssen glauben, und bei denen hernach das Deputat, der Gehalt, die Revenüen auch viel zu schmal und kurz sind, als daß sie die mancherlei Bedürfnisse decken könnten. So geht es fort, auch noch weiter hinauf. Man gibt auf selbstgeschaffene Be-

dürfnisse und unnöthige Dinge mehr aus, als man einnimmt; man rechnet schlecht und kennt das Sparen nicht.

4. Lege den Überflufs deines Vermögens für die Zukunft zurück, und im Falle der Noth mache Gebrauch davon, nicht nur für dich, sondern auch für andere.

Der Geizige, welcher immer Noth fürchtet, legt wohl all sein Hab und Gut für die Zukunft zurück, aber um nie davon Gebrauch zu machen. Er stirbt eher Hunger und läßt andere Hunger sterben, ehe er einen ernstlichen Griff in seine vollen Kisten wagt. — Der Verschwender lebt nur im Genusse der Gegenwart. In unbegreiflichem Leichtsinne denkt er an die Zukunft nicht und läßt daher auch nichts für diese übrig. — Der Sparsame handelt vernünftiger und klüger als beide. „Was ich heute nicht brauche, kann ich ein andermal brauchen. Das Schicksal wechselt; ich kann verunglücken durch Krankheit, durch Hagel-, Feuer-, Wasserschaden, oder wie immer. Ich habe auch Kinder, die später von mir ihre Versorgung erwarten. — Für solche und ähnliche Fälle muß ich mein überflüssiges Vermögen aufheben.“ So denkt der Sparsame. Und weil er den Wert der irdischen Güter und den Zweck kennt, wozu solche Gott verleiht; weil er weiß, daß man sich mittelst derselben ewige, himmlische Güter erkaufen soll: so hält er sich auch für verpflichtet, mit seinem Überflusse anderen in der Noth beizuspringen, und spart also auch für Arme und andere unglückliche Nebenmenschen. Er erinnert sich des Spruches:

Gibt etwa Gott seinen Segen
Nur allein der Reichen wegen?
Nein, für Arme gibt er auch.
Theil darun die Gottesgaben
Denen mit, die Mangel haben,
Wie es lehret Christenbrauch.

5. Endlich darfst du nach Maßgabe deines überflüssigen Vermögens auch mehr oder weniger davon zu einem unschuldigen Vergnügen und für deine Bequemlichkeit verwenden.

Der Geizhals kennt bei seiner Leidenschaft ein einziges Vergnügen, das unedle Geld und Gut zu besitzen und fortwährend zu vermehren. Der Verschwender hat meistens gar kein anderes Hauptziel, als sinnliches Vergnügen, und ist vergnügungsfüchtig. Der Sparsame aber findet sein Vergnügen darin, daß sich bei ihm der Segen Gottes mehrt, und denkt auf andere erlaubte Vergnügungen erst dann, wenn er sein Schäfchen im Trocknen hat, d. h., wenn er schon etwas erspart und damit auch für die Zukunft gesorgt hat. Jetzt darf er sich ohneweiters auch besser kleiden, seinen Tisch mit einem Gerichte mehr besetzen, seine Wohnung bequemer einrichten u. s. w. Denn ohne Zweifel schenkt der liebevolle Gott Geld und Reichthum auch dazu, daß, wenn höhere Zwecke damit erreicht sind, man mit denselben sich auch das Leben verschönere und angenehmer mache.

Anmerkung. So wie mit Geld und Reichthum, wovon hier zunächst gesprochen wurde, muß man auch mit andern Erdengütern sparsam und haushälterisch umgehen, besonders mit Gesundheit und Zeit. Man verschwendet die Gesundheit durch unbesonnene, tollkühne Leibesbravouren, durch Wollust, Unmäßigkeit und andere Leidenschaften. Man verschwendet die kostbare Zeit, wenn man sie unnütz vertändelt und müßig geht. Gesundheit und Zeit überhaupt zum Bösen verwenden ist allemal Verschwendung und vor Gott strafbarer Mißbrauch. Hiezu

Eine Geschichte sammt einem Rechenexempel.

Herr Lehrer Emsig gieng an einem Vakanztage mit einem seiner besten Schüler spazieren. Schon ziemlich ermüdet ruhten sie auf dem rasigen Rande eines Steinbruches ein wenig aus und sahen dabei einem Steinbrecher zu, der mit größter Anstrengung das zerklüftete Gestein aus seinem Lager hob. Der Mann, schon im höheren Alter, hatte im zahnlosen Munde den Stummel von einer Tabakspfeife, die ihm während der Arbeit allerhand zu schaffen machte. Bald fiel sie unversehens heraus, bald gieng ihr das Feuer aus, und es mußten Zündhölzchen hervorgesucht und gestrichen wer-

den, bald auch, wenn sie wieder recht dampfte, nahm der Rauch dem Alten fast den Athem, welcher ohnedieß kurz und zum schweren Heben der Steine so nothwendig war. Nachdem sie eine gute Weile zugesehen hatten, sprach

Emfig. Eine saure Arbeit, lieber Alter!

Mann. Ja wohl! aber man will leben, und da heißt es: arbeite!

Emfig. Doch die Tabakspfeife, wie ich sehe, hindert Euch nur bei der Arbeit; die möchte ich weglegen.

Ja, guter Herr, ohne Tabak geht es nicht; ich bin halt daran gewohnt. Fehlt mir die Pfeife, dann fehlt mir alles, auch die Kraft zur Arbeit.

Emfig. Wie lange seid Ihr schon ein Raucher?

Mann. Seit meinem 18. Jahre. Jetzt bin ich ein Sechziger, folglich rauche ich 43 Jahre. In den ersten 2 Jahren rauchte ich wohl nicht so stark; aber von da an mußte ich täglich ein Päckchen Tabak haben, das 2 fr. C. Mze. kostet. Das mag freilich, alles zusammen genommen, ein hübsches Geld machen; allein ich will lieber nicht nachrechnen; einmal ist's im Rauche aufgegangen! — War freilich ein unnützer Aufwand — im Grunde betrachtet eine Sünde; aber jung gewohnt, alt gethan.

Bald hernach setzten die beiden Spaziergänger ihren Weg weiter fort, während der Lehrer die Worte des Steinbrechers zu einer Sittenlehre für seinen Schüler benützte. „Sieh, mein Kind!“ sprach er, „wie thöricht der Mensch handelt, wenn er sich in seiner Jugend an Dinge gewöhnt, die leicht entbehrlich sind, unnöthige Gelbtauslagen, wohl auch noch anderen Schaden verursachen, und wovon er als Mann und selbst als Greis nicht mehr lassen kann. Das Tabakrauchen ist für Tausende hinsichtlich der Gesundheit schädlich, und doch lernen es manchmal schon Kinder von 12—15 Jahren. Und wie sauer muß nicht mancher seinen Kreuzer verdienen, und doch verschwendet er ihn im Tabakrauche! Du hast hievon an dem alten Steinbrecher ein Beispiel gesehen. Er hat sich sicher ebenfalls eine Lungensucht angeraucht; sein kurzer Athem und fortwährendes Hüfteln beweisen es. Wie viele Kreuzer und

Gulden er aber während seiner ganzen Rauchzeit von seinem fauer erworbenen Taglohne thörichtester Weise in die Luft geblasen habe, dieß können wir ausrechnen; die bekannten Größen hiezu hat er uns selber gegeben.

Nehmen wir nur als runde Zahl 40 Jahre Rauchzeit an, und jedes Jahr zu 12 Monaten von je 30 Tagen. Dabei wollen wir auch nicht veranschlagen, was der Alte binnen dieser langen Zeit für Tabakspfeifen und Beutel, für Stahl, Stein, Schwamm und Zündhölzer ausgegeben hat, sondern wollen nur die Kosten des Tabaks berechnen.“

„Die Rechnung ist leicht,“ — versetzte hier der Schüler — „tägliche 2 Kreuzer machen monatlich einen Gulden und also jährlich gerade 12 fl. Vierzimal so viel beträgt dann 480 fl. E. Mze. Ha, eine erschreckliche Summe!“

„Du hast recht und schnell gerechnet,“ sprach der Lehrer weiter, „480 bare Silbergulden hätte jetzt der Steinbrecher in seinem Beutel, wenn er seit 40 Jahren täglich 2 kr. hineingelegt und nichts davon wieder herausgenommen hätte. Allein bei allen dem wäre er noch nicht genug klug und sparsam gewesen; das bedeutende Kapital wäre auf diese Art todt gelegen, und hätte in dieser langen Zeit keine Frucht gebracht. Hätte er dagegen die ersten 12 fl. nach Verlauf des ersten Jahres in die Sparkassa gelegt, so hätten ihm diese am Ende des 2. Jahres zu 4 Prozent schon $28\frac{4}{5}$ kr. Interesse gegeben. Diese 12 fl. des 1. Jahres sammt ihren $28\frac{4}{5}$ kr. Interessen und den 12 fl. des 2. Jahres hätten jetzt schon ein Kapital von 24 fl. 28 kr. gemacht, welches nach Verlauf des 3. Jahres wieder höhere Interessen abgeworfen hätte. Und wäre der Steinbrecher so fortgefahren, nämlich hätte er immer die Interessen zum Kapital geschlagen und solches durch die 12 fl. jedes vorigen Jahres vermehrt, so müßte er am Schlusse des 40. Jahres, wo er sein ganzes Vermögen aus der Sparkassa erhebt, noch weit mehr als 480 fl. erhalten. Aber wie viel in Gulden und Kreuzern hätte am Ende dieses Kapital betragen? Dieses, mein Sohn! wäre noch auszurechnen, und wir

wollen es zu Hause mit der Kreide thun, denn im Kopfe und auf dem Spazierwege läßt sich ein solches Exempel nicht machen.“

Der Knabe, ein tüchtiger Rechner, war damit einverstanden und freute sich schon darauf. Ganz allein nahm er zu Hause die Arbeit vor. Doch er rechnete lang, denn er brachte eine große Summe heraus, die ihm unglaublich und falsch vorkam, und weshalb er, einen Rechnungsfehler vermuthend, die Arbeit mehr als einmal von vorne begann. Endlich war er fest überzeugt, daß er gut gerechnet habe, und brachte am dritten Tage die Lösung. Nach solcher belief sich das Barvermögen des alten Steinbrechers am Schlusse des 40. Jahres statt auf 480 fl. auf 1140 fl. C. Mze. und einige Kreuzer.

Der Lehrer Emsig fand die Rechnung richtig und lobte den Fleiß seines Schülers, setzte aber hinzu: „Siehst du mein Kind! wie viel man auch durch kleine unnöthige Auslagen, wenn sie oft geschehen, verschwenden, und im Gegentheile, wie viel man, wenn sie unterbleiben und kleine Einnahmeposten in langer Zeit weise benützt werden, ersparen kann. O daß doch der alte Steinbrecher statt Tabak geraucht, so gespart hätte! jetzt könnte er im Alter, statt schwer zu arbeiten, bei einem Sparpfennig von 1140 fl. C. Mze. ruhige, glückliche Tage genießen. Merke dir dieses Beispiel wohl, mein Sohn! und lerne schon in deiner Jugend sparsam und haushälterisch sein!“ —

7.

Seid wie die Bienen, Liebhaber der Jungfräulichkeit und Keuschheit.

Alle Arbeitsbienen, also, mit Ausnahme der Königin und Dronen, alle 30.000 bis 60.000 Bienen im Stocke sind weiblichen Geschlechtes; jedoch sie bleiben alle unfruchtbar, und nur die Königin allein, die Mutter der Kolonie, legt Eier. Sie haben auch nicht wie andere Insektenweibchen ihre Männchen, sondern leben bis an

ihr Ende gattenlos. Die Dronen sind bloß die Männer der jungen Königinnen *). Wegen dieser merkwürdigen Eigenschaft kann man die Arbeitsbienen auch Jungfrauen heißen, welcher Umstand mich auch veranlaßt, hier auch ein Wort über Jungfräulichkeit, Herzensreinigkeit und Keuschheit zu reden. Doch als Einleitung hiezu erst

*) Anmerkung. Das weibliche Geschlecht der Arbeitsbienen, worüber Bienengelehrte seit Jahrhunderten nicht einig werden konnten, wird durch folgendes außer Zweifel gesetzt. 1. Da aus jedem Ei, woraus in einer kleinen Zelle bei gewöhnlicher Pflege eine Arbeitsbiene entsteht, eine Königin wird, wenn dieses Ei in einer besonderen oder Königszelle, bei einer besonderen Fütterung der daraus entstehenden Made erbrütet wird, und die Königin unbestritten weiblichen Geschlechtes ist, so muß dieses Geschlecht schon im Ei seinen Grund haben, und die Arbeitsbienen, die aus den nämlichen Eiern stammen, müssen daher gleichfalls weiblichen Geschlechtes sein. — 2. Bei der Sezion oder Zergliederung der Arbeitsbienen hat man wirklich Eierstöcke, aber unausgebildete gefunden. 3. In Stöcken wo der Weisel gänzlich mangelt, oder ein unbefruchteter Weisel sich befindet, der keine Eier legt, findet man manchmal dennoch einige unregelmäßig herumliegende Eier. Solche müssen demnach von einer Arbeitsbiene herrühren. Man nennt eine solche Arbeitsbiene, die da in einem außerordentlichen Falle, unter unerklärlicher Einwirkung des Instinktes, den brutlosen Stock retten zu wollen, die Stelle der Königin vertritt, und einige Eier legt, Dronenmutter, weil aus ihren Eiern nur Dronen hervorgehen. Die Fähigkeit zur Eierlage beweist aber wieder, daß sie weiblichen Geschlechtes ist. Man glaubt, eine solche Dronenmutter erhalte die Fähigkeit, einige Eier zu legen, daher, daß sie zufällig als Made, wie eine königliche Made, bloß Futterbrei ohne Blumenstaub, oder wenigstens als ausgeschlüpfte junge Biene denselben Futterbrei erhalten habe, womit sonst die Königin von den Bienen gespeist zu werden pflegt.

Ein Stock der von einer Dronenmutter Dronenbrut enthält, heißt *Dronenbrütig*. Und diese Brut selber, weil sie gemischt in kleinen und großen Zellen, daher mit niedrigen und höheren Deckeln vorkommt, und ein unordentliches, ungleiches Ansehen hat, wird *Buckelbrut* genannt. Sie ist, da keine Arbeitsbienen mehr erzeugt werden, das gewisse Zeichen vom Untergange des Stockes. D. B.

Eine Anekdote von einer bischöflichen Visitation.

Einmal kam ein Bischof auf Visitation zu einem Pfarrer, der eine sehr magere Pfründe besaß, und verwunderte sich stillschweigend, daß dessenungeachtet allenthalben im Pfarrhause ein gewisser Wohlstand zu merken war. Kurz vor der Abreise gab er diese Verwunderung laut zu erkennen und sprach zu dem Pfarrer: „Sagen Sie mir doch, wie Sie bei einem so geringen Einkommen bestehen und auf einem solchen Fuße, wie ich gefunden habe, leben können? — „Hochwürdigster Oberhirt!“ entgegnete der Gefragte, „meine Pfarre ist wirklich schlecht, aber mein Glück sind meine Klosterjungfrauen, die mich mit dem Ertrage ihres klösterlichen Fleißes unterstützen.“ — „Wie? — was? — Klosterjungfrauen?“ sagte darauf der Bischof ganz betroffen und dachte dabei in der Geschwindigkeit an alle Nonnenklöster seiner Diözese, konnte aber bei keinem einzigen eine auch nur entfernteste Beziehung auf die Unterstützung des armen Pfarrers herausbringen. Dieser hielt es für unschicklich, seinen hohen Vorgesetzten in diesem Punkte lange im Dunkeln zu lassen, und fuhr fort: „Das Räthsel wird sich bald von selbst lösen, wenn Eure bischöflichen Gnaden sich bemühen wollen, auch mein Jungfrauenkloster, das so viele, viele Zellen zählt, gütigst zu visitieren; es ist nur 30 Schritte von hier entfernt.“ Und er führte den noch immer staunenden Bischof in den Garten vor sein Bienenhaus, in welchem 50 Bienenstöcke standen. Hier las letzterer vor allem den über dem Eingange in lateinischer Sprache und großer Schrift angebrachten Spruch des weisen Sirach (11. C. 3. V.): „Unter dem Geflügel ist die Biene zwar klein, aber ihr Erzeugnis hat den Vorzug unter den Süßigkeiten,“ und fieng nunmehr an, die Lösung des Räthsels zu ahnen. Der Pfarrer gab hernach nachstehende Erklärung:

„Hier ist mein Kloster. Ja, jeder Bienenstock ist schon für sich ein Klösterlein und zählt Tausende von Wachsellen, die ich mit Klosterzellen vergleiche. Denn die Bewohner dieser Zellen sind das Bild klösterlicher Demuth, was selbst der weise Sirach in seinem Spruche über der Thüre andeutet, indem sie wohl äußerlich

klein und unansehnlich erscheinen, hinter ihren Klostermauern aber das vorzügliche Erzeugnis des Honigs liefern. Nebenbei leben und wirken sie in Gemeinschaft unter einer Oberin, der Bienenkönigin, oder unter einer würdigen Mutter; denn die Königin ist ja die Mutter aller Bienen. Kloster-Jungfrauen aber heiße ich sie deshalb, weil in jedem Stocke 20.000—60.000 Arbeitsbienen bestehen, welche alle weiblichen Geschlechtes sind und bis an ihr Ende im Cölibate verharren. So wie aber die Nonnen in ihren stillen Zellen und hinter ihren Klostermauern unverdrossen arbeiten, nicht nur für ihre eigene Erhaltung, sondern auch zur Ehre des höchsten Herrn und zum Wohle der Menschheit: eben so, wenigstens auf ähnliche Weise, wirken meine jungfräulichen Arbeitsbienen nicht bloß für ihre eigene Ernährung, sondern auch, unter stillem Preis der Allmacht und Güte Gottes, zum Nutzen der Menschen, und zunächst für mich, ihren Herrn. Sie sind also die Klosterjungfrauen, die mich bei meinem ärmlichen Einkommen mit dem Ertragnisse ihres Fleißes unterstützen, oder ohne Bild gesprochen: der Nutzen der Bienenzucht, die ich zur Erholung in meinen freien Stunden mit betreibe, ist die Ursache, daß ich auf gegenwärtigem Fuße leben kann *).

Hierauf führte der Pfarrer den Bischof ins Bienenhaus, öffnete

*) Anmerkung. Die Bienenzucht im Kleinen kann von Tausenden im Lande leicht betrieben werden, welche ihre gewöhnlichen Geschäfte zu Hause, und sonst der Örtlichkeit nach Gelegenheit dazu haben. Sie erfordert kein großes Anlags-Kapital, und ihre Geschäfte sind unbedeutend; die wichtigsten davon können selber auf die freien Nachmittagsstunden des Sonn- und Feiertags verschoben werden, und dienen da nur zum Zeitvertreibe und zur Erholung. Alle anderen Hausthiere erfordern mehr Mühe zu ihrer Pflege, als die Bienen. Diese holen sich ihre Nahrung selber und für das ganze Jahr aus der Flur. Für alle anderen Hausthiere aber muß man Futter herbeischaffen und es ihnen täglich, Sommer und Winter, mehr als einmal reichen. Dieser geringen Mühe und Kosten wegen rentiert sich auch verhältnismäßig die Bienenzucht höher, als jeder andere Zweig der Landwirtschaft, jedoch unter der Voraussetzung, daß sie auch zweckmäßig und rationell betrieben wird.

ihm an mehreren Stöcken die Glasfenster, damit er die emsigen Bienenvölker und ihre honiggefüllten Zellen beschauen konnte. Der Bischof freute sich darüber und pries darin die Wunder der göttlichen Allmacht. Erst als ihn einige Bienen umflogen, und er als ungewohnt die Stachel derselben fürchtete, verließ er das Bienenhaus, während er in Latein vor sich hin den 12. Vers des 117. Psalmes sprach: „Alle Völker umgaben mich wie Bienen“ u. s. w.

Und so war also auch die Visitation des Bienenklosters sowohl zur Zufriedenheit des Bischofs als des Pfarrers abgethan.

Nach dieser Anekdote, als Einleitung, gehen wir zu folgender Betrachtung über die christliche Jungfräulichkeit und Keuschheit über.

Wenn man erwägt, daß so viele Tausende von Geschöpfen in einem Bienenstocke zum jungfräulichen Stande erschaffen sind, so liegt gewiß auch der Gedanke sehr nahe: der höchste Schöpfer dieser und aller Wesen muß die jungfräuliche Keuschheit und Keuschheit besonders lieben. Und wer wollte an der Wahrheit dieses Gedankens zweifeln! — Hat sich doch der heiligste Gott selber oft genug in Wort und That darüber ausgesprochen, daß er die Unkeuschheit höchlichst verabscheue.

Durch Wort und That, wiederhole ich. Man denke nur an seine ausdrücklichen Gebote: „Du sollst nicht Unkeuschheit treiben; du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib!“ Man denke an die schrecklichen Strafen, welche er von jeher über Übertreter dieser seiner Gebote verhängt hat, z. B. die unzüchtigen Zeitgenossen Noah's vertilgte er durch die Sündflut, die unkeuschen Einwohner von Sodom und Gomorha durch Feuer vom Himmel. Auch einen David und Salomon, früher seine Lieblinge, strafte er hart, als sie sich durch Unkeuschheit vergangen hatten; und sein Gesetz verdamnte bei den Juden (3. Buche Mos.) Ehebrecher zur schweren Strafe der Steinigung. — Man denke im Gegentheil an den Segen, welchen er den schamhaften Söhnen Noah's verlieh, und an die besondere Gunst und Gnade, womit er den züchtigen ägyptischen Josef erfreute, auch an die wunderbare Rettung der keuschen Susanna, und

besonders an die huldvollste Auszeichnung Mariens. Nur sie, nämlich die keuscheste und reinste unter den Jungfrauen, wählte der göttliche Vater zu seiner Tochter, der göttliche Sohn zu seiner Mutter und der heilige Geist zu seiner Braut. Und Jesus, das unbefleckte Lamm Gottes, weilte selber in heiligster Unschuld 33 Jahre unter den Menschen, ihnen als Vorbild, und ermunterte alle ausdrücklich zur Herzensreinigkeit, indem er sprach: „Selig sind, die ein reines Herz haben, denn sie werden Gott anschauen.“ (Matth. 5. 8.) — Man berücksichtige endlich auch, was Johannes der Evangelist von dieser Anschauung Gottes der Seligen im Geiste gesehen und in seiner Offenbarung 14. Kap. geschrieben hat. — Der heilige Seher erblickt das göttliche Lamm in dem himmlischen Sion, umgeben von vielen Tausenden vom Vater Erschaffener und vom Sohne Erlöster. Und wie unter dem Rollen der Donner, unter dem Rauschen vieler Wasser und unter Harfengetön hört Johannes sie ein neues Lied singen vor dem göttlichen Thron; ein Jubellied, das sonst niemand versteht und singen kann. Und wenn man hier die Erzählung des h. Evangelisten unterbricht und neugierig fragt: Wer sind denn diese Tausende, die da Gott anschauen, diese ausgezeichneten Begleiter des göttlichen Lammes? wer ist dieser selige Sängerverein vor Gottes Thron?“ so antworte ich darauf: Können es solche Seelen sein, die hier auf Erden dem unbefleckten Lamme durch Unreinigkeit ganz unähnlich geworden sind? — Nein! — solche Menschen, z. B. die ihr Herz bemackelt haben durch unsaubere Gedanken der Wollust und unlautere Begierden des Fleisches? Nein! — solche, die ihren Mund entweihten durch schamlose Reden, schlüpfrige Scherze und unehrbare Gefänge? — Nein! — oder solche, die ihren Leib, den Tempel des h. Geistes, schändeten durch Werke der Unkeuschheit und sich wälzten im Sumpfe der Unzucht? — Nein! — und abermals nein! solche können es unmöglich sein; solche taugen nicht in die Gesellschaft des unbefleckten Lammes Jesu. Und überdies versichert ja die Schrift deutlich: nichts Unreines, kein Unkeuscher könne in's Himmelreich eingehen. Nun, so höre man was der h. Johannes selber hierüber für Aufschluss gibt. Er gibt ihn im 3. Vers: Solche sind es — spricht er — die sich mit Personen anderen

Geschlechtes nicht befleckt haben; jungfräuliche Seelen sind es, die dem Lamm folgen als Erstlingslämmer, Gott und dem Lamm zum wohlgefälligen Opfer erkaufte.“ —

Also weißt du es denn ganz gewiß, lieber Christ! daß Gott, der höchste Herr, ein Liebhaber der jungfräulichen Reinigkeit und Keuschheit und ein Feind aller Unkeuschheit ist; seine Worte und Thaten haben es dich gelehrt! — Willst du nun beweisen, daß du Gott liebest; willst du sein Wohlgefallen besitzen, seinen Segen genießen und seiner strafenden Hand entgehen; willst du besonders einst in ewiger Wonne, in der Gesellschaft der Reinen und Auserwählten das unbefleckte Lamm Jesus im Himmel anschauen: dann weißt du zugleich, daß du selber ehrbar, züchtig, keusch und rein wandeln mußt auf Erden. —

Aber nur schon auch dein irdisches Wohl muß dich zu einem solchen Wandel bewegen. Ein unschuldsvolles keusches Leben hat ja — laut der Erfahrung — die besten Erdengüter im Gefolge. Z. B.: Sei keusch, und du erhältst Schönheit, Anmuth und Liebenswürdigkeit des Körpers! Schöner als die Blüte des Pfirsichbaumes ist die Röthe der Scham und Unschuld auf dem Gesichte des keuschen Jünglings, der sittsamen Jungfrau. Unkeuschheit aber verzehrt das Roth der Wangen, macht den Körper welk und raubt ihm die jugendliche Anmuth. — Sei keusch, und du genießest das große Gut der Gesundheit! Dein Körper entwickelt sich ungestört, deine Kräfte erstarken, manche Krankheiten bleiben dir fern, und du wirst ein kräftiger Greis. Unkeuschheit aber entnervt, hat schreckliche Krankheiten zur Folge, tödtet vor der Zeit oder bringt ein sieches, trauriges Alter. O, daß doch besonders die Jugend zur Abschreckung alle jene unglücklichen Opfer dieses Lasters sehen könnte, die in der Blüte ihres Lebens begraben wurden, und die in den Spitalern mit vergifteten Lebenssäften unter Schmerzen und Wunden klagen und jammern! — Sei keusch, und du hast Ehre davon vor rechtschaffenen, wohlgesitteten Menschen. Selbst der Lasterhaste ist genöthiget, dich zu ehren; denn wenn du der Versuchung zur Unkeuschheit tapfer

widerstehst, so thust du etwas Großes, das Bewunderung verdient. Der Unkeusche aber, wenn er sein Laster nicht zu verbergen weiß, trägt seine eigene Schande herum. Wie verächtlich z. B. sprechen nicht Nachbarn von Eheleuten, die in ehelicher Untreue leben! wie geht ihr Schandruf als Ehebrecher durch die ganze Gemeinde! — Sei keusch, und du findest eher ein ehrliches Fortkommen unter guten und wohlgesitteten Menschen, als wenn du das Gegentheil bist. Wie manches arme Mädchen hat durch ihre züchtige Aufführung unter blutfremden Menschen eine ordentliche Versorgung gefunden, während manche unsittliche Weibsperson, von Fremden verschmäht und verlassen, unverforgt dem älterlichen Hause und der heimatlichen Gemeinde zur Last blieb! — Sei keusch und du bewarst dir das größte Gut der Erde — Ruhe und Zufriedenheit des Herzens. Der unkeusche Sünder wird gequält von unersättlicher Lust, er hat Gewissensbisse, er denkt an Gott und erschrickt; er findet im Gebete keinen Trost, ja er kann zuletzt nicht mehr beten; um sein Gewissen zu beschwichtigen, läugnet er wohl auch Gott, verliert Glauben und Hoffnung, den letzten Anker seiner Rettung, und verzweifelt nicht selten im Bewusstsein seines schrecklichen Lasters. Der Keusche entgeht solchem gränzenlosen Unglücke.

Und haben nicht auch Keuschheit und Unkeuschheit großen Einfluss auf das Wohl und Weh anderer Menschen? — Der Kürze wegen will ich hier nur in Bezug auf letzteres einige Andeutungen machen. Z. B. der h. Hieronymus sagt: „Dein Reichthum ist die Jungfräulichkeit, und dein Schatz die Taufunschuld; ein Schatz, dessen Verlust dir zwar kann wieder verziehen werden, aber ihn selbst bekommst du nie und nimmermehr zurück.“ — Und dieser Schatz der Unschuld, den schönsten Schmuck der Seele, und zugleich das Wohlgefallen, die Gnade Gottes, das geistliche Leben der Seele, raubt nun der Unzüchtige einer andern Person, wenn er eine solche Unschuldige zu seinem Laster verführt; er wird ihr Tugendräuber, ihr Seelenmörder. Das schrecklichste Weh bringt er dadurch nicht nur über sich, sondern auch über sie. Aber noch manches andere Unglück bringt der Unkeusche über seine Nebenmenschen, ja

fogar über solche, die ihm gerade am nächsten stehen. Da ist z. B. die Tochter rechtschaffener Ältern verführt worden; sie war der Stolz und die einzige Freude derselben. Wie unglücklich werden nun diese Ältern durch den Fall ihres Kindes! Schande und Gram darüber bringen sie wohl vor der Zeit in das Grab. Die gefallene Person ist jetzt nach dem Falle bisweilen selber der Verachtung, der Noth, dem Siechthume preisgegeben und namenlos unglücklich. Und wenn ihr Kind, nicht unter dem Segen der h. Ehe erzeugt, wie es häufig geschieht, das Elend der Mutter theilen muß, ohne väterliche Unterstützung und Zucht aufwächst, an Leib und Seele verdirbt, ein rohes, lasterhaftes, schädliches Glied der menschlichen Gesellschaft wird: wer anders trägt an all' dem großen Unglück die meiste Schuld, als der Unschuldträber, der Verführer, dem bisweilen auch dafür seine Opfer, seine eigenen Nachkommen gräuliche Flüche und Verwünschungen in die Grube nachschicken. — Ein anderes Familienbeispiel. Welches Unglück kehrt nicht in einer Familie ein, wo ein Ehetheil sich durch eheliche Untreue an dem andern versündigt! Was giebt es da bei dem betrogenen Theile nicht für Beschädigung, Zorn, Unfrieden, Gram und Unheil. Und wie sehr leiden nicht unter dieser Schande, unter dem Zwiste der Ältern die armen Kinder! Die Kinderzucht wird darüber vernachlässiget, das böse Beispiel der Ältern entsittlicht die Kinder, durch Streit und Prozeß der Ältern, und weil der Unfrieden den Segen Gottes aus dem Hause getrieben, verarmen die Kinder u. s. w. u. s. w. Ach! und so bringt Unkeuschheit zeitliches und ewiges Unglück unter andere und ist eine wahre sittliche Pest in der Menschheit.

Hiermit hast du also, lieber Christ, Beweggründe genug, dich vor der Unkeuschheit mehr als vor einer giftigen Schlange zu hüten und dafür jungfräuliche Keuschheit und Keuschheit in Ehren zu halten. Liebe zu Gott und die Furcht, ihm durch Unreinigkeit misfällig zu werden, die Liebe zum eigenen Heile und Liebe für des Nächsten Wohl sind die wichtigsten dieser Beweggründe.

Zum Schlusse

muß ich aber noch sagen, dass es auch Mittel gibt, die giftige

Schlange der Unkeuschheit zu zertreten und sich die Engelstugend der Herzensreinigkeit zu bewahren. Wer will diese Mittel nicht kennen lernen, wodurch so viele leibliche und geistliche Übel zu verhüten sind! — Ich führe sie an und sage:

1. Sei wachsam über dein Inneres; laß in deinem Herzen gleich keine unsittlichen Gedanken und Begierden aufkommen. Zertritt sie wie böses Gewürm, schon in ihrer Entstehung; denn mit diesen macht Unkeuschheit den Anfang. Kämpfe mit dir selber, denke dabei an den Allwissenden, der auch den bösen Gedanken sieht, und schäme dich vor dir selber.

2. Beware deine Augen und Ohren, damit sie nicht leicht Unehrbares sehen und hören. Sie sind die Thüren, durch welche sich nach und nach Unkeuschheit in dein Herz schleicht.

3. Vermeide sorgfältig die Gesellschaft von Menschen, die unsittliche Worte und Scherze lieben und sprechen und unkeusch sind. In solcher Gesellschaft verschwindet nach und nach deine Schamhaftigkeit, welche die Vormauer der Keuschheit ist. Der h. Franz von Sales (Philothea) sagt: „Die Bienen berühren nicht nur kein Nas, sondern sie fliehen und hassen sogar auf's äußerste jeden üblen Geruch, der aus derselbigen Gegend herkommt. Gottliebende Seele! fliehe auch du nicht bloß die Werke, sondern auch die Worte und den Athem des Unzüchtigen.“

4. Sei nicht zu vertraulich mit einer Person des anderen Geschlechtes; vermeide es, mit ihr einsam zu sein; kurz weiche allem aus, was Gelegenheit zur unzüchtigen Sünde bieten könnte. Auch den Müßiggang fliehe.

5. Lies keine unsittlichen Bücher. Die schlechtesten dieser Art sind gewisse Romane, weil sie ein feines und verstecktes Gift enthalten und dem Leser heimlich und unvermerkt unkeusche und sündhafte Gesinnung in's Herz schmuggeln.

6. Erwinnere dich, daß du Gottes Ebenbild und dem Leibe nach ein Tempel des h. Geistes bist, und daß Unkeuschheit dieses Ebenbild beslecke und diesen Tempel entheilige. Endlich

7. Denke an die traurigen Folgen der Unkeuschheit für Leib und Seele für Zeit und Ewigkeit. Insbesondere

Denke an Tod und Gericht
Und an Himmel und Hölle
Dort an der Ewigkeit Schwelle:
Dann verletzest du nicht
Gröblich der Reinigkeit Pflicht.

Als Anhang

noch eine Warnung vor Liebeleien und Buhlschaften in einem Meister-Gleichnisse des h. Franz v. Sales. Dieser spricht in der Philothea: „Gar sehr schadet der Nussbaum den Weinbergen und Feldern! denn da er sich sehr ausbreitet und vielen Raum einnimmt, entzieht er der Erde alle Säfte, und diese vermag es dann nicht mehr, die übrigen Pflanzen sattfam zu nähren. Überdieß sind die Blätter desselben so zahlreich und dicht, daß sie einen breiten und starken Schatten werfen und sowohl den befruchtenden Regen als auch die Einwirkung der gedeihlichen Sonnenstralen aufhalten. Endlich lockt dieser Baum die Vorübergehenden an, welche, um seine Früchte zu gewinnen und herabzuwerfen, alles ringsherum verderben und zertreten. Ebenso nachtheilig sind Liebeleien der Seele; denn sie bemächtigen sich derselben so gewaltig und erschöpfen ihre Empfindungen so sehr, daß ihre Kräfte dann zu keinem guten Werke mehr genügen; die Blätter aber, d. h. ihre Unterredungen, Gesellschaften und verliebten Worte, sind in so großer Anzahl, daß sie alle ihre Nuße verschlingen und den Zufluss heilsamer Gedanken und das Einwirken der himmlischen Gnadenstralen hemmen und aufhalten. Endlich locken sie so vielerlei Versuchungen, Zerstreungen, eifersüchtige Gedanken und andere Feinde des Seelenfriedens herbei, daß das Herz dadurch vollends verdorben und zertreten wird.“ —

8.

Seid wie die Bienen! — reinlich und ordnungsliebend.

Als Vorläufer eine Fabel.

Die Biene und die Bremse.

Eine Bremse kam einst zufällig in einen Bienenstock und sah

hier den Bienen bei der Arbeit zu. „Hm!“ fieng sie nach einer Weile an zu summen, „wie pedantisch und gezwungen und langsam euere Arbeit geht! Muß es denn sein, daß ihr alles so genau abzirfelt, eintheilt und rein macht? Ihr würdet zehnmal ein- und ausfliegen können in der Zeit, die ihr mit dieser unnöthigen Ordnung und ängstlichen Keulichkeit verliert.“

„Das verstehst du nicht!“ antwortete eine Biene. „Unreinlichkeit ist hässliche Unordnung; Unordnung macht schnelle, aber schlechte Arbeit bei Zeitverlust. Der sich an Ordnung gewöhnt, hat die Arbeit, schon wenn er anfängt, halb fertig.“

In dieser Fabel ist von der Keulichkeit und Ordnungsliebe der Bienen die Rede. — Keulichkeit herrscht dort, wo widerlicher Schmutz nicht zu finden ist, und Ordnung ist da zu Hause, wo alles am gehörigen Orte sich befindet, auf rechte Weise und zu seiner Zeit geschieht. Keulichkeit und Ordnungsliebe sind Geschwister; und wo die eine wohnt, trifft man gewöhnlich auch die andere an.

Daß die Bienen Liebhaber der Keulichkeit sind, geht zum Theil schon aus dem hervor, was im 5. Abschnitte S. 47 von der Reinigung der Stöcke im Frühjahre erwähnt worden ist. Überhaupt, sie halten viel darauf, daß ihre Zellen vor dem Gebrauche spiegelblank aussehen und das ganze Wachsgebäude schimmel- und fleckenlos sei. Die Königin selber scheint hierauf gleichsam ein wachsameres Auge zu haben; denn bevor sie ein Ei legt, kriecht sie immer erst mit dem Kopfe in die Zelle und sieht nach, ob diese auch dazu hergerichtet sei.

Üble Gerüche können die Bienen nicht vertragen. Sie scheuen den Geruch der Düngerstätten, den Geruch von Schwefel-, Steinkohlen- und Kaltrauch, und wenn sie demselben oft ausgesetzt sind, leidet dadurch ihre Gesundheit. Eben so ist ihnen die Ausdünstung von Hunden, Schweinen, Pferden, ja auch der Schweiß mancher Menschen zuwider, und sie werden dadurch zum Zorne gereizt. Ein in einem unrein gehaltenen Stock gefasster Schwarm zieht leicht wieder aus.

Aber man sieht manchmal auch Bienen an den Rändern der

Mistpfützen sitzen und da Feuchtigkeit einsaugen, und andere bisweilen ganz bestäubt heimkommen; beweist das nicht ein wenig Unreinlichkeit? — Eben so wenig als bei dem Landwirte, wenn er stinkenden Dünger auf das Feld führt, und beim Schornsteinfeger, wenn dieser ganz beruht aus dem Rauchfange herabsteigt. Diese Art Verunreinigung ist nämlich unausweichlich und mit dem Berufsgeschäfte selber verbunden. Die Biene mag zur Bereitung des Futterfastes für die Brut auch scharfer salziger Flüssigkeiten bedürfen, und holt solche wirklich da, wo sie zu finden sind, aus den Düngerpfützen. Den Staub aber, wie ich schon im Abschnitte von der Arbeitsamkeit erwähnte, trägt sie deshalb zwischen den Härchen ihres Leibes nach Hause, weil dieser, zu trocken, sich nicht an die Füße anballen läßt. So ist also die Reinlichkeit der Biene gerechtfertiget.

Ferner, rein wie Gold stellen die Bienen den Honig her, und lilienweiß und ohne Mackel den Wachsbau. Ganz junge, ungebrauchte Wachscheiben heißt man auch Jungfernwachs, und Honig in solchen Scheiben Jungfernhonig.

Im Winter, auch wenn dieser 3—6 Monate den Ausflug verwehrt, halten sie den Leibesunrath an sich und entledigen sich desselben erst beim ersten Ausfluge im Freien. Nur wenn sie von der Ruhr befallen sind, oder wenn sie, durch große Mässe im Stocke oder durch Gepolter aus der Winterruhe aufgestört, auseinander laufen und dabei sich verfühlen, geschieht es zuweilen, daß sie, weil sie nicht ausfliegen können, unwillkürlich ihr reines Wachsgebäude bemackeln. Doch auch in diesen Fällen halten sie ihr Lager noch möglichst rein und entleeren sich meistens unter dem Eingange und an den Wänden ihres Stockes.

Endlich, wenn durch Unwissenheit und schlechte Behandlung des Bienenpflegers der Wachsbau zu alt und schmierig wird, wenn in kalten Holzstöcken überflüssige Mässe entsteht, und nasse, neblige Witterung im Frühjahre das Austrocknen der Stöcke verhindert: dann fängt das Bienenvolk an zu kränkeln, und es entstehen Bienenläuse. Selbst die Königin trägt manchmal eine oder mehrere als beständige Quäler an ihrem Leibe herum. Die Bienen haben

aber vor diesen Läusen einen solchen Abscheu, daß sie nicht im Stande sind, sie mit ihrem Gebisse zu verfolgen und einander abzulesen. Diese Art Unreinlichkeit des Stockes in bedeutendem Grade zieht auch meistens dessen Untergang nach sich. *)

Und so wie die Keulichkeit leuchtet auch die Ordnungsliebe aus dem ganzen Thun und Lassen der Biene und aus dem Bienenstocke überhaupt heraus. Der Zellenbau, welcher schon im Abschnitte von der Arbeitsamkeit beschrieben wurde, beweist allein zur Genüge, wie die Bienen Accurateße oder Genauigkeit, Symmetrie und Ordnung lieben. Jede Zelle ist wie mit Zirkel und Winkelmaß errichtet. In regelmäßigen Reihen laufen die Zellenreihen, in gegenseitiger Übereinstimmung hängen die Waben da, immer mit den Honigzellen nach oben, mit den Brutzellen nach unten, bei gleich weiten Gassen dazwischen. Wird aber wie immer diese schöne Ordnung gestört, z. B. erhält eine Wabe einen Riß oder sonst eine Verletzung, gleich wird der Schaden von den Bienen repariert und die Ordnung wieder hergestellt. Fällt aber einmal das ganze Wachsgebäude zusammen, z. B. durch einen Sturz oder durch Erschütterung des Stockes, dann bauen die Bienen mit größter Kraftanstrengung die einzelnen Wabenstücke wieder fest aneinander; doch bleibt dabei die Unordnung der Zellen vorherrschend, so verläßt wohl deshalb auch das ganze Bienenvolk für immer den Stock.

Nicht minder merkwürdig ist die gehörige Vertheilung und ordentliche Abwechslung in den verschiedenen Arbeiten. Die jungen

*) Anmerkung. Die Bienenlaus ist rothbraun, hat die Größe eines mittelmäßigen Stecknadelkopfes, sieht spinnenartig aus, läuft mit ihren 6 Füßen sehr schnell und klammert sich damit sehr fest an den Bienenleib an. Man sprach früher viel auch von einer schwarzen Bienenlaus; allein nach P. v. Siebold ist dieses Insekt nur die Larve eines Meloe-Käfers, die sich auf niedrig blühenden Blumen aufhält und von da zufällig von den Bienen in den Stock getragen wird. Hier entledigen sich diese derselben wieder und werfen sie auf das Flugbret. Sie sind dem Stocke unschädlich. Noch gibt es eine hellbraune Milbe, halb so groß wie die braune Bienenlaus, von länglichem ovalen Körper, die auch den Bienen lästig ist.

Bienen, als die rüstigeren Arbeiter, übernehmen im Stöcke vornehmlich den Wabenbau und die Pflege der Brut, im Felde aber das Blumenstaubsammeln, bei welchem letzteren Geschäfte ihnen ihr haariger Körper gut zu statten kommt, mit welchem sie den Staub in den Blumenfeldchen gleichsam zusammenbürsten. Die alten Bienen aber, deren Körper glatter und schwärzer aussehen, weil die feinen Härchen daran schon abgenützt sind, verlegen sich besonders auf's Honigeinsammeln. Den eingetragenen Honigsaft legen die heimkehrenden Bienen gleich unten in den ersten besten Zellen nieder und eilen wieder fort, um mehr zu holen, bevor die Tracht sich etwa ändert. Diesen Saft saugen darauf über Nacht andere Bienen ein, verkochen ihn erst in ihren Leibern zu wirklichem Honig und schaffen solchen erst dorthin, wohin er gehört, in die Nähe der Brut als Futter, oder als für jetzt entbehrlichen Vorrath hinauf in's Magazin oder in die Niederlage, wo er, wenn die Zellen davon voll sind, mit einem luftdichten Deckel gegen Verderbnis verschlossen wird. — Die Blütenstaubbällchen streift die heimgekommene Biene von den Füßen ab und in die Zellen hinein; eine andere Biene zerkleinert solche mit den Zähnen und breitet den Staub aus auf dem Boden; eine dritte befeuchtet ihn sodann mit Honig, wieder andere nehmen ihn als Speise zu sich und benützen ihn zur Bereitung der Nahrungsmilch für die Jungen und zum Ausschwitzen des Wachsstoffes. Auch bei den übrigen Arbeiten lösen die Bienen einander stets in wunderbarer Ordnung ab, z. B. beim Wachestehen, beim Fächeln oder Luftpumpen unter dem Flugloche, beim Ausfluge zur Reinigung und zum Schöpfen frischer Luft nach längerem Aufenthalte im Stöcke, u. s. w.

Merkwürdig und auffallend ist besonders, dass an schönen Flugtagen die aus- und eingehenden Bienen stets im gleichen Verhältnisse auf dem Flugbrette erscheinen. Niemals gewart man hierin eine Unordnung, nämlich, dass zufällig auf einmal sehr viele und dann wieder sehr wenige kommen und gehen; dass das Flugloch einmal ganz leer, das anderemal überfüllt ist. Nach einem unerklärlichen Kommando müssen die, welche jetzt im Felde sich befinden, alsogleich nach Hause eilen, wenn ihre Zeit herum ist, ob-

schon sie vielleicht noch keine ganze Last Honig und Staub zusammengebracht haben, damit andere in demselben Augenblicke den Stock verlassen können, und dieser niemals vom Volke zu sehr entblößt sei. — Diese Ordnung leidet nur dann eine Ausnahme, wenn ein plötzliches Gewitter oder ein Regen Gefahr droht, wo dann alle der schützenden Heimat zuströmen und in großer Menge unter der Pforte ankommen, während keine Biene oder nur einige wenige Wagehälse ausfliegen und sich auf ein paar Schritte vom Hause entfernen. — Kurz, neben der Keulichkeit findet man im Bienenstocke in jeder Beziehung auch die musterhafteste Ordnung. *)

Keulich und ordentlich kann auch der Mensch sein, und er soll es umsomehr sein, weil er Vernunft besitzt, um einsehen zu können, wie nützlich und schön Keulichkeit und Ordnungsliebe sind. Auch der Ärmste im Zwillichfittel kann diese beiden schönen Eigenschaften haben. Keulichkeit am Körper, in der Kleidung und Wohnung befördert die Gesundheit, erhöht die körperliche Schönheit und macht bei andern beliebt. Unreinlichkeit dagegen erzeugt Krankheiten und erregt bei andern Abscheu und Verachtung. Ordnungsliebe aber verräth Verstand und gute Erziehung. Ordnung ist die Seele der Dinge. Sie erleichtert jedes Geschäft, unterstützt die

*) In der Keulichkeit und Ordnungsliebe der Bienen muß der Bienenpfleger eine Richtschnur seines Handelns erblicken. Er muß die Bienen in der Reinigung des Stockes möglichst unterstützen, z. B. im Frühjahr gleich nach dem ersten Ausfluge die Stöcke öffnen, um den größten Schmutz, todtte Bienen, Gemülle u. s. w. herauszunehmen. Dadurch erspart er den Bienen viele und beschwerliche Arbeit und leistet ihrer Gesundheit zugleich einen großen Dienst. Auch muß er trachten, bei seinen verschiedenen Operazionen die Ordnung im Stocke so wenig als möglich zu stören; z. B. er darf sich nicht unnöthig vor den Stock stellen und den Flug der Bienen hindern, darf beim Beschneiden des Baues darein keine Lücken schneiden, welche das gehörige Belegen der Waben hindern, darf beim Einsetzen der Waben nicht leere unter Honig- und Brutwaben setzen und so umgekehrt, sondern muß stets gleiche zu gleichen bringen u. s. w.

Sparsamkeit und führt zum Wohlstande; ein unordentliches Leben aber bahnt den Weg zur Armut, bringt Schande und Schaden und führt zum Verderben.

Selten stehen auch Keilichkeit und Ordnungsliebe allein; manche andere gute Eigenschaften und Tugenden sind damit verbunden. Und eben so hängen mit der Unreinlichkeit und Unordnung verschiedene andere Fehler, ja Sünden und Laster zusammen. Man kann deshalb von einem unreinlichen und unordentlichen Äußern des Menschen mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit auf sein Inneres oder auf seine Seelenbeschaffenheit schließen.

Die Wahrheit des Gesagten hat die Erfahrung unzählige male bestätigt. Hiezu als Beleg ein paar Erzählungen.

1. Die weißen Hemd-Ärmel.

Im Hause des reichen Apothekers L. zu W. gab es Hochzeit. Die einzige Tochter des Hauses hatte den Provisor, einen Menschen von ausgezeichnet guten Eigenschaften, geheiratet. Ein alter Jugendfreund des Apothekers, der aus weiter Entfernung her zufällig zur Hochzeit gekommen war, fragte nach der Mahlzeit den Brautvater: „Freund! sage mir doch, wie du zu dem schmutzigen Schwiegersohne gekommen bist?“ — „Auf ganz einfache Weise,“ antwortete dieser, „durch ein Paar weiße Hemdärmel.“ Der Freund lachte, jener aber erzählte folgenden Hergang:

„Vor 16 Jahren machte ich eine Reise über Land. Tausend Schritte vor dem Dorfe N. stieg ich aus dem Wagen, um bis in's Dorf hinein zu Fuße zu gehen. Da umgab mich ein Trupp Bettelungen und verlangte von mir auf die zudringlichste Weise ein Geschenk. Alle, in dem Alter von 6—8 Jahren, waren Kerle, vom Kopf bis zur Fußzehe voll Schmutz und mit Lumpen bedeckt; einer ausgenommen, der wohl hinterdrein lief, aber verschämt that und nicht bettelte. Derselbe trug keine Tasche, und sein Hemd war wohl grob, aber sauber geflickt und dazu blütenweiß. Er gieng auch wie die andern barfuß, jedoch seine Füße, in gleichen Hände

und Gesicht waren rein gewaschen und sein Haar gekämmt. Der reinliche Knabe fiel mir auf der Stelle auf.

Ich versprach nun jedem aus der Bettelbande einen Groschen, wenn er mir einige Fragen aus dem kleinen Katechismus beantworten würde, und fieng alsogleich die Katechese an. Allein aus den Schmutzbuben war nichts herauszubringen; ein verlegenes Zupfen an ihren Lumpen und ein dummes Gelächter war die ganze Antwort. Der mit den weißen Ärmeln dagegen nahm die Mütze unter den Arm, setzte sich in eine aufmerksame Positur und verwendete sein sprechendes Auge keinen Augenblick von meinen Lippen. Und schüchtern wohl, aber vortrefflich gab er auf jede gestellte Frage Antwort. „Du bist ein wackerer Bursche“ — sagte ich — „kennt man doch den Vogel gleich an den Federn! — Da nimm auch zum Lohne einen Zwanziger und bleibe ferner brav und fleißig.“ Jedem aus der schmutzigen Rotte schenkte ich bloß einen Kreuzer mit der Erinnerung, sich lieber auf's Lernen als auf's Betteln zu verlegen. Ohne Dank und in muthwilliger Ausgelassenheit rannten sie davon; der Weißbeärmelte dagegen küßte mir dankend die Hand und lief den andern nach in hohen Freudenprüngen.

Hierauf kehrte ich im Wirtshause des Dorfes ein und erfuhr im Gespräche mit dem Wirte, daß der Knabe mit dem weißen Hemde einer armen aber sehr rechtschaffenen Tagelöhnerswitwe angehöre, die ihre Kinder fleißig zur Schule schicke, und überhaupt sorgfältig erziehe. Kaum hatte der Wirt dieses Lob ausgesprochen, da stand besagte Witwe wie gerufen in einem ärmlichen aber ebenfalls ganz reinlichen Anzug vor mir. „Herr!“, sprach sie, „mein Bube, der Wendelin, brachte einen Zwanziger heim und betheuert, er habe solchen draußen auf der Straße von einem fremden Herrn erhalten. Ich weiß nicht, soll ich dem Kinde glauben oder nicht, und mich quält die Angst, daß es auf unrechte Weise zu dem Gelde gekommen sein könnte. Oder sind Sie etwa der gütige Herr gewesen?“ — „Ja, liebes Weib!“ — entgegnete ich — „ich habe dem Knaben wirklich das Geld geschenkt, weil mir sein reinliches Aussehen trotz seiner Armut, und sein ordentliches Betragen gefallen, und er auch brav auf meine Fragen aus dem

Katechismus geantwortet hat. Von seiner Reinlichkeit und Ordentlichkeit schloß ich auch gleich, daß er wenigstens eine brave Mutter und Erzieherin haben müsse, und eben Euer Erscheinen vor mir und Eure Nachfrage beweisen, daß ich keinen Fehlschluss gemacht habe. Dieß gereicht Euch zur Ehre, und glücklich ist jedes Kind, das solch eine Mutter besitzt. Doch höret! der Knabe gefällt mir. Ewig Schade, wenn sein Talent und seine sonstigen guten Eigenschaften, wie es oft der Fall ist, durch die Last der Armut erdrückt werden sollten. Ich mache Euch deshalb einen Vorschlag: Ziehet das Kind noch ein Paar Jahre mit wahrer Sorgfalt; vielleicht, wenn mir der Herr das Leben schenkt, komme ich eines Tages wieder, um es zu versorgen! — Wollt Ihr?“ — Die Witwe willigte gern in den Antrag und schied dann von mir unter Dankes- und Freudenthränen.

Darauf vergiengen drei Jahre, wo ich im Gewühle der Geschäfte des armen Wendelin ganz vergessen hatte. Zufällig reiste ich wieder einmal dieselbe Straße, an welcher das Dorf N. liegt. Ich kam auf dem Platze an, wo ich die Bettelungen examiniert hatte, und alsogleich fielen mir die weißen Ärmel Wendelins und das seiner Mutter gegebene Versprechen wieder ein. Wohlan! dachte ich gleich, willst sehen, was aus dem Jungen geworden ist. Ich gieng in's Dorf und geraden Weges in die Schule. Dort fragte ich beim Lehrer nach dem Schüler Wendelin, dessen Zunamen ich noch nicht einmal wusste, und wie sich derselbe aufführe. Der Lehrer wies mich in ein Nebenzimmer und brachte den Knaben sammt dessen Schulsachen dahin. Ich erkannte den Jungen mit Freuden wieder, denn er sah noch immer reinlich am Körper und am Gewande aus, und in seinen Büchern und Schriften zeigte sich neben musterhafter Ordnung auch ausnehmender Fleiß. Der Lehrer nannte ihn seinen besten Schüler.

Jetzt verfügten wir uns alle drei zum Ortspfarrer und ließen auch des Knaben Mutter dorthin rufen. Hier war schnell alles abgethan. Ich verpflichtete mich nämlich, den Knaben mitzunehmen und ihn wohl zu versorgen, wenn er wie bisher fleißig und ordentlich sein würde. Wendelin versprach das beste und weinte vor

Freude, seine Mutter jubelte und der Pfarrer und Lehrer beglückwünschten ihren Liebling. Und so geschah es denn wirklich, daß nach meiner Rückkehr am dritten Tage Wendelin an meiner Seite im Wagen saß, und wir von N. heim in die Stadt fuhren unter tausend Segenswünschen der Witwe.

Nunmehr erzähle ich kurz. Ich ließ Wendelin studieren, und nachdem er die vierte Grammatikklasse mit Auszeichnung absolviert hatte, nahm ich ihn in's Haus als Lehrling. Er war seiner Reinlichkeit und Ordnungsliebe wegen wie für die Apotheke geboren und besaß während der Lehrzeit meine vollkommenste Zufriedenheit. Nach den Lehrjahren schickte ich ihn zur Betreibung höherer Studien in die Hauptstadt. Und nachdem er sich daselbst das Magisterium erworben und darauf noch durch zwei Jahre in einer der größten Apotheken als Provisor gedient, und ich allerseits von dort her nur sein Lob vernommen hatte, rief ich ihn in mein Haus zurück; denn ich fühlte bereits das Beschwerliche des Alters und wünschte sehnlichst, die Last meiner Geschäfte kräftigeren Schultern auflegen zu können. Wendelin kam; ich fand an ihm einen gebildeten, sittlichen, dankbaren Menschen, der seinem Fache vollkommen gewachsen war; deshalb übergab ich ihm auch bald die Verwaltung der Apotheke. Überdies bemerkte ich mit Vergnügen, daß sich zwischen Wendelin und meiner einzigen Tochter ein vertrauliches Verhältnis gestaltete, und daß sie einander ihrer Tugenden wegen achteten und liebten. Nun glaubte ich für die Ruhe und Zufriedenheit meines Alters, für die Versorgung meines einzigen Kindes und für die vollkommene Beglückung meines Pflegesohnes nichts besseres thun zu können, als zur ehelichen Verbindung der beiden jungen Leute den väterlichen Segen zu sprechen. Und — ich habe ihn heute wirklich gesprochen.“

„So, mein Freund!“ — schloß hier der Apotheker — „lautet die Geschichte von den weißen Hemdärmeln; — so bin ich, was du wissen wolltest, zu dem schmucken, braven Schwiegersohne gekommen.“

Zeigt die vorausgeschickte Erzählung, wie Keilichkeit und Ordnungsliebe bei andern beliebt machen und das Glück des Menschen befördern, so beweist die nachfolgende, wie im Gegentheile Unreinlichkeit und Unordnung verabscheuungswürdig sind, zu noch mehr Fehlern und Lastern verleiten und manchmal das Unglück der Menschen und den Ruin ganzer Familien herbeiführen können.

2. Der Krebsgang.

Ich reiste — so erzählte jemand — in Hopfengeschäften durch das Saazer Land und über Pilsen nach Baiern, und kam nach R. Vor diesem Dorfe erinnerte ich mich, dass daselbst einer meiner Schulgesellen, zugleich ein weitläufiger Verwandter von mir, als Landwirt lebe, und mir kam die Lust, ihn zu besuchen, indem ich ihn seit 12 Jahren weder gesehen, noch sonst mehr etwas von ihm gehört hatte. „Nicht wahr, hier wohnt ein gewisser Buchmeier?“ — fragte ich daher einen alten Mann, der vor dem Dorfe an der Wiese saß und seine Sense tengelte. „Ja, der wohnt hier;“ war die Antwort. „Wie geht es ihm?“ setzte ich hinzu. „Nicht am besten,“ sprach der Alte. Und als ich hierüber mein Bedauern äußerte, sagte er, jedoch wie nur vor sich hin: „Seine Wirtschaft geht den Krebsgang; — kann aber nicht anders sein; wie man's treibt, so geht's.“ Und mit dem Tengelhammer gegen die eine Häuserreihe deutend, gleichsam als ob er meinen wollte: Gehe hin, überzeuge dich selber! sagte er kurz: „Dort bei jener Linde ist sein Bauernhof!“ —

Ich gieng und kam an die Linde und an die Hofmauer des Bauerngutes. Doch letztere war viel mehr nur ein Schutt- und Steinhaufen, mit mannshohen Disteln bewachsen, die, im Morgenwinde ihre stachelichten Häupter wiegend, den besiederten Unkrautsamen über die Dorfslur aussäeten. Es war mir ein unangenehmer Anblick. — Nun trat ich unter das Hofthor. Der eine Flügel desselben lehnte angellos an dem halb eingestürzten Pfeiler, und dem andern fehlte der größere Theil des Verschlages. Ein Strom

von Mistjauche verwehrte fast den Eingang. Nur einzelne Steine ragten daraus wie Inselchen hervor, und es gehörte die Fußgelaufigkeit eines Tanzmeisters dazu, wollte man sich nicht der Gefahr aussetzen, auszuglitschen und den Fuß ein oder ein paar Mal bis an den Knöchel in den braunen Pfuhl zu tunken. Ich überwand aber glücklich die Schwierigkeit und stand nunmehr im Hofraume.

Was erblickte ich da nicht alles! — Die Dungstätte nahm fast schon den halben Hof ein und war zur Hälfte ein Teich. Unter der Traufe des Scheuerdaches lagen Pflüge, Eggen, Holz-, Strick- und Kettenwerk, gleichsam wie mit Fleiß der Fäulnis und dem Roste preisgegeben. Dort stand ein aschgraues Butterfass, hier ein Schubkarren ohne Rad, hier lag ein Stroh-, dort ein Holz- und wieder dort ein Aschenhaufen und noch manches andere bunt durcheinander. Dem Küchengarten rechts sah man es wohl an, daß man Willens war, ihn zu bepflanzen; denn man sah darin einige gegrabene Beete; allein statt der Salat-, Mohn- und Krautköpfe darauf, erblickte ich nur Gänse-, Hühner- und Schweinsköpfe, indem alle diese Thierarten durch den lückenhaften Zaun dahin gelangen und dort sich herumtummeln konnten. — „Nicht übel!“ dachte ich. Als ich aber auch den Obstgarten, den keine Einfriedigung mehr vom Hofraume trennte, einen Augenblick besichtigt und darin unten ganze Hecken von Wurzelausläufern, oben in den Kronen der Bäume einen ganzen Wald von Dürholz gesehen hatte, da mußte ich über diese Wildnis das „Nicht übel!“ zweimal wiederholen. Endlich, als mir auch noch das nackte Sparrenwerk durch das Schupfendach entgegen lugte, rief ich: „Eine saubere Wirtschaft! — wie mag's nicht erst im Innern aussehen, im Stalle, in der Scheuer, auf den Böden! — Ich will doch ein wenig in's Wohnhaus selber hineinschauen.“

Unter der Hausthüre begegneten mir zwei Kinder von 4—6 Jahren, nackt bis aufs schmutzige Hemd, mit kränklichen Gesichtern und dickem Ausschlag an den Händen. „Ihr Armen gehört zum Ganzen!“ dachte ich wieder, und schritt vollends in die Wohnstube. Hier fand ich niemanden außer einem Hund, der aus einem vollen Milchtopfe unter der Ofenbank sein verspätetes Frühstück nahm.

Er bellte mich einigemal an und lief zu seinem Milchgeschäfte zurück. Doch lebende Wesen fand ich eigentlich mehr. Da stand z. B. mitten in der Stube der offene Brodkübel, eben — wie es schien — zur Einsäuerung des Teiges vorbereitet, und eine Herde junger Hühner saß pipend darauf im Kreise herum. Auch auf dem großen rußigen Tische in der einen Ecke gab es Leben. Hier standen noch die Schüssel und Lachen von der Morgensuppe her, und einige Katzen mit Tausenden von Fliegen hielten da knurrend und summend eine Nachlese. Und als ich hierauf noch einige Blicke da und dorthin geworfen hatte, z. B. auf zwei neben einander stehende Bettstätte, worin Betten und Stroh — es war bereits 10 Uhr — noch in bekannter Nesterform lagen, auf den mit ungewaschenem Geschirr umschanzten Ofen, auf die dichtbetüpfelten Fensterscheiben mit Vorhängen von Spinnenweben, auch auf die rußigen Wände, und auf den mehr einem Estrich als einer Holzdielen ähnlichen Fußboden: da regte es sich plötzlich hinter meinem Rücken; ich kehrte mich um, und vor mir stand, wahrscheinlich durch das Hundegebell herbeigerufen, die Hausfrau. Wahrhaftig! diese sah auf ein Haar jetzt gerade so aus, wie ich sie mir kurz zuvor in meiner Fantasie und nach dem Gesehenen zu schließen, heiläufig vorgestellt hatte, nämlich isabellenfarben, d. h. schmutziggelb vom Scheitel bis zur Fußsohle, das schwarze Haar ausgenommen, welches aufgelöst und mit den Zeichen des Federbettes durchweht, ihr über die Schultern hieng.

Ich grüßte sie und fragte nach ihrem Manne. Mit einer gleichgültigen Miene, wie bei einer ganz gewöhnlichen Sache, antwortete sie: „Wo wird der Buchmeier anders sein, als im Wirtshause! — Gestern gieng er in die Stadt und wird heute noch nicht nach Hause kommen. So thut er's immer.“ Dabei fegte sie mit ihrer Schürze einen mit Mehl bestreuten Stuhl ab und schob mir ihn zum Niedersetzen hin, während sie zugleich ihre häusliche Unordnung damit zu entschuldigen anfieng, dass die ganze Wirtschaft auf ihren Schultern liege, dass heut zu Tage Knechte und Mägde verdorben wären und in keinem Dienste aushielten, dass deshalb sie selber alles Groß- und Kleinvieh besorgen müsse, dass überhaupt die Zeiten schlecht

wären, u. s. w. Ich verspürte keine Lust, der Frau Isabella bei der Weiß-Wäsche ihrer eigenen Person lange zuzuhören, fühlte bereits auch sehr auf meiner Brust die faule staubige Stubenluft und sehnte mich in's Freie. Ich nannte ihr daher nur noch meinen Namen, gab ihr einen Gruß auf an ihren Mann und machte mich dann flugs — im buchstäblichen Sinne des Wortes — aus dem Staube.

„Armer Buchmeier!“ summt' ich vor mich hin, als ich jetzt dem andern Ende des Dorfes zuschritt; „wie weit ist es mit dir gekommen! — Warst doch in deiner Jugend ein ordentlicher Mensch, und wirtschaftlicher Leute Kind! — Ich vermuthete, bloß dein unreinliches und unordentliches Weib habe dich zum liederlichen Hauswirte gemacht.“ —

Vor dem Dorfe draußen gieng mit mir ein altes Mütterchen denselben Weg. Ich leitete ein Gespräch mit ihm ein, und erkundigte mich über die weiteren Verhältnisse Buchmeiers. Da erzählte mir die Alte recht treuherzig die ganze Geschichte des Krebsganges. „Den Buchmeier“ — sagte sie — „achtete anfangs jeder als einen sehr braven und ordentlichen Mann. Man glaubte allgemein, er werde den mit seinem Weibe erheirateten Bauernhof, der zwar von seinem Schwiegervater her etwas vernachlässiget, jedoch schuldenfrei war, bald empor bringen; allein sein Fleiß und seine Ordentlichkeit scheiterten an der Unverbesserlichkeit seines unordentlichen, unwirtschaftlichen Weibes. Frau Therese hatte schon als Kind im älterlichen Hause das eiserne Gewohnheits-Hemde der Unreinlichkeit und Unordnung angezogen und ließ sich solches jetzt nicht mehr ausziehen. Sie that alles zur unrechten Zeit und auf verkehrte Art. Z. B. Wenn andere Hauswirtinnen am Morgen sich längst schon müde gearbeitet hatten, lag sie noch in den Federn; wenn man in andern Häusern Mittags zu Tische gieng, zündete sie erst das Kochfeuer an; — und wenn Abends schon das ganze Dorf zur Ruhe war, fieng sie beim Kerzenlichte erst an zu nähen, zu waschen, zu baden u. dgl. Die schönsten Kleidungs- und Wäschstücke ließ Frau Therese in den Winkeln herumliegen, bis sie verdarben; die Milch mußte erst ranzig und schimmelig werden, bevor sie an's Buttern

dachte, und ehe es zum Brodbacken kam, mußten immer erst einige Laibe bei den Nachbarn geborgt sein. Und so gieng's in hundert andern Stücken. Noch führte sie immer eine heimliche Extraktliche und vernaschte dabei manchen schönen Groschen und Gulden; und wenn das Geld nicht auslangte, betrog und bestal sie den Mann auf allen Seiten. Ihre Handlanger, Fehler und Zuträger machten dabei die besten Geschäfte.

Gegen solche heillose Wirtschaft stemmte sich anfangs der Buchmeier aus allen Kräften, und es gab deshalb auch manchen häuslichen Krieg. Nachdem aber alles und selber Strenge fruchtlos geblieben war, verlor endlich der gute Mann den Muth und alle Hoffnung auf's Anderswerden. Er bekam jetzt — so zu sagen — Ekel und Abscheu vor seinem eigenen Hause und fast Überdruß des Lebens; ihn mochte es in seiner Familie, in seinem Hofe nicht mehr leiden. Er suchte sich zu zerstreuen und eine heitere Stunde zu verschaffen und — gerieth deswegen in's Wirtshaus. Hier lernte er bald trinken, auch spielen und fieng allmählich an, auch seine Feldwirtschaft zu vernachlässigen. Die Dienstboten blieben sich dabei zu Hause selber überlassen, und man weiß ja, wie sie dann wirtschafteten! Meistens trieb aber die Unordentlichkeit der Hausfrau selber den fleißigsten Knecht, die treueste Magd aus dem Dienste. Kein Wunder bei dem Ganzen, dass also das Erträgnis der Wirtschaft alle Tage geringer, und die Auslagen alle Tage größer wurden. Da kam's zum Geldborgen, aber nicht zum Wiederauszahlen; dann mußte wieder und mehr geborgt werden, und es reichte alles nicht hin. Dem nun fast immer betrunkenen und niemals bezahlenden Buchmeier borgten nur noch Juden gegen Bucherzinsen, und diese haben gegenwärtig schon den ganzen Bauernhof in ihrer Tasche. Nächstens wird man hören, dass die ganze Buchmeierische Familie haus- und obdachlos ist und am Bettelstabe.“ —

So lautete der Aufschluss des alten Mütterchens. Jetzt begriff ich erst vollkommen den Krebsgang der Buchmeierischen Wirtschaft, den mir der alte Mäher vor dem Dorfe angedeutet hatte. Ich nahm unter herzlichem Bedauern über meinen unglücklichen Jugendgenossen von dem alten Weibe Abschied und setzte noch eine Zeit lang

meine Betrachtungen fort. „Ja,“ dachte ich, „Ordnung ist die Seele der Dinge. Wie noch mancher andere hat durch Unordnung sich und andere in's Unglück gestürzt; mancher Handwerker durch unordentliche Arbeit, mancher Kaufmann durch Unordnung in seinen Büchern und im Handel, mancher Kassa-Verwalter durch Unordnung in seinen Rechnungen und in der Kassa, mancher Beamte und Vorgesetzte durch Unordnung in seinen Amtsgeschäften u. s. w.! — Zuletzt, wo ich auf die isabellenfarbige Frau Therese am meisten zürnte, presste es mir noch den Wunsch aus: Gott beware jeden Mann vor einem solchen Weibe! — und auch jedes Kind vor einer solchen Mutter! —

9.

Seid, wie die Bienen! vorsichtig und klug.

Eine einleitende Fabel:

Die Biene auf dem Schnee.

Fürchterliche Winterkälte schreckte
Weit umher die trauernde Natur,
Silberglänzend weißer Schnee bedeckte
Häuser, Gärten, Feld und Blumenflur.

Alles schien erstorben, nichts bewegte
Sich in der Insekten kleinen Welt;
Nur im warmen Bienenstocke regte
Sich das Völkchen unterm sichern Zelt.

Endlich wich der Frost, indem der März begonnen,
Milbern Lüften, aber Eis und Schnee
War noch nicht im Sonnenglanz zerronnen,
Und der Boden war noch kalt, wie eh'.

Doch das kleine rege Volk der Bienen
Meinte hoch erfreut darob, nun sei
Die ersehnte Wonnezeit erschienen,
Ihnen winke auf die Flur der Mai.

Tummelt euch, verlasst die Zellen, Brüder!
Füllt sie aus mit Schätzen der Natur,
Fliegt hinaus in's Feld! der Lenz hat wieder
Gold beschenkt mit Blumen Wies' und Flur.

So das Völkchen; doch die weisen Alten
Unter ihnen riefen: „Viel zu früh
„Freut ihr euch, ihr Kinder! auf dem kalten
„Schneegefilde blühen die Blumen nie.

„Fliegt hinaus und tanzt vergnügt im Freien
„Vor den Häusern, aber flieht den Schnee!
„Setzt euch nicht; es möcht' euch sonst gereuen;
„Auf den Wonnetaumel folgt dann Weh!

Alles flog hinaus; mit frohen Blicken
Sah das Volk sich nun im Sonnenschein;
Auf und nieder tanzt es mit Entzücken
Vor der Hütt' und summt'e lieblich drein.

Aber unbesonnen zogen viele
Von der mütterlichen Wohnung fort,
kehrten wieder mit der Abendkühle,
Sanken — und erstarrten hier und dort.

Folge der Erfahrung weisen Lehren,
Muntre Jugend, traue nicht dem Schein!
Bei der Lust mußt du die Klugheit ehren,
Wenn sie dich nicht soll zu spät gereu'n!

(Hermes.)

In dieser Fabel wird jedem, besonders aber der unerfahrenen Jugend die Lehre gegeben, vorsichtig und klug zu handeln und hierin den Ermahnungen erfahrenerer Menschen, vorzüglich der Ältern, Gehör zu geben.

Vorsicht nennt man das Bestreben, sich im voraus gegen Schaden und Nachtheil zu verwaren und mögliche Vortheile zu sichern; Klugheit aber heißt, zur Erlangung eines Zweckes die tauglichsten Mittel wählen.

Daß wirklich manche Bienen, wie obige Fabel sagt, so unvorsichtig sind, sich in den ersten Ausflügen im Frühjahr bei trügerischem Sonnenscheine zu weit von der Bienenhütte zu entfernen und zu spät heimzukehren, und daß sie darüber den Tod finden, indem sie in der kühlen Luft ermatten, sich auf den Schnee niedersetzen und hier erfrieren: dieß ist Wahrheit; daß aber diese Unvorsichtigkeit nach der Meinung des Fabeldichters nur junge Bienen begehen sollen, wollen wir dahin gestellt sein lassen; es ist wenigstens im allgemeinen wahr, daß die Jugend gewöhnlich unvorsichtiger und unkluger handelt, als das Alter. Übrigens können wir jenen wenigen Bienen, die da im Rausche der ersten Frühling Freude auf dem Schnee verloren gehen, ihre Unvorsichtigkeit um so eher nachsehen, als andererseits der Bienenstock genug Beweise gibt von bewunderungswürdiger Vorsicht und Klugheit. *)

a) Schon das, was in der vorausgehenden Beschreibung der Biene, von der Erziehung der Brut, vom Einsammeln und Aufbewahren des Blumenstaubes und Honigs, vom Zellenbau, vom Wachsthen, von der Vertheidigung des Stockes u. s. w.; angeführt wurde, zeigt nicht allein von ihrer Kinder- und Mutterliebe, von ihrem Gemeinfinn und Patriotismus, von ihrer Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und dgl., sondern stets zugleich auch von ihrer wunderbaren Vorsicht und Klugheit. Es bleibt nur noch übrig, daß wir diese beiden Eigenschaften der Bienen noch an einigen andern Verrichtungen derselben nachweisen, die bisher noch gar nicht, oder nur im Vorbeigehen erwähnt worden sind. Daher:

*) Anmerkung. Was das Zugrundegehen der Bienen auf dem Schnee betrifft, so muß man wohl häufiger den Bienenhalter selber, als die Bienen der Unvorsichtigkeit beschuldigen. Wenn dieser seine Stöcke im Winter nicht in's Finstere stellt, d. h. in ein geschlossenes Bienenhaus, oder die im freien Garten stehenden nicht an der Vorderseite wenigstens mit einem vorgelehnten Brette bedeckt, dann locken die hellen Sonnenstrahlen, welche in die Fluglöcher fallen, viele Bienen heraus und in's Verderben, und man sieht häufig den Schnee um den Bienenstand herum dicht mit Bienenleichen besäet. Sollen die Bienen im Winter ruhig liegen, muß ihre Wohnung finster gehalten werden.

b) In einem starken Stöcke würde zur Sommerszeit bei der Menge der Brut und des Volkes die Hitze im Innern desselben unerträglich werden, und selber die Luft darin verderben, wenn nicht der fortwährende Zutritt frischer Luft von außen durch das Flugloch möglich wäre. Die Bienen befördern aber selber diese nothwendige Abkühlung und Lüfterneuerung durch das sogenannte Luftpumpen, Fächeln oder Trommeln. Im Sommer nämlich sieht man bei jedem fluggerechten Stöcke Tag und Nacht fünf bis zehn, auch zwanzig und noch mehr Bienen in der Gegend des Flugloches herumstehen, welche mit gegen das Innere des Stöckes gerichtetem und gesenktem Kopfe und emporgerichtetem Hinterleibe unaufhörlich mit den Flügeln schlagen oder fächeln und dabei ein lautes ununterbrochenes Summen hören lassen. Zeigt dieses Verfahren nicht eine Art Vorsicht und Klugheit zugleich? Durch den Flügelschlag wird fortwährend die Luft bewegt; die wärmere dringt dabei heraus, was man selber mit der Hand spüren kann, und die äußere frische Lebensluft nimmt deren Stelle ein. Nebstdem dient das dabei hörbare Gesumme den ausgeflogenen Bienen, vorzüglich den jungen, als Signal, woran sie ihren Stock leichter erkennen und auffinden, wenn sie aus dem Felde heimkehren. Wie der Tambour Apell schlägt und seine Truppe zusammenruft, so rufen auch diese Fächler ihr Volk zusammen und werden deshalb auch manchmal „Trommler“ genannt. Da aber dieses Trommeln und Fächeln auch beim Aus- und Einzug eines Schwarmes, beim Wiederfinden des Stöckes nach längerem Aufenthalt außer demselben, beim Wiederfinden des Weisels, oder auch nur gesunder Brut, auch beim Vorspiel stattfindet: so ist es in solchen Fällen ein Zeichen der Freude und des Wohlseins, daher Freudenmusik. Bei weisellofen Stöcken sind die Trommler verstummt; hier herrscht Trauer und Verzweiflung. Je stärker die Bande der Trommler eines Stöckes ist, desto mehr beweist dieß Volksreichthum, Honigverdienst, Wohlsein, kurz Vollkommenheit desselben.

c) Das sogenannte Vorliegen der Bienen muß hier ebenfalls in Betracht kommen. Wenn im Sommer dem Stöcke leerer Raum mangelt, und besonders, wenn die Hitze darin einen so hohen Grad erreicht, daß die Brut sich verbrühen und das Wachsgebäude

zusammenschwimmen könnte: dann ziehen die Bienen das kleinere Übel dem größeren vor, und ein großer Theil derselben legt sich, besonders über Nacht, in einer Traube oder in einem Haufen müßig vor das Flugloch heraus. So kann wenigstens der übrige Theil die nothwendigen Arbeiten im Stöcke verrichten, und die innere Hitze wird einigermaßen gemildert. Sobald der Stock durch Ansätze wieder mehr Raum erhält, oder sobald heraußen kühle Witterung eintritt, und dadurch auch die Temperatur im Stöcke sinkt, ziehen sich die vorliegenden Bienen wieder hinein. *)

d. Das Ausspüren neuer Wohnungen ist auch etwas bei den Bienen, worüber man sagen muß: wie vorsichtig, wie flug! Bevor ein Schwarm auszieht, suchen in der Regel einige Tage zuvor gewisse Arbeitsbienen einen Platz aus, den der Schwarm beziehen soll. Solche Bienen nennt man Spurbienen. Man sieht sie in der Schwarmzeit bei hohlen Bäumen, Mauerritzen, Thurmknöpfen, unter Dachwinkeln u. dgl. aus- und einfliegen, Unreinigkeiten herausschaffen, ja sich wohl mit andern Bienen, die sich zufällig dasselbe Lokale ausgewählt haben, herumbeißen. Wird nun ein Scharm von seinem Herrn nicht eingefangen, wenn er sich vor dem Bienenstande irgendwo angelegt hat und hier bloß wartet, bis sich alle seine zerstreuten Bienen zum Abzuge gesammelt haben, was wieder ein Zeichen von Klugheit ist: dann bricht er wirklich auf und zieht in die neue Wohnung, welche ihm seine Quartiermacher ausgekundschaftet und vorbereitet haben.“**)

*) Anmerkung. Das müßige und schädliche Vorliegen der Bienen kann man dadurch verhüten, daß man dem Stöcke durch leere Auf- und Ansätze, oder durch Herausnehmen überflüssiger Honigwaben, zur rechten Zeit genug leeren Raum verschafft; daß man die Stöcke nicht gegen die Mittagseite stellt, oder sie wenigstens durch Bretter und Dächer bis über das Flugloch beschattet; und — was dann seltener nothwendig sein wird — allenfalls gegen Abend an der Decke oder im Rücken ein vergittertes Fenster öffnet und lüftet.

***) Anmerkung. Keine Regel ohne Ausnahme. Ehe ein Schwarm auszieht, sind in der Regel junge Weisel angesetzt, und es liegt in der Erziehung dieser Weiselbrut die Vorbereitung zum Schwärmen. Doch, es

e. Von gleicher Vorsicht zeugt das Verkitten, auch ein Geschäft der Bienen. Sowohl vor als nach der Honigtracht, wo die Bienen just Zeit dazu haben, tragen sie von Bäumen ein wohlriechendes Harz ein, das, mit einem Theil Wachs vermischt, Kitt oder Bormachs genannt wird. Sie legen es erst irgendwo an der Wand des Stockes in größerer Menge nieder, bis es etwas erhärtet ist; dann verbrauchen sie es. Sie verstopfen damit besonders im Herbst jede Ritze und jede kleine Öffnung des Stockes, sowohl um das Eindringen feindlicher Insekten, als der Kälte und Luft im Winter zu verhüten, und geben dadurch dem Bienenwärter einen Fingerzeig, daß sie im Winter mehr als eine Öffnung im Stocke nicht wünschen, und daß er selber alle zufällig entstandene Nebenöffnungen von außen sorgfältig vermachen soll.

In etwas selteneren Fällen verengen die Bienen mit solchem Kittwachs auch zu weite Fluglöcher. Hier bauen sie innerhalb des Einganges eine ganze Barrikade davon auf, nur mit einzelnen Durchgängen für das Volk. Dieß thun sie entweder, um dadurch, wie mittelst einer Blende, das grell einfallende Licht zu schwächen, besonders wenn das Bienenlager in unmittelbarer Nähe sich befindet; oder auch, — wie es heißt — um dadurch dem Todtenkopfschwärmer, einem großen Nachtfalter, den Eingang zu verwehren.

Nach und nach werden die ganzen inneren Wände des Stockes mit Kitt überzogen, und selber auf den Boden des Stockes gelegte

kommen bisweilen auch Stegreif- oder unvorbereitete Schwärme. Wenn z. B. nach einigen Tagen schlechter Witterung wieder der erste schöne Tag erscheint, wo alle Stöcke zu gleicher Zeit ihre Arbeiter in's Freie führen oder lustig vorspielen und dann die schwarmfertigen wirklich schwärmen: da geschieht es manchmal, daß ein starker Stock, der früher keine Schwarmlust spürte, beim allgemeinen Schwarmjubiläum sich während seines Vorspieles plötzlich auch zum Schwärmen entschließt und mitschwärmt. Bei einem solchen Schwarme waren natürlich früher keine Spurbienen thätig; er schwärmte leidenschaftlich in die Welt hinein, ohne sich früher um eine neue Wohnung bekümmert zu haben. — Bei einem solchen Mutterstocke werden junge Weisel nachträglich, nach Abgang des Schwarmes mit der alten Königin, angesetzt.

Gegenstände, z. B. ein Brettchen, ein Futtertröglein, das nicht ringsum genau aufliegt, werden schon nach einigen Tagen um und um angefittet gefunden. Ohne Zweifel geschieht dieß, damit in solchen kleinen Zwischenräumen, wohin die Bienen nicht gelangen können, Ameisen, Ohrwürmer und vorzüglich die Maden des Wachsmottenschmetterlings keinen Aufenthalt finden. *)

Sieher gehört auch die Erwähnung einer eigenen Todtengräberarbeit, welche die vorsichtigen und klugen Bienen im Nothfalle vornehmen. Man hat versuchsweise im Sommer eine Maus oder eine große Waldschnecke in einen Stock laufen lassen. Was geschah? — sie wurden augenblicklich erstochen. Aber was nun mit dem Nase anfangen? es hinauszuschleppen, waren die Bienen nicht im Stande! Diese wußten aber doch ein Mittel, es unschädlich zu machen und die böse Ausdünstung desselben zu verhüten. Sie kitteten es am Boden

*) Anmerkung. Die Wachs- und Honigmotte, beide von einander durch verschiedene Größe unterschieden, sind an Gestalt dem Mehl- und Holzwurme ähnlich und stammen aus den Eiern eines kleinen, und auch etwas größeren grauen Nachtschmetterlings, welche dieser in die Fugen und Ritzen der Stöcke, auch, wenn er dazu kommen kann, in die Wachs- waben legt und von der Wärme des Stockes ausbrüten läßt. Diese Maden oder Motten sind die gefährlichsten Feinde des Stockes; denn sie suchen vorzüglich die Blumenstaubzellen auf und durchwühlen die Wachs-, Honig- und Brutwaben, indem sie sich zugleich mittelst eines zähen Gewebes feste Gänge spinnen, welche die Bienen nicht leicht durch- beißen können. Der Stock ist verloren, in welchem sie einmal überhand genommen haben; gewöhnlich zieht gar das ganze Volk aus. — An warmen Sommerabenden suchen die grauen Schmetterlinge mit Gewalt selber durch's Flugloch in den Stock zu bringen, und die Bienen haben mit ihrer Abwehr viel Arbeit; die ganze Nacht patrouilliren sie um den Eingang herum, und wehe dem grauen Todfeind; sie zerreißen ihn mit Wuth, wenn sie ihn ertappen.

Starke Stöcke lassen diesen Feind nicht aufkommen, weil solche alle Zugänge wohl besetzen können. Auch schwächere Stöcke können sich desselben wehren, wenn das Flugloch nicht zu weit, das Bienenlager in der Nähe, und kein weiter leerer Raum im Stocke ist, worin sich dergleichen Schmetterlinge verbergen können, und — wenn alle anderen Ritze und Löcher von dem Bienenvater fleißig verstopft werden. D. B.

fest und überzogen es ganz mit einer Hülle von Borswachs. Große Springkäfer will man auch mit angefitteten Füßen in Stöcken gefunden haben. Wahrhaftig, ein besseres Mittel zum Zwecke giebt es in solchen Fällen nicht!

f. Endlich soll noch einiges angeführt werden, woraus einleuchtet, daß den Bienen, in Folge eines höchst wunderbaren Instinktes, so wie dem Hunde, dem Elefanten, dem Pferde — nur noch in höherem Grade — selber eine Art Geistes thätigkeit oder Verstand eigen ist. Beispiele für diese Behauptung sind:

Bei einer näheren und entfernteren Weide von übrigens gleicher Beschaffenheit besliegen die Bienen immer die nähere, und unter zweierlei Blumen, wovon die eine honigreicher ist als die andere, besuchen sie die honigreichere. „Wir bringen so mehr Honig zusammen!“ scheinen sie zu urtheilen.

Wenn der Bienenstand auf einer Anhöhe liegt, und sowohl höher hinauf am Berge als unten im Thale Honignahrung besteht, so sieht man die Bienen, wenn starker Wind vom Berge herabbläst, mit demselben Winde vom Berge herabkommen und heimkehren. Sie verschmähen also die Tracht im Thale und scheinen zu sagen: „Es ist doch klüger, leer gegen den Wind, und beladen mit dem Winde zu segeln, als das Gegentheil zu thun!“ —

Es ereignet sich, wenn auch selten, daß im Winter durch Erschütterung des Stockes oder nur durch Schwere und Sprödigkeit einer Honigwabe dieselbe oben abreißt und um einen oder zwei Zoll herunterrutscht. Geschieht dieß in der Nähe des Bienenlagers, und ist die Kälte nicht allzu streng, so reparieren die Bienen alsogleich den Bau. Und da sie jetzt kein neues Wachs hiezu hervorbringen können, so benagen sie die vorhandenen Waben, um dadurch Material für den Nothbau zu gewinnen. Nun verfertigen sie da und dort, rechts und links an der herabgefallenen Wabe Stützen, Bänder und ordentliche Strebepfeiler; ja sie verbinden die noch hängenden Scheiben in der Nähe der beschädigten mit einander und machen ihre Grundzellen oben an der Decke und die Hestzellen an den Seitenwänden mittelst alten Wachses um so fester und haltbarer. Nach menschlichen Begriffen müssen die Bienen vor dieser Arbeit wirklich folgendes

überlegen und schließen: „Die Honigscheibe ist herabgefallen; — sie könnte noch tiefer fallen! — hängen wir sie also da und dort an! — So wie diese könnten aber noch mehrere herunterrutschen; — beugen wir also vor! — machen wir die Tragzellen stärker! — In Ermanglung des neuen Wachses muß altes aushelfen.“ —

So sehr wir hier die beschriebene Vorsicht und Klugheit der Biene anstaunen, welche bloßer Instinkt lehrt, eben so sehr haben wir oft Ursache, die Unvorsichtigkeit und Thorheit des Menschen zu bewundern, der doch von dem weisen Schöpfer neben dem freien Willen auch Vernunft oder die Gabe zu denken, zu vergleichen und zu schließen, auch Einbildungskraft, Gedächtnis u. s. w. erhalten hat. Wie oft handelt der Mensch ohne gehörige Überlegung, d. h. bedenkt nicht genug die möglichen Folgen oder die Vor- und Nachtheile seiner Handlungen, und ist darum unvorsichtig zu seinem eigenen und anderer Schaden; und wie manchmal ergreift er ganz verkehrte Mittel zu seinem Zwecke und wird dadurch zum unklugen Thoren!

Vorsicht schadet nicht.

Vorgethan und nachbedacht,

Hat schon manchem Leid gebracht.

Diese Sprichwörter bewähren sich zu allen Zeiten. Wie viele hundert Unglücksfälle geschehen nur in einem Jahre und in einem einzigen Lande aus purer Unvorsichtigkeit, z. B. mit Schießgewehren, mit feuerfangenden Sachen, mit Kohlendampf, aus Unvorsichtigkeit auf dem Wasser, auf dem Eise, beim Baden, beim Reiten und Fahren, in Bergwerken, auf Eisenbahnen u. s. w. Wie viele kleine Kinder verunglücken am Leben auf verschiedene Weise durch die Unvorsichtigkeit ihrer Ältern, welche dieselben ohne Aufsicht lassen! — Wie viele junge Leute werden siech und elend oder stürzen schnell in's Grab durch unvorsichtiges Erhitzen und Abkühlen bei der Arbeit, beim Tanze und durch allerhand thörichte Streiche! — Und wie oft bringen nicht Unvorsichtigkeit und Unklugheit bei den verschiedenen Geschäften und Handlungen der Menschen Nachtheil und Schaden, z. B. wenn der Landmann die rechte Zeit zur Ackerung, zur Saat, zur Änte versäumt, der Handwerker die beste Zeit des Einkaufes übersieht

und schlechte Arbeit liefert, wenn der Kaufmann blindlings spekuliert und seine Buchführung verfäunt; wenn man borgt, leiht, bürgt oder zahlt, ohne Rücksicht auf gewisse mögliche Fälle und Umstände, ohne schriftliche Versicherung u. s. w.

Und wie thöricht und unflug handeln die Menschen in der wichtigsten Sache ihres Daseins, in Betreff ihrer eigentlichen Bestimmung, wenn sie, dauerhafte Glückseligkeit suchend, sich dem Müßiggang, der Unmäßigkeit, der Wollust und anderen Lastern hingeben, die nur ein Scheinglück versprechen, im Grunde aber gerade die Mittel sind, die wahre Glückseligkeit im zeitlichen und ewigen Leben zu rauben, und gerade die Irrwege, welche vom eigentlichen Ziele ab und in's Verderben führen! —

Ich schliesse hier mit der Hinweisung auf den göttlichen Meister Jesus, der uns allen, wie jede andere Tugend, auch Vorsicht und Klugheit lehrt mit Wort und Beispiel.

Wie klug, dass Jesus seine Lehren recht anschaulich und fasslich und interessant machte durch eingewebte Parabeln, Gleichnisse und Beispiele! — Wie klug entgieng er nicht mancher verfänglichen Frage, mancher Schlinge, die ihm die heimtückischen Pharisäer stellten! — Wie klug sein Verfahren! — er wollte alle Menschen retten und bessern und bediente sich dabei verschiedener tauglicher Mittel. Z. B. Streng und ernst war er gegen die stolzen Pharisäer, und suchte ihren Hochmuth zu brechen; aber milde und herablassend benahm er sich gegen die verzagten Sünder und flößte ihnen Muth und Vertrauen ein. Seine Stimme verkündete bald den strengen Richter, bald den suchenden Hirten. — Die evangelische Klugheit veranschaulichte er in dem Gleichnisse von den fünf klugen und fünf thörichten Jungfrauen (Matth. 25. 2.) und empfahl dieselbe seinen Aposteln mit den Worten: „Sehet, ich sende euch wie Schafe mitten unter Wölfe. Darum seid klug, wie die Schlangen, und einfältig (ohne Arglist), wie die Tauben!“ (Matth. 10. 16) — Auch stellte er uns die Klugheit des ungerechten Haushalters, nicht aber dessen Ungerechtigkeit zur Nachahmung vor, mit dem Zusatze: „Die Kinder dieser Welt sind in ihrer Art klüger, als die Kinder des Lichtes“; d. h. die Gottlosen wenden in der

Regel tauglichere Mittel an zur Ausübung des Bösen, als die Frommen zur Ausübung des Guten. Endlich spricht der Heiland beim h. Mtth. 16. 26.: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber Schaden leidet? — oder, was kann der Mensch für seine Seele (Wertvolleres) einlösen?“ — Hiemit deutet er an, daß es die größte Unklugheit, und eines vernünftigen Menschen und erleuchteten Christen höchst unwürdig sei, für das irdische Wohl das Seelenheil, für das Schlechtere das Bessere, für das Vergängliche das Unvergängliche hinzugeben und einzutauschen.

Den Beschluß dieses Abschnittes und des ganzen Hauptstückes mache der Spruch Salomons (Sprüchw. 3. 13.): „Glücklich der Mensch, der Weisheit gefunden und an Klugheit Überflufs hat; ihr Besizthum ist köstlicher als Gold und Silber und Perlen.“ —

Drittes Hauptstück.

Volkmann's Lesestück

über Irrthum, Vorurtheil und Aberglauben bei der
Bienenzucht.

Die Sittenlehren des zweiten Hauptstückes, welche Pfarrer Volkmann größtentheils an seinem Lieblingsplätzchen, im Bienengarten, gehalten, hatten die schönen Tage des Sommers hingenommen. Jetzt folgte der Herbst mit kühler und feuchter Luft, welche im Freien der Gesundheit des Greises nicht wohl zusagte; darum mußten auch die Versammlungen der Bienenfreunde im Garten aufhören. Nur auf eine Viertelstunde besuchte manchmal Volkmann seinen Bienenstand; denn vor demselben brüsteten sich noch immer Georginen und Asters in voller Farbenpracht; doch bald machte ein zeitlicher Nachtfrost auch ihrer Herrlichkeit ein Ende, das Laub fiel von den Bäumen, und der Greis war jetzt ganz auf sein Zimmer verwiesen. Hier fürchtete er nichts mehr als die einsamen langen Winterabende. Sie rückten heran. Wenn er sich jetzt auch den ganzen Tag beschäftigte theils mit beten, theils mit lesen verschiedener Bücher, womit sollte er aber die Zeit von 5 bis 10 Uhr Abends hinbringen, wo ihm sein geschwächtes Auge das Lesen nicht erlaubte,

und er doch nur gewohnt war, 5 bis 6 Stunden zu schlafen? — Er wünschte daher, dass seine Bienenfreunde ihn auch jetzt am Abende besuchen möchten, und dass eine fortgesetzte Unterhaltung von den Bienen ihm die Zeit verkürze. Und sein Wunsch war ihnen Befehl; sie kamen mit Freuden.

Jetzt hatte aber Volkmann aus seiner Bibliothek verschiedene Bücher hervorgesucht, die auch manches von den Bienen enthielten. Daraus mußten die jüngeren Besucher abwechselnd vorlesen, und er gab nur dann und wann die nöthige Erklärung hinzu. Auf diese Art wurde die Unterhaltung abermals lehrreich und angenehm, und der Greis konnte doch dabei seine Augen und seine Lunge schonen.

Wir theilen von jetzt an dergleichen Lesestücke mit und brauchen dabei Volkmanns und seiner Freunde nicht mehr zu erwähnen.

In diesem Hauptstücke wird etwas vom Irrthum, Vorurtheil und Aberglauben bei der Bienenzucht vorgelesen, wobei auch dem wirklichen Bienenzüchter manche praktische Winke von Wichtigkeit gegeben werden, was auch die etwas breitere Darstellung entschuldigen mag.

Das ganze Stück zerfällt von selbst in mehrere Abschnitte. *)

1.

Lehrreich, der Gutsherr zu Eichenthal.

Gut Eichenthal liegt in einer herrlichen Gegend. Vor einem ziemlich steilen Bergabhange, mit niedrigem Strauchwerk und hundertjährigen Eichen bewachsen, zieht sich das Dorf gleichen Namens hin.

*) Anmerkung. Dieses Hauptstück enthält mehrere Aufsätze von mir, welche im Belehrungs- und Unterhaltungsblatte für den Landmann und kleinen Gewerbsmann Böhmens, herausgegeben von der k. k. patr.-ökon. Gesellschaft in Prag (in den Jahrgängen 1839—1848) erschienen sind, und die hier umgearbeitet und in zusammenhängender Form wiedergegeben werden.

Hinter dem Dorfe, am Fuße des Berges, schleicht, versteckt unter Weiden- und Erlengebüsche, ein Bächlein vorbei und bespült die Hausgärtchen einer Reihe kleiner Häuser, worin Handwerker und Tagelöhner als sogenannte Häusler und Gärtler wohnen. Eine zweite, der ersten gleichlaufende Häuserreihe befindet sich hundert Schritte gegenüber. Es sind durchgängig Bauernhöfe. Hinter diesen verflacht sich das Land, und hier erblickt das Auge prächtige Gärten, Äcker und Wiesen und in einiger Entfernung bewaldete Berge.

Am oberen Ende des Dorfes steht die Kirche und überrascht mit ihrem grauen Schieferthurme die alten Linden, welche vor ihr den reinlichen Dorfplatz beschatten; am unteren aber liegt die freundliche Wohnung und Meierei des Gutsherrn Lehrreich.

Dieser, ein besonderer Menschenfreund und vortrefflicher Landwirt, hielt auch eine kleine Bienenzucht und war seit drei Jahren, wo er das Gut gekauft hatte, fast der einzige Bienenzüchter im Dorfe. Da geschah es bisweilen, daß jemand, der — wie es nichts seltenes ist — von der Bienenzucht einen falschen und geringschätzigen Begriff hegte, sich wunderte, wie Lehrreich als gebildeter Ökonom und mit den wichtigsten Zweigen der Landwirtschaft beschäftigt, sich auch mit Bienen abgeben könne. Hierauf pflegte dieser zu antworten:

„Es ist ein Vorurtheil, wenn man glaubt, die Bienenzucht sei nicht zu achten, und nur der gemeine Mann solle sich damit befassen. Sehet, ich bin ein Landwirt, dessen Beruf es ist, aus Grund und Boden den möglichsten Nutzen zu ziehen. Da nun auch die Bienen sich auf Grund und Boden nähren und durch Honig und Wachs Nutzen schaffen, warum sollte ich nicht auch sie in meinen Dienst nehmen? und um so lieber, da sie die wohlfeilsten Haus- und Nutzhire sind, die von ihrem Herrn Sommer und Winter kein Futter verlangen, sondern solches sich selber auf der Weide holen, wo sie obendrein, auch ohne Hirten, Niemanden einen Schaden verursachen. Und die Mühe, welche die Bienenzucht verlangt, — wahrhaftig eher eine Unterhaltung in freien Stunden als eine Beschwerde zu nennen — wird sicher verhältnismäßig höher belohnt, als die Mühe und Arbeit mit jedem anderen Hausthiere. Ich wäre daher

kein vollkommener Landwirt, kein guter Hauswirt, wollte ich nicht auch ein wenig Bienenzucht treiben.

Wer aber gar meint, die Bienenzucht passe nur für gemeine Leute, der geht im dicken Irrthume herum. Die Bienenzucht entehrt keinen Stand und steht dem Gebildeten und Ungebildeten wohl an. Im Gegentheile, jeder Gebildete sollte es für eine Ehrensache ansehen, auch von der Bienenzucht, wenn er solche auch nicht treiben kann oder will, das Wichtigste oder zum allerwenigsten das Wichtigste aus der Naturgeschichte der Biene zu wissen. Weiß er aber — wie häufig der Fall ist, — hievon bloß dieß, daß die Bienen Honig sammeln, schwärmen und stechen, — und so viel weiß auch der allergemeinste Mensch — dann zeigt das eine Lücke in seiner wissenschaftlichen Bildung, die ihm verargt werden muß. Was würde man von einem sagen, der sich zu den allgemein Gebildeten zählt, wenn er z. B. nichts wüßte von den Eigenthümlichkeiten des Löwen, des Vogels Strauß in Afrikas Wüsten, des Hai- und Wallfisches in der Nordsee? — — müßte man ihm nicht diese Unwissenheit übel nehmen? — Wie aber erst, wenn er von der weit merkwürdigeren Biene nichts weiß, die ein inländisches Insekt, ein Haus- und Nutzhier ist und ihm täglich in Tausenden von Exemplaren vor den Augen herumfliegt? — Und wie insbesondere, wenn er gar ein wissenschaftlich gebildeter Ökonom ist? — Beweist er im letzteren Falle nicht vor aller Welt, daß er am Baume der Ökonomie einen ganzen Zweig übersehen, im Lehrbuche der Landwirtschaft ein ganzes Kapitel überschlagen habe, und daß er darum auch über die Bienenzucht nicht einmal im Stande sei, nur irgend ein richtiges Urtheil zu fällen? —

Betreibt aber ein wissenschaftlich Gebildeter die Bienenzucht in eigener Person, wenn auch mit wenigen Stöcken, so dienen seine anderseitigen Kenntnisse nur dazu, solche um so geschickter, razioneller und mit um so glücklicherem Erfolge betreiben zu können. Sein geschärfter Geist dringt desto leichter und tiefer in die Geheimnisse der Bienennatur; er begreift und gebraucht die vortheilhafteste Manipulation der Zucht und genießt darüber und neben dem materiellen Nutzen auch ein besonderes geistiges Vergnügen, das seiner Bildung

nicht unwürdig ist und ihm die Bienenzucht um so werter macht. Zugleich gibt er durch sein Selbstzüchten Mindergebildeten ein gutes Beispiel, verschafft der Bienenzucht in ihren Augen Achtung und kann so, wie auch durch Wort und Schrift Vieles zur Vervollkommnung und Ausbreitung dieses landwirtschaftlichen Zweiges beitragen. Eben darum werden in unserer Zeit die Fortschritte der Bienenzucht fortwährend gehemmt, weil so viele gebildete Landwirte davon kein Jota verstehen, sie für nicht lohnend und nur für Spielerei und Liebhaberei halten und in Unwissenheit und Vorurtheil, durch Wort und Beispiel andere eher davon abhalten, als dazu ermuntern.

Was aber Mindergebildete betrifft, vorzüglich den Landmann, den bei Hause bleibenden kleinen Gewerbsmann und Handwerker, so kann die Bienenzucht nicht nur für diese am häufigsten ein leicht bestreitbares und einträgliches Nebengeschäft sein, sondern gewissermaßen auch auf ihre Bildung und Bessertlichung einwirken. Das Merkwürdige und Wunderbare der Biene nämlich zieht den gemeinen Mann an, erregt und spannt seine Aufmerksamkeit, lehrt ihn beobachten, nachsinnen, denken; der Umgang und die Pflege der Biene gewähren ihm in freien Stunden eine angenehme und nützliche Beschäftigung, bewahren ihn so vor Langweile und Müßiggang, die häufig Gelegenheit zu verschiedenen Lastern geben; und das merkwürdige Bienengeschöpf endlich erinnert ihn zugleich an den noch merkwürdigeren Schöpfer und an dessen unübertreffliche Vollkommenheit, und also kann auf solche Weise die Bienenzucht selber zur Bildung des Verstandes und Herzens, zur Sittlichkeit und Frömmigkeit des Menschen ein Scherflein beitragen.“

So heiläufig lautete die Meinung Lehrreichs über das Bienenzuchtreiben Gebildeter und Ungebildeter. In letzterer Beziehung hatte er schon öfters versucht, auch seinen Eighenthalern Sinn für die Bienen beizubringen; allein er stieß hier nicht weniger als bei Gebildeteren auf allerhand Vorurtheile und Irrthümer, ja selber auf verschiedenen Aberglauben, die seinen wohlgemeinten Bestrebungen Hindernisse setzten. Doch der edle Menschenfreund verlor darüber den Muth nicht. Wo sich nur immer eine schickliche Gelegenheit dar-

bot, knüpfte er mit den Hauswirten zu Eichenthal ein Gespräch über Bienen an, entkräftete darin die herrschenden Vorurtheile, deckte die Irrthümer auf und stellte den Aberglauben in seiner Thorheit- und Schädlichkeit dar. Und so gelang es dennoch nach und nach, zu Eichenthal der Bienenzucht Aufnahme zu verschaffen.

Ein besonders glücklicher Einfall, der dem Menschen- und Bienenfreunde unvermuthet kam und ausgeführt wurde, unterstützte ihn ganz vorzüglich bei der Erreichung seines Zieles, wie wir gleich hören werden.

2.

Die Bienenstiftung.

Lehrreichs Bienenstand zählte 20 Stöcke von möglichster Vollkommenheit und befand sich im Hausgarten nächst der gutsherrlichen Wohnung. Es war wirklich eine Freude zuzusehen, wenn hier an schönen Sommertagen die tausend und tausend im vollsten Fluge begriffenen Bienen, so lustig summend, vor dem Bienenhause durcheinander wimmelten.

Für diese Freude hatte besonders Glaubhold, ein Schuhmacher, der am entgegengesetzten Ende des Dorfes wohnte, Sinn und Gefühl. Jedesmal, so oft ihn der Weg vor Lehrreichs Garten vorbeiführte, sah er ein Weilchen durch die Staketen des Zaunes und betrachtete das rastlose Treiben der Bienen mit sichtbarem Wohlgefallen. Einmal erschütterte ihn die Freude in einem solchen Grade, daß er unwillkürlich in die lauten Worte ausbrach: „Ach! nur einen einzigen Stock voll so fleißiger Thierchen! — sie wären mein größtes Vergnügen!“ — In demselben Augenblicke antwortete eine Stimme: „Euer Wunsch sei gewährt! — wählet Euch einen Stock, der beste sei Euer!“ — So sprach nämlich Lehrreich selbst, der jetzt aus der nahen Gartenlaube hervortrat, wo er unbemerkt den Seufzer des Armen vernommen und in seiner Herzengüte alsogleich beschlossen hatte, demselben das geträumte Ver-

gnügen zu bereiten. In dem nämlichen Augenblicke reifte in ihm zugleich ein Plan, der sich auf der Stelle offenbaren wird.

Wer war durch die unverhoffte Antwort mehr überrascht und verwirrt, als Glaubhold! — Er wusste nicht, ob er solche in der Geschwindigkeit für Scherz oder Ernst nehmen sollte. Endlich entgegnete er mit einiger Fassung: „Ach, womit könnte ich einen solchen Bienenstock bezahlen!“ — „Ich schenke ihn Euch,“ — fuhr Lehrreich fort — „doch höret! wie? — in Form einer Stiftung und nur unter folgenden drei Bedingungen, welche zu erfüllen Ihr Euch schriftlich und vor Zeugen verpflichten müßt. Diese Bedingungen sind:

1. Dafs Ihr den Stock vor allem fleißig wartet und pfleget. Ich will Euch hierbei mit Rath und That an die Hand gehen.

2. Dafs Ihr, wenn sich dieser Stock bei Euch auf 4 Stöcke vermehrt haben wird, wieder einen davon Eurem nächsten Nachbar schenket, welcher sich solchen ebenfalls selber auswählen darf, und dem Ihr die 3 Stiftungsbedingnisse gleichfalls und auf dieselbe Weise zur Pflicht macht. Endlich.

3. Dafs Ihr Euren Bienenstand nicht über 10 Stöcke vermehret, sondern die überzähligen verkaufet. Dieß deshalb, damit Ihr und Eure Nachbarn als Handwerker nicht etwa bei einer größeren Zucht Euer Handwerk vernachlässiget; damit ferner nicht durch viele und zugleich große Bienenstände die Gegend an Bienen übervölkert, und so die Bienenweide zu sehr geschmälert werde; und zuletzt, damit solchen, die auf die Bienenstiftung verzichten, wie auch anderen in benachbarten Ortschaften durch den Verkauf von Stöcken Gelegenheit geboten werde, sich ebenfalls Bienen anschaffen zu können.“

So der brave Bienenherr. Er wollte durch diese Stiftung zunächst bei den Häuslern seines Dorfes Lust und Eifer für die Bienenzucht erwecken, ihnen auf die wohlfeilste Weise zum Besitze von Bienenstöcken, und dann durch das Erträgnis derselben zu einer Unterstützung in ihrer Dürftigkeit verhelfen. Ein schöner Plan, würdig eines Christen und Menschenfreundes! —

Glaubhold war vor Freude fast außer sich. Er versprach

jede Bedingung und noch zehn andere, wenn sie gefordert würden, zu erfüllen. Er trat jetzt in den Garten und vor das Bienenhaus und fieng an, unter den Stöcken zu wählen. Aber welcher war der beste! — Da gab es Holz- und Strohstöcke, Ständer und Lagerstöcke, theilbare und untheilbare, Schwarm- und Mutterstöcke u. s. w. Lehrreich weidete sich eine Zeit lang an der Verlegenheit des Wählers, dann gab er dem Unerfahrenen und Unschlüssigen wohlmeinenden Rath. Und so wurde jener Stock auserkoren, bei welchem die meisten Bienen im geschäftigsten Fluge, mit den häufigsten und größten Blumenstaubhöschchen aus- und einslogen; Lehrreich selber hielt ihn für den besten.

Glaubhold hätte ihn nun mit Freuden alsogleich nach Hause geschafft, allein dieß ließ sich jetzt durchaus nicht thun; denn die Bienen hätten sich auf dem neuen Stande verslogen und wären in der einmal gewohnten Flugrichtung zu den Bienen des Gutsheern zurückgekehrt. Der Stock mußte also bis zum Eintritte des Winters an seinem Platze bleiben. Lehrreich heftete ihm aber einen Zettel an die Stirne, und jeder, der draußen vor dem Zaune vorbeiging, konnte darauf in großer Frakturschrift den Namen des Eigenthümers „Glaubhold“ lesen.

Daß von nun an den ganzen Sommer und Herbst hindurch der arme Schuhmacher noch häufiger als sonst und mit noch größerem Interesse durch Lehrreichs Garten-Stateten lugte, kann man sich denken. Wie sehnsuchtsvoll erwartete er die Zeit, wo er seinen Liebling übersiedeln durfte! Sie kam.

Mit dem ersten Schneegestöber nach Martini erschien Glaubhold in Gesellschaft seines nächsten Nachbars, des Tischlers Erbmann, bei seinem gütigen Bienengönner und holte unter tausend Dankfagungen und Segenswünschen den Stock ab. Beide Träger transportierten ihn um so sorgfältiger und sanfter, als jeder in der schweren Last desselben im Geiste auch schon seine vier Stöcke — laut Bienenstiftung — zu tragen wähnte.

Daheim in Glaubholds Gärtchen wurde dem Stocke das schönste Plätzchen angewiesen, nämlich der Raum zwischen den beiden Fenstern des Wohnstübchens. „In Gottes Namen!“ sprach

die Hausmutter, als man den Ankömmling aufstellte, und die Kinder standen um ihn herum und klatschten vor Jubel in die Hände.

Unterdessen empfand der Gutsherr auf einige Augenblicke eine eigene Wonne in seiner Seele. Das lohnende Bewusstsein war es, einem Armen eine unschuldige Freude gemacht und ihm unaufgefordert eine Wohlthat erwiesen zu haben. Aber nicht im Geringsten darauf sich etwas einbildend, gieng er wieder an seine gewöhnlichen Geschäfte; allein — wer kommt noch einmal? — Meister Glaubhold.

Das jetzt erfolgte Gespräch mag der Leser aus dem Munde der Sprechenden selber vernehmen.

3.

Der angebotene Kauffschilling.

Glaubhold. Herr! ich kann Ihrer Güte nicht genug danken, aber — um Vergebung! ich möchte doch lieber den Bienenstock recht wohlfeil gekauft, als ganz und gar geschenkt bekommen haben.

Lehrreich. Sonderbarer Mann! Ihr scheint mir der erste zu sein, der lieber etwas für Geld als umsonst nimmt.

Glaubhold. Denken Sie von mir, was Sie wollen, ich bitte dennoch wiederholt: verlangen Sie etwas für Ihren Stock! — nur etwas, und sollte es ein einziger Groschen sein.

Lehrreich. Wahrhaftig, Mann, die Freude über den Bienenstock hat Euch verrückt gemacht!

Glaubhold. Haha! nicht verrückt — Herr! nur — nur besorgt und vorsichtig bin ich. Doch — ich muß schon die Ursache meines Wiederkommens rein herausfagen.

Wie wir vorhin den Stock heimtrugen, hub plötzlich Erbmann an: „Ein schönes Geschenk, Nachbar; allein besser wär's, wenn Ihr wenigstens eine Kleinigkeit dafür gezahlt hättet; denn ich habe mein Lebetag gehört: Geschenkte Stöcke gedeihen selten. So sagte der Nachbar und zählte zugleich einige Beispiele auf, wo

solche Stöcke in der That bald nach der Schenkung zu Grunde gegangen sind. Dann setzte er hinzu: „Auch für den lieben Herrn Lehrreich wäre es besser, wenn er für seinen Stock etwas genommen hätte; denn es heißt noch: Wer einen von seinen Stöcken wegchenkt, hat mit den übrigen kein Glück mehr. Diese Reden haben mich erschreckt. Er beruhigte mich aber, indem er versicherte, daß in dergleichen Fällen noch zu helfen wäre; man dürfe nur — sprach er — den Geschenkgeber dahin bringen, daß er für seine Bienen einige Kreuzer fordert; diese zahlt man aus, und die Bienen sind hernach eigentlich nicht mehr geschenkt sondern gekauft. So mein Nachbar — der Erbmänn. Herr! mir war um meinen und um Ihre schönen Stöcke leid; ich faßte daher ein Herz und kam nun in dieser Angelegenheit wieder zu Ihnen.

Lehrreich. Haha, haha! Lieber Meister Glaubhold! verirrt seid Ihr wohl nicht, hierin widerrufe ich, aber dafür ein wenig thöricht und abergläubig, sammt Eurem Nachbar. Ja ja, so ist's. Dingen oder Handlungen eine solche Kraft zuschreiben, die sie ihrer Natur nach und nach dem Urtheile gesunder Vernunft unmöglich besitzen können; oder: etwas überhaupt ohne allen vernünftigen Grund glauben, ist Aberglaube, und diesem seid Ihr beide verfallen.

Glaubhold. Ei, Sie halten also auf die ganze Sache nichts? —

Lehrreich. Welcher Vernünftige wird auf solche Albernheiten halten! — Also, der erste Nachtheil — sagt Erbmänn — trifft den, welcher einen Stock geschenkt bekommen hat; weil geschenkte Bienen selten gedeihen? — Haha! ein Bienenstock braucht zu seinem Gedeihen nichts weiter, als eine gesunde Königin, zahlreiches Volk, hinreichenden Honig, gute Weide und ordentliche Pflege. — Und können etwa die Kupferkreuzer, die Silberthaler oder meinetwegen die Golddukaten, welche man beim Ankaufe eines Stockes dafür zahlt, demselben dieses alles verschaffen? — Oder was dasselbe ist, muß etwa nothwendiger Weise ohne Kaufgeld die Königin krank, das Volk klein, der Honig wenig, die Weide schlecht, die

Pflege unordentlich werden? — Wer dergleichen glaubt, kann unmöglich ein gescheiter Mann sein.

Was aber insbesondere Euren Stock betrifft, Meister! so besitzt dieser nicht nur gegenwärtig alles, was zu seinem Gedeihen gehört, sondern ich hoffe auch, Ihr werdet ihm unter meiner Aufsicht auch in Zukunft alles Nöthige nach Möglichkeit besorgen. Und darum ist wenigstens jetzt eben so wenig Ursache vorhanden, zu glauben, er werde nicht gedeihen, als zu glauben, daß ein festgebautes Haus in kurzer Zeit einfallen, oder ein gesundes Stück Vieh nächstens umstehen müsse, weil man beides geschenkt bekommen und kein Geld dafür gezahlt hat.

Glaubhold. Herr! ich sehe, Sie haben im Grunde recht; ich glaube Ihnen, mag auch mein Nachbar 10 und 20 Beispiele für seine Behauptung anführen.

Lehrreich. Mit diesen Beispielen, lieber Glaubhold! hat es ein anderes Bewandtnis. Ich gebe zu, daß von einer gewissen Anzahl verschenkter Stöcke wirklich mehr eingehen und misrathen, als durchkommen und gedeihen; jedoch, ich finde die Ursache davon in anderen Dingen, als im bloßen Schenken. Fürs erste nämlich: wer jemanden einen Stock schenken will, bestimmt dazu gewöhnlich eher einen schlechtern als einen bessern. Der häufig herrschende Eigennutz denkt allezeit zuerst an sich und behält gern das beste. Man schenkt z. B. dem Better, der Ruhme, dem Nachbar nicht leicht einen guten Vorschwarm, sondern öfters nur einen Zweit- oder Drittschwarm — einen Schwächling oder Spätling, nicht leicht einen Leibstock, sondern lieber einen Kümmerer, der einem bisher ohnedieß wenig Freude gemacht hat. Ist's aber dann ein Wunder, wenn Stöcke dieser Art seltener den Winter überkommen oder wenigstens mehrere Jahre keinen Nutzen abwerfen? — Fürs zweite sind viele Menschen so beschaffen, daß sie das, was ihnen kein Geld gekostet hat, auch wenig schätzen und in Acht nehmen. Solche stellen das geschenkte Schwärmchen gleichgiltig an den ersten besten Platz und denken selten oder gar nicht an die Pflege desselben; vollends dann, wenn sie gleich anfangs den geringen Wert des Geschenktes erkannt haben. Was ist aber auch hier natürlicher, als

dafs dergleichen Bienen nur äufferst selten gedeihen können? — Fürs dritte: wem pflegt man denn meistens nur Bienenstöcke zu schenken? — Nicht wahr, am öftesten jemanden, der früher noch keine besessen hat? Diesem nach erhält also der verschenkte Stock gewöhnlich einen neuen Herrn, dem hinlängliche Erfahrung und Kenntniss in der Bienenzucht abgehen, der daher leicht in der Behandlung seines neuen Pfleglings etwas versäumt oder verdirbt und somit ihn entweder zu Grunde gehen lässt oder selbst zu Grunde richtet.

Das sind meines Dafürhaltens Gründe genug, warum verschenkte Stöcke im allgemeinen eher misrathen als gedeihen. Habt Ihr sie begriffen, diese Gründe? Meister!

Glaubhold. O ja; ich will sie auch meinem Nachbar begreiflich zu machen suchen, und ihn darauf tüchtig auslachen, dass er meinte, das Verschenken allein hindere das Gerathen des Stockes.

Lehrreich. Lachet ihn aber gleich auch mit dafür aus, dass er ferner glaubt: das Verschenken eines Stockes bringe selbst dem Geschenkgeber Schaden, indem dieser mit seinen übrigen Stöcken kein Glück mehr habe. Auch das ist thörichter Aberglaube. Denn zum Glück mit den Bienen gehört zweierlei: 1. dass man ihre Zucht gehörig verstehe und betreibe; 2. dass günstige, fruchtbare Jahre für sie eintreten, und Unglücksfälle, die man nicht voraussehen und vermeiden kann, von ihnen fern bleiben, oder — was das nämliche ist — dass von Seiten Gottes der Segen dazu komme; denn auch bei der Bienenzucht, wie bei allen menschlichen Bemühungen, ist an Gottes Segen vieles gelegen.

Nun aufgemerkt, Meister! Bisher hatte ich mit meinen Bienen ziemliches Glück; ich habe alle Jahre Honig und Schwärme, oder nach Beschaffenheit des Jahrganges wenigstens eins von beiden reichlich erhalten. Wenn ich nun Euch einen Stock schenke, warum sollte ich deshalb in Zukunft nicht mehr so glücklich sein? — Ich werde ja meine übrigen Stöcke eben so wie früher warten und pflegen! — Und warum sollte ich dann dabei nicht auch, wie bis-

her, auf den Segen Gottes rechnen dürfen? — Wird Gott vielleicht beleidiget, wenn man seinem Nebenmenschen eine Freude macht, eine Wohlthat erweist und ihm — wie hier — einen Bienenstock schenkt? — Wer dieß behaupten wollte, würde die Vaterliebe und Güte Gottes lästern, welche uns zurufen: „Liebet einander, erfreuet einander! thuet Gutes einander!“ Im Gegentheile: gerade dadurch, daß man von seinem Überflusse Dürftigen mittheilt, erwirkt man sich umsomehr neuen Segen Gottes. Ausdrücklich heißt es in der Bibel: „Sei wohlthätig gegen den Gerechten, und du wirst große Vergeltung finden, wenn nicht bei ihm, sicher bei Gott.“ (Sprichw. 21. 9.) Und wieder: „Wer geneigt ist zur Barmherzigkeit, wird gesegnet werden.“ (Syrach 12. 2.)

Darum also nichts da von unserem Kaufe und Verkaufe, Meister Glaubhold! Gehet mit Eurem Groschen nur wieder nach Hause, und seid als Geschenknehmer um das Gedeihen Eures Stockes vernünftiger Weise eben so unbesorgt, wie ich es bin als Geschenkgeber in Betreff des Glückes mit meinen übrigen Bienen.

Glaubhold belachte jetzt selbst recht herzlich seinen angebotenen Kauffchilling per einen Groschen, dankte und gieng in freudiger Beruhigung von dannen.

3.

Der Petruschwarm und das fromme Märchen vom rothen Klee.

Glaubhold brachte seinen Schenkstock glücklich durch den Winter und hatte jetzt weiter keinen Wunsch, als den, daß derselbe auch im Frühjahre schwärmen und sich vermehren möchte. Allein der Frühling war anfangs lange rauh und unfreundlich, und unser hoffnungsvolle Bienenmann wollte schon auf die Erfüllung seines Wunsches verzichten, sieh! da tritt er am 29. Juni — am Feste der hh. Apostel Petrus und Paulus — in das Bienengärtchen, und welche Überraschung! der schönste Vorschwarm hängt am Weichselbaume. „Ein Schwarm! ein Petruschwarm!“ ruft er jetzt

im höchsten Jubel, macht ein paar ellenhohe Sprünge hin zu des Nachbars Fenster, — schreit: „Ein Schwarm! ein Petruschwarm!“ und rennt, den nicht minder erfreuten Erbmänn hinter sich, wieder in den Garten zurück.

Nach wenig Minuten war der Bienenhaufen in den schon längst vorbereiteten neuen Stock gethan. Sobald aber Glaubhold das Bleiben der Bienen in der neuen Wohnung nicht mehr bezweifeln durfte, gieng er in geschäftiger Eile zum Gutsherrn. Bei seinem Eintritte sprach

Lehrreich. Ihr bringt eine gute Botschaft; das lese ich von Euerem Gesichte!

Glaubhold. Wirklich eine gute; der geschenkte Stock fängt an zu gedeihen, — er hat geschwärmt.

Lehrreich. So? ich gratuliere. Und ist's ein ordentlicher Schwarm? —

Glaubhold. Herr, ein köstlicher Schwarm! — so groß — wie soll ich geschwind sagen — zweimal so groß, wie mein Hut, wenn nicht noch größer. Und — was mich besonders freut — dazu ein Petruschwarm, welcher besser ist als jeder andere.

Lehrreich. Meint Ihr? — Wenn also dieser Schwarm gestern gekommen, und sonach kein Petruschwarm wäre, würde er nicht so gut sein?

Glaubhold. Freilich nicht; doch Sie wissen das sicher besser wie ich, und wollen sich ein wenig verstellen. Mancher zahlt ja in unserer Gegend für einen Petruschwarm auf der Stelle einen Gulden mehr, als für jeden andern.

Lehrreich. Warum werden aber just diese Schwärme für die besten gehalten? wisst Ihr das? —

Glaubhold. Je nun, ich habe gehört, weil sie am Tage des heil. Petrus fallen, und weil ihre Bienen auf den rothen Klee fliegen dürfen. Mehr davon kann ich nicht sagen; denn früher hatte ich keine Bienen, und — so habe ich mich um dergleichen Dinge weiter nicht bekümmert.

Lehrreich. Gut, so werde ich Euch den Grund deutlicher angeben, warum viele die Petruschwärme für die besten halten

Jedoch — im voraus bemerkt — es ist ein falscher und abergläubiger Grund, der auf einem puren Märchen beruht. Also, hie und da erzählt man sich folgendes:

Nachdem der liebe Gott alle Geschöpfe der Erde, auch die Biene und den Menschen, erschaffen hatte und die Biene Tag für Tag ohne Aufhören im Felde und im Stocke arbeitete: gab er auch ihr, gleich dem Menschen, das Gebot, am Sabbate von der Arbeit zu ruhen; wahrscheinlich damit auch sie sich am siebenten Tage wieder Kräfte für die Arbeit der künftigen Wochen sammeln und sich nicht durch unausgesetzte Anstrengung zu früh das Leben verkürzen sollte. Doch die Biene, zu sehr geizend nach Honig und Wachs, vermaß sich, ihrem höchsten Schöpfer ungehorsam zu sein. Sie durchstrich wie früher auch am Sabbate Feld und Wald, sammelte Blumenast und Blütenstaub und baute im Stocke künstliche Zellen. Da rief sie der Herr vor seinen Thron und sprach beleidiget: „Ungehorfames Geschöpf! Zweierlei lege ich dir jetzt vor; entweder ruhe am Sabbate, oder meide zur Strafe dein Lebelang die beste Honigblume — den rothen Klee! — Die Biene wählte das letztere, um nur ihrem Geize auch am Sabbate und wenigstens auf anderen Blumen genügen zu können. Und seit dieser Zeit also hat keine Biene mehr das blühende Kleefeld besucht.

So blieb es bis auf die Zeiten Jesu. Einmal gieng aber der Heiland mit St. Petrus vor einem Kleefelde vorbei, welches eben den süßesten Honiggeruch ausduftete. Da bemerkte der Apostel, daß dessenungeachtet keine einzige Biene darauf herumflog, und gab darüber seine Verwunderung zu erkennen. Hierauf erzählte ihm der göttliche Meister, wie die Biene schon damals gleich nach der Schöpfung, durch Ungehorsam sich den Genuss des rothen Klees verwirkt habe — setzte aber voll Milde hinzu: „Um dir jedoch, mein Petrus! einen Beweis von meiner Liebe und Auszeichnung zu geben: so sollen von heute an alle jene Schwärme, die an deinem Namensfeste fallen, und einzig allein diese, wieder die Erlaubnis haben, den rothen Klee zu besliegen.“ Seitdem sind die Bienen, welche man auf dem rothen Klee erblickt, bloß Bienen von Petruschwärmen. Und

eben weil diese Schwärme auf dem Klee besonders vielen und guten Honig sammeln, sind sie unter allen übrigen die besten.

„So, Meister!“ — fuhr hier Lehrreich fort — „lautet das Märchen von den Petruschwärmen und dem rothen Klee.“

Glaubhold. Ei, das gefällt mir.

Lehrreich. Es klingt fromm und hört sich nicht übel an, bleibt aber dennoch nur ein Märchen.

Glaubhold. Also — Sie meinen, die ganze Geschichte wäre nicht wahr und nur erdichtet? —

Lehrreich. Nicht anders. Weder in der Schöpfungsgeschichte, noch in der Lebensgeschichte Jesu steht eine Silbe davon. Dazu: hätte Gott — wie das Märchen sagt — der Biene freigestellt, entweder am Sabbathe zu ruhen oder die beste Honigblume zu meiden: so hätte er ihr freien Willen gegeben, wie dem Menschen, seinem Ebenbilde, was ungereimt gewesen wäre. Denn kein Thier hat freien Willen, sondern es handelt bloß nach einem ihm angebornen Naturtrieb oder Instinkt und kann nicht nach Belieben etwas oder auch das Gegentheil davon wählen, wie der Mensch, der z. B. das Gute oder Böse wählen kann, wie er will, obschon er freilich das letztere nicht wählen soll. Ferner, Jesus hat wohl dem Petrus den größten Beweis seiner Liebe und Auszeichnung dadurch geliefert, daß er — wie wir im Evangelium lesen — zu demselben sprach: „Du bist Petrus — ein Fels — und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen. — — Weide meine Lämmer, weide meine Schafe! — Dir will ich die Schlüssel des Himmelreiches geben! u. s. w.“ Es bedurfte darum sicher nicht jener kleinlichen Auszeichnung, vermöge welcher nur die Schwärme des Petrustages den rothen Klee besuchen dürfen. Endlich wußte St. Petrus damals gewiß nicht, daß einst die katholische Kirche sein Namensfest feiern und zwar um die Zeit der Schwärme feiern werde; was ihm daher der Heiland zugleich hätte offenbaren müssen.

Glaubhold. Da haben wir's! die Petruschwärme haben also in Betreff des rothen Klees keinen Vorzug? —

Lehrreich. Nein; es flogen Bienen aus allen Stöcken darauf; wovon man sich sehr leicht überzeugen kann. Man darf nur die

Blumenstaubhöschchen beobachten, welche die Bienen von dem Kleefeld holen. Solche sind hübsch groß und von brauner glänzender Farbe. Stehen die Kleefelder im Flor, so wird man solche Höschchen in alle Stöcke tragen sehen.

Glaubhold. Jedoch — Herr Lehrreich! wie mag denn das kommen? nämlich: der Klee hat doch erstaunlich viel Honig. Ich erinnere mich, daß ich als Knabe mit meinen Kameraden manchmal zum Zeitvertreib Kleeköpfe abriß und den Honig aus den Röhrchen saugte. In manchen Röhrchen fand sich ein Tröpfchen, so groß, wie ein kleiner Stechnadelkopf. Wie mag es also kommen — meine ich — daß bei so reichlichem Honig auf einem Kleefeld dennoch da nicht noch mehr Bienen angetroffen werden, als man gewöhnlich darauf sieht? — Ich dünkte, wenn nebst den Petruschwärmen auch jeder andere Stock hinsliegen kann, so sollte beinahe auf jedem Kleekopfe eine Biene sitzen. —

Lehrreich. Ihr habt recht; ein blühendes Kleefeld schwitzt erstaunlich viel Honigsaft aus; schon der Geruch verkündet dieß von weitem, und der rothe Klee verdient deshalb wirklich den Namen der besten Honigblume. Allein habt Ihr auch eine Kleeblume und ihre Blütenkelche oder Röhrchen genauer betrachtet? — Seht! die Bauart derselben ist das Hindernis, daß auf einem solchen Felde die Bienen nicht noch häufiger herumschwärmen. Die meisten dieser Röhrchen nämlich sind zu lang oder tief; der Saft befindet sich — wie Ihr wißt — ganz unten auf dem Boden, wo ihn der Bienenrüssel nur selten erreichen kann. Die meisten Bienen fliegen daher lieber auf andere Blüten oder Blumen, wo sie vielleicht weniger Honig auf einmal, diesen aber doch bequem und schnell einsaugen können. Die sich dessenungeachtet auf der Kleeblüte aufhalten, sammeln entweder nur Blumenstaub von den etwas höher stehenden Staubbeuteln oder ziehen den Honigsaft bloß aus den kürzeren aufgeschlitzten oder verkrüppelten Röhrchen, bei welchen allein ihr Rüssel bis auf den Grund reicht. Auch zwischen den Blumenröhrchen an der Blumenscheibe finden sie bisweilen ein wenig Honigsaft. Die Hummel mit ihrem stärkeren und längeren Saugrüssel kann den rothen Klee am besten ausbeuten.

Glaubhold. Ah! das ist denn alles anders. Das Ganze von den Petruschwärmen ist also erlogen, und ich sehe ein, daß sie wirklich nicht besser sind, als andere Schwärme.

Lehrreich. Im Gegentheile, Meister! andere Schwärme können wohl einen Petruschwarm an Vollkommenheit und Wert noch übertreffen; denn — urtheilet selbst! — abgesehen davon, daß jeder Schwarm überhaupt desto besser ist, je zahlreicher sein Volk, und je fruchtbarer seine Königin erscheint: so hat auch insbesondere jener stets einen größern Wert, der um so zeitlicher fiel und also die beste Honigtracht am längsten benützen konnte. Daher muß z. B. ein Johannischwarm, der am 24. Juni kam, — bei übrigens gleicher Beschaffenheit mit einem Petruschwarme in Hinsicht der Volksmenge und der Königin — stets besser sein, als letzterer, weil er die beste Tracht 5 Tage länger genoss, und deshalb auch im Wachsbaun, Honigsammeln und Brutsetzen schon einen bedeutenden Vorsprung vor demselben gewonnen hat. Daß darum Schwärme, die schon mit Anfang Juni oder gar zu Ende Mai ausziehen, noch besser — und bei anhaltender günstiger Witterung die allerbesten sein müssen, geht aus dem Gesagten von selbst hervor. Solche können bis zum Petrustage schon ihre Stöcke vollgebaut haben.

Wer daher, wie einige zu thun pflegen, einen Petruschwarm lieber kauft, als einen Johannischwarm oder gar als einen noch früher gefallenen, und wohl für den ersteren mehr zahlt, als für den letzteren: der betrügt sich selbst doppelt; er wählt nämlich den schlechteren und bezahlt dazu diesen theurer, als den besseren.

Übrigens, lieber Mann! glaubet nicht, daß Euer Schwarm, weil er nicht um 14 Tage oder vier Wochen früher fiel, darum ein schlechter Schwarm sei. Man muß hier den Unterschied der Gegend in Betracht ziehen. Zeitliche Schwärme erfolgen nur auf dem flachen Lande oder überhaupt in wärmeren Gegenden, und dazu nur in zeitlich eingetretenen Frühjahren, wo die Bienen schon im April und Mai viel Nahrung finden. Dafür hört aber dort auch die Tracht wieder eher auf, in trockenen Sommern schon im halben Juli. Bei uns hingegen, wo das Klima etwas rauher ist, und der

Frühling später beginnt, müssen sich natürlich auch die Schwärme später einfinden; und da kommen die Petruschwärme gerade noch zur rechten Zeit. Sie können wenigstens den ganzen Juli hindurch, manchmal noch länger sich mit Wachs und Honig versorgen.

Glaubhold. Nun, das letzte Gesagte richtet mich wieder ein wenig auf; ich dachte schon, mit dem ganzen Petruschwarme, von dem ich mir Wunder träumte, bedente es nicht viel.

Lehrreich. Ei beware! — Schätzet Euern Schwarm immerhin für einen der besten, doch nur, weil er so bienenreich, und gerade in der üppigsten Honigtracht gekommen ist, nicht aber deswegen, als ob ihn der Petrustag schon an sich, und das daran geknüpfte Privilegium mit dem rothen Klee zum besten gemacht hätten; denn das letztere wäre reiner Aberglaube.

Glaubhold. Nachbar Erbmann glaubt ebenfalls fest an dieses Privilegium; wie wird er horchen, wenn ich ihm sagen werde, das es damit nichts heiße!

Lehrreich. Noch fällt mir hier etwas ein, was Erwähnung verdient. So wie häufig Petruschwärme für die besten, eben so hält man Margarethaschwärme gewöhnlich für die schlechtesten. In Beziehung der letzteren hat man in der Regel nicht unrecht, was schon aus dem von den Petruschwärmen Gesagten erhellet; sie fallen nämlich erst zu Ende der Tracht und können selten mehr ihre Nahrung einsammeln. Wer aber Margarethaschwärme nur deshalb für die schlechtesten halten wollte, weil sie am Tage der heil. Margaretha kommen, den er — freilich ohne vernünftigen Grund — für einen Unglückstag hält, der würde sich ebenfalls des Aberglaubens schuldig machen.

Glaubhold. Noch etwas also, was ich nicht gewusst habe. Nun aber will ich Sie nicht länger von Ihren Geschäften zurückhalten und zu Hause nachsehen, wie sich mein Petrus befindet. Großen Dank für die Belehrung! —

Das Unglück in der Kirmesnacht.

Noch war Glaubholds Petruschwarm kein volles Jahr alt, und die Freudenzeit der Bienenväter, die Schwarmzeit, war wieder da. Diesmal durfte er nicht so lange, wie im vorigen Jahre, auf Schwärme warten. Der Schenkstock brachte einen Morysius, Petrus aber einen Johannes Bp. zur Welt. Es waren beide ausgezeichnete Schwärme, und darüber freute sich der Schuhmacher mit seinem ganzen Hause. Bei der Ankunft des zweiten Schwarmes rieb sich aber auch der Tischlermeister Erbmann vor Vergnügen fast die Hände wund; denn jetzt hatte Glaubhold vier Stöcke, folglich er als nächster Nachbar, nach dem zweiten Bedingnis der Bienenstiftung, das Recht, sich davon den besten auszuwählen. Jedoch nach reiflicher Überlegung verschob er die Wahl bis zum nächsten Frühjahr. „Wie leicht“ — dachte er — „könnte ich einen Stock wählen, der im Herbst oder Winter weisellos oder wie immer fehlerhaft wird, und ich müßte die Wahl bereuen!“ — Der Mann handelte eben nicht unklug. Jeder, der sich Bienenstöcke anschaffen will, soll dieß, wo möglich, erst im Frühjahr thun, indem der Winter für die Bienen manche Gefahren bringt, und man im Frühjahr, besonders wenn sie schon Blütenstaub eintragen, am sichersten über die Gesundheit und Vollkommenheit eines Stockes urtheilen kann.

Kurz, die vier Stöcke blieben im Herbst noch beisammen und sollten auch erst im Frühjahr gezeidelt werden. Sie standen an der Hauswand unter einem Schirmdache, besaßen hinlänglich, ja überflüssig Bau und Honig, und schienen also weiter nichts zu einer guten Durchwinterung zu bedürfen.

Nun kam das Kirchweihfest heran. Dieses wollte Glaubhold mit seinem Weibe einmal bei einem entfernten Verwandten zubringen. Und obschon die Witterung kalt und unfreundlich wurde, und sogar einige Schneeflocken an den kommenden Winter erinnerten; so blieb es doch bei dem einmal gefassten Beschlusse hinsichtlich der Kirmes-Reise. Der Weg hin und wieder zurück war aber weit, und man mußte sich daher zugleich entschließen, über Nacht auszubleiben.

Ohne weiters wurden die Kinder und das kleine Hauswesen einer alten Inwohnerin, die im Vorderstübchen hockte, übergeben, und in der Meinung, so alles versorgt zu haben, machten sich die beiden Ehehälften unbekümmert auf den Weg.

„Wohin? — was gibt's? — ist ein Unglück geschehen? —“ fragten am andern Morgen mehrere Nachbarn aus ihren Fenstern, als sie den Tischler Erbmann im vollen Galoppe und mit Schrecken im Gesichte der Häuserreihe entlang nach Lehrreichs Wohnung laufen sahen. Die kurzathmige Antwort klang ihnen wie von Dieben. Aber bald wurde ihnen die Sache klar; denn sie sahen zugleich mehrere Menschen um Glaubhold's Bienengärtchen herumstehen, und hernach auch den erschrockenen Tischler in Begleitung des Gutsheerrn dahin zurückkommen. „Glaubhold's Bienenstöcke sind heute Nachts bestolen worden!“ hieß es; und jeder gieng hin, um sich hievon mit Augen zu überzeugen.

Wirklich! welch' eine saubere Wirtschaft in dem Gärtchen! — Weggeworfene Stücke Wachs, verflerkster Honig und herumgestreute Bienen bewiesen auf den ersten Augenblick, daß hier menschliche Raubthiere gehaufet hatten.

Zwei Stöcke lagen da, aufgerissen; der eine war seines Inhaltes gänzlich beraubt, der andere zur Hälfte. In letzterem befanden sich die Bienen wohl noch ruhig auf einem Klumpen beisammen, in ersterem aber waren sie von den Bösewichtern zur Hälfte theils zerdrückt, theils im Honig ersäuft, theils auch außerhalb mit den Füßen zertreten worden. Die noch lebende Hälfte hieng hie und da, in kleine Häuflein zerstreut und halb erstarrt, an den Wänden des Stockes oder lag so im Grase herum. „Die armen Thierchen!“ jammerten die Leute; Erbmann aber hätte weinen mögen wie ein Kind. —

„So geht es, wenn man sein Eigenthum leichtsinnig in den Wind schlägt“ — versetzte dabei Herr Lehrreich; — „Glaubhold, der Leichtfuß, hätte seine Stöcke entweder gleich sicherer aufstellen oder wenigstens jetzt jemanden bestellen sollen, der in seiner Abwesenheit sie unter Aufsicht genommen hätte. Keines von beiden; er hat daher die erste Bedingung der Bienenstiftung — nämlich:

die Bienen fleißig zu warten und zu pflegen — schlecht erfüllt; denn zur fleißigen Pflege der Bienen wird auch erfordert, für die Sicherheit derselben im Herbst und Winter gegen Diebe Sorge zu tragen. Dafür will ich ihm aber auch nach seiner Zurückkunft tüchtig den Text lesen. Doch jetzt hilft das Schelten und Lärmen nichts mehr; wir wollen lieber noch froh sein, daß das Übel nicht noch größer ausgefallen ist.

Nur der eine Stock ist unwiederbringlich verloren, weil man ihm nicht allein seinen Zellenbau und Honig gänzlich genommen, sondern auch die Halbscheid Bienen und wahrscheinlich sammt der Königin getödtet hat. Der andere, über dessen Beraubung die Diebe vermuthlich durch Zufall gestört wurden, hat glücklich genug nur den größten Theil seines Honigvorrathes eingebüßt; er kann bei einigem Honigzusatz noch ohne weiteren Schaden davonkommen. Die übrigen zwei Stöcke sind, Gottlob! ganz unberührt geblieben. Nun müssen wir vor allem den Verunglückten zu Hilfe eilen; der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes.“

Hier öffnete der sachkundige Bienenmeister den einen unverkehrten Stock, welcher eine bedeutende Quantität Honig besaß, schnitt ein Paar schwere Honigblätter heraus und stellte diese in nöthiger Ordnung an den abgeschnittenen Bau desjenigen, dem die Diebe bloß einen Theil seiner Winternahrung geraubt hatten. Dann nahm er einen Rahmlöffel und Flederwisch, sammelte damit die zerstreut herumliegenden Bienenhäuflein und gab sie, gleich dem Honig, hinein. Da zogen die verwaisten, heimatlosen Thierchen freudig summend unter die im Stocke ansässigen und wurden auf den eingesetzten Honigtafeln friedlich und gastfrei aufgenommen.

Zuletzt, nachdem die Stöcke wieder gut verschlossen und die Fugen wohl mit Lehm verstrichen waren, trug Erbmann den ausgeplünderten leeren bei Seite und klagte: „Ach warum habe ich nicht gleich einen von den vieren nach Hause genommen; jetzt besäße ich einen guten Stock!“ — Hierauf erwiederte Lehrreich tröstend: „Noch ist nicht alles verloren, Erbmann! Drei gute Stöcke sind noch vorhanden, welche künftiges Jahr leicht einen vierten, und wohl gar noch ein Paar dazu zu wege bringen können.“

Über diese Rede schüttelte Kluger, der Schenkwirt des Ortes, der ebenfalls über den Gartenzaun guckte, ungläubig den Kopf und meinte besserwissend, dass Erbmann wohl in seinem Leben keinen Bienenstock mehr von Glaubhold erben werde. „Warum?“ fragte Lehrreich; und es antwortete der Dorfmundschenk:

„Mit einem Bienenstande, der einmal bestolen wurde, ist es aus; kein Stock hat dann mehr Glück und Segen; alle gehen nach und nach ein.“

Lehrreich. Richtig! auch diese Meinung herrscht hie und da unter dem Volke und ist gerade eine solche, wie jene von dem Verschanken des Bienenglückes und von den Petruschwärmen; d. h. sie ist nur in gewissen Fällen wahr, im allgemeinen aber falsch, und riecht stark nach Aberglauben. — Doch, lieber Mann! nennet mir einmal den Grund, warum es mit bestolenen Bienen ein für allemal aus sein soll? —

Kluger. Ja, den weiß ich nicht. Selbst Leute, die es betroffen hat, konnten mir die Sache nicht anders erklären, als dass sie sagten: auf einem bestolenen Bienenstande liege einmal der Fluch des Verderbens, und sogar auf jenen Stöcken, welche die Diebe nicht angerührt hätten.

Lehrreich. Ei, ei! Ihr glaubet und behauptet also eine Sache ohne allen Grund; das gereicht Euch nicht zweimal zur Ehre. Liegt Euch aber daran, hierüber gehörigen Aufschluss zu erhalten, so dürft Ihr nur zuhören, wenn ich jetzt dem Tischlermeister, dem Eure Behauptung vollends alle Hoffnung auf einen Bienenstock nehmen möchte, die Sache gründlich auseinandersetze und zeige, was daran Wahres und Falsches und Abergläubiges ist.

Dass es mit einem bestolenen Bienenstocke gänzlich aus sei, ist nur dann wahr, wenn der Dieb demselben einen wesentlichen Schaden zugefügt hat, welcher entweder von dem Bienenpfleger unmöglich ersetzt werden kann, oder aus Unwissenheit oder Leichtsinne nicht ersetzt wird. Wurde z. B. einem Stocke das Lager und der ganze Wachsbaue zerstört, oder der Weisel oder der größte Theil Bienen getödtet, oder der unentbehrliche Nahrungshonig ge-

raubt, oder geschah mehreres hievon, oder gar alles zugleich: dann ist allerdings — wenige Fälle ausgenommen, wo noch Hilfe möglich ist, und diese auch schnell gebracht wird — der Stock unwiederbringlich dahin, es mag der Diebstal im Herbst oder im Winter oder im Frühjahre vorgefallen sein. Ganz natürlich! ohne Wachsbaue liegen die Bienen frei und müssen erfrieren; ohne Honig müssen sie verhungern; ohne Königin hat der Stock keine Brut und keinen Nachwuchs, und wenn, wie bekannt, der weisellose Stock selbst im Sommer und zur besten Flugzeit verloren ist, so ist er um so gewisser zu jeder andern Jahreszeit verloren; endlich bei einer zu geringen Zahl von Arbeitsbienen mangelt ebenfalls die Wärme, das kleine Häuslein erstarrt, und wenn es ja so glücklich wäre, unter besonders günstigen Umständen das Frühjahre zu erleben, so hat ein solcher Stock wenigstens dann nicht genug Arbeiter, um das Brut- und Honiggeschäft ordentlicher betreiben zu können; er verkümmert und stirbt in Folge von Volks- und Honigarmut.

Also mit solchen bestolenen Stöcken, wie ich jetzt erklärt habe, — das behaupte auch ich — ist es wirklich aus; aber kein Vernünftiger wird sich darüber wundern, indem er ja zugleich die nächste Ursache davon deutlich einseht. Diese Ursache ist die Zerstörung des Stockes, oder der wesentliche Schaden, den der Dieb in demselben angerichtet hat.

Höret nur weiter! Einen solchen Schaden kann aber auch ein anderer, der gerade kein Dieb ist, in den Stöcken anrichten; und der Untergang derselben ist dann eben so, als wenn der Beschädiger ein Dieb gewesen wäre, die Folge. Z. B. wenn ein geiziger Bienenvater im Herbst einem Stocke zu viel Honig ausschneidet, so verhungert dieser im Winter so gut, als wenn ihm ein Dieb den Honig geraubt hätte. Oder, um Euch das nächste Beispiel aufzustellen, hätte Glaubhold selbst jenem Stocke, den Erbmann bereits als leer bei Seite schaffte, eben so grausam mitgespielt, wie die Diebe, dann würde es mit demselben sicher ebenso aus gewesen sein, wie jetzt; und doch hätte der eigene Herr die Zerstörung oder den Schaden angerichtet.

Aus diesen Beispielen müßt Ihr denn einsehen, daß, wenn ein bestolener Bienenstock eingeht, er bloß des ihm zugesügten Schadens wegen eingehe, und nicht etwa des Umstandes halber, weil ein Dieb ihm diesen Schaden zugesügt hat; denn dieser Umstand ist nur zufällig und zur Hauptsache nicht beitragend.

Jetzt wohl aufgemerkt! Nachdem Ihr nun einmal die wahre und natürliche Ursache von dem wirklichen Eingehen bestolener Stöcke kennet: so kann es Euch auch jetzt nicht mehr schwer werden, einzusehen, in welchen Fällen die Meinung falsch und ungegründet erscheine: „daß es mit einem bestolenen Bienenstande aus sei, und man von allen Stöcken das Eingehen zu erwarten habe.“ —

Es können besonders drei dergleichen Fälle stattfinden.

1. Es können Stöcke darunter sein, die zwar durch den Dieb einen wesentlichen Schaden erlitten haben, der jedoch von dem Bienenvater wieder ersetzt oder wenigstens verringert werden kann. Als Beispiel dient hier jener Stock, dem heute Nachts die Diebe den meisten Nahrungshonig genommen haben, dem ich aber vorhin denselben durch andern ersetzte. Nun hat der Stock wieder, was er verlor. Es ist also kein Grund vorhanden, zu glauben, er werde vor Hunger eingehen.

2. Es können sich Stöcke darunter befinden, an denen der Dieb keinen wesentlichen Schaden machte. Z. B. der Dieb war genügsam und nahm einem Stocke nur den entbehrlichen Honig, so daß der Nahrungsbedarf übrig blieb. Auch hier ist dann keine Gefahr des Verhungerns. Oder: der Dieb wurde zufällig verjagt, nachdem er nur erst wenig Honig herausgeschnitten, oder erst ein wenig leeren Bau hinweggeräumt, oder erst bloß den Stock aufgerissen hatte, u. dgl. Wo ist hier überall eine vernünftige Ursache, zu sagen: solche Stöcke müssen der Diebe wegen eingehen?

3. Endlich können auch auf einem bestolenen Bienenstande noch Stöcke vorhanden sein, die der Dieb aus Mangel an Zeit oder anderer Hindernisse wegen ganz unberührt ließ. Wir haben hievon wieder ein Beispiel an jenen zwei Stöcken Glaubholds, die heute in der Nacht gänzlich verschont wurden. Wäre es nicht der

größte Unsinn zu glauben, daß auch diese eingehen müssen der Diebe wegen, da ihnen von denselben nicht das geringste Leid geschehen ist? — Wer solches glaubte, wäre um kein Haar vernünftiger, als jener, welcher sagen möchte: „Wenn Mörder in einem Hause des Dorfes einbrechen und da die Einwohner beschädigen oder tödten; so müssen dem zu Folge alle Leute auch in den übrigen Häusern von selber sterben.“

Er bmann. Alles wahr, Herr! dagegen läßt sich nichts einwenden; allein man hat denn doch Beispiele, daß bestolene Bienenstände, wenn sie auch nicht gänzlich ruiniert waren, wirklich nach und nach ausgestorben sind. So wie Nachbar Kluger habe auch ich nicht ein- und zweimal davon gehört.

Lehrreich. Auch ich läugne solche Beispiele und Erfahrungen nicht, erkläre mir sie aber anders und ganz natürlich aus folgenden Ursachen:

a) Wenn Diebe einen Bienenstand anfallen, so treibt sie die Eier nach Honig und die Furcht, ertappt zu werden, zur größten Eile. Schnell raffen sie daher so viel Honig zusammen, als sie fortbringen können, während ihr grausames, tiefgesunkenes Herz sich nicht einmal Zeit nimmt, dabei wenigstens nach Möglichkeit das Leben der Bienen zu schonen. Darum sind auch bei Bienen Diebstählen in der Regel wichtige und tödliche Beschädigungen der Stöcke häufiger, als geringe und leichte Verletzungen. Dieserwegen muß denn auch zugegeben werden, daß bestolene Bienenstöcke im allgemeinen häufiger eingehen, als davonkommen können.

b) Wenn der Bienenbesitzer den Gräuel der Verwüstung auf seinem Bienenstande erblickt, so ist nicht selten von nun an seine ganze Lust und Liebe zu den Bienen dahin. Ihn verdriest jetzt jede kleinste Mühe, die er ferner mit ihnen haben soll, und er ist daher manchmal hart genug, sie ganz ihrem Schicksale zu überlassen. Die weniger beschädigten Stöcke bleiben also ohne Hilfe, und selber die gar nicht beschädigten oft ohne Aufsicht und Pflege. Kein Wunder dann, wenn es so nach und nach ganz mit dem Bienenstande aus wird.

c) Häufig fehlen auch dem Bienenherrn die nöthige Wissenschaft und Geschicklichkeit, wie noch einige Stöcke gerettet werden könnten. Er weiß entweder kein Mittel oder gebraucht eines oder das andere auf eine un Zweckmäßige Weise; und so bleibt den Stöcken ungeholfen.

d) Endlich trägt auch noch der Aberglaube einen großen Theil Schuld an dem gänzlichen Aussterben der bestolenen Bienenstände. Und was für ein Aberglaube? — gerade der, von welchem wir bisher gesprochen haben. Leute nämlich, welche die wahren und natürlichen Ursachen von dem Eingehen bestolener Bienenstände nicht kennen, betrachten als alleinige Ursache hievon den Dieb; jedoch nicht insofern, als dieser der Zerstörer der Stöcke ist, sondern vielmehr insofern, als ob von ihm ein anderes unerklärliches und unabänderliches Verderben, ein gewisser Fluch über alle Stöcke ausgehe, die er berührt, ja sogar über die unberührten, wenn er ihnen nur nahe ist. Und in dieser Thorheit sprechen und glauben sie zuversichtlich: „Mit einem bestolenen Bienenstande ist es aus; kein Stock davon hat mehr Glück und Segen, alle gehen ein.“

Gerathen nun einmal Diebe über die Bienenstände solcher Leute, dann strecken sie gleich von selbst das Gewehr; d. h. in ihrem festen Aberglauben halten sie jedes Mittel zur Erhaltung einiger Stöcke, und jede fernere Pflege für fruchtlos und unnütz, und überlassen so die lieben Bienen ihrem Schicksale und Untergange. Letzterer bleibt nicht aus. Die schwer verletzten Stöcke sterben an ihren tödtlichen Wunden, die gering beschädigten aber aus Mangel an Hilfe; und auch die, welche etwa Diebeshand verschont hatte, gehen nach und nach ein wegen unterbliebener fernerer Aufsicht und Zucht. Nun ist es in der That aus mit dem bestolenen Bienenstande; der Aberglaube hat es gemacht; er hat sich selber bestraft — mit seiner Erfüllung.“

Hier zog Kluger, der Dorfwirt, sachte den Kopf über den Zaun und schlich mit einer Biene, als ob er sich seines Aberglaubens schämte, in der Stille davon. Auch der Gutsherr verließ bald darauf den Bienengarten.

Welche Augen machte Glaubhold, als er am andern Tage von der Kirmes-Reise heim kam und den ersten Blick in das Gärtchen warf! — Er zählte seine Bienenstöcke; er zählte sie von der Rechten zur Linken und von der Linken zur Rechten; er zählte sie mit seinem Weibe zugleich: und immer blieben ihrer nur drei. „Wo ist der vierte?“ fragten Auge und Mund. Die Antwort blieb nicht lange aus, denn der Tischlermeister machte seinem Verdrusse über den vereitelten Besitz eines Bienenstockes so bald als möglich Luft; er gab den traurigen Aufschluss, reichlich mit Vorwürfen gespickt.

Dass dem guten Glaubhold seine Kirmes-Reise auch beim Gutsheeren nicht am besten bekam, kann man sich vorstellen. Dieser las ihm wirklich, wie er versprochen hatte, einen tüchtigen Text, nämlich über den schädlichen Leichtsin. Unter anderem sprach er: „Auch das ist ein schädlicher Fehler, dass man häufig seine Bienen nicht sorgfältig genug gegen Diebe verwahrt; gerade so, als ob sie keinen Wert hätten. Ein guter Stock kann mehr wert sein, als ein Duzend Hühner oder Gänse, ja als ein Schaf oder Kalb. So wie man diese Thiere über Nacht wohl verwahrt und überhaupt ein wachsameres Auge darauf hat, dass sie nicht gestolen werden: eben so muß man auch die Bienenstöcke wertschätzen und auf alle mögliche Weise gegen Diebe sicherstellen.“ Glaubhold berente seinen Fehler, versprach für die Zukunft mehr Achtsamkeit, und insbesondere das Hinterstübchen, vor dessen Fenstern die Stöcke stehen, niemals mehr über Nacht unbewohnt und allein zu lassen.

Das falsche Sprüchlein.

Bienen, Schaf' und Teich,
Machen bald arm, bald reich.

Wieder war ein Winter vorbei, und auch ein neuer Frühling fast vergangen. Wirklich hatte bis jetzt der auf dem Bienenstande des Schuhmachers Glaubhold verübte Diebstal für die übriggebliebenen drei Stöcke weiter keine nachtheilige Folgen geäußert; ja im Gegentheile, es schien, als wollten diese drei Stöcke den Verlust des einen recht bald und doppelt ersetzen; denn zwei von ihnen gaben drei zeitliche Schwärme. Jetzt konnte es aber Erbmänn nicht länger über sich gewinnen, nach dem Rechte der Bienenstiftung einen aus den sechs Stöcken für sich zu wählen, „Es könnte noch einmal ein Unglück geschehen;“ — dachte er — „ich nehme das Gewisse für's Ungewisse!“ Und er nahm den ersten Vorschwarm, der schon am Beitstage das Licht der Welt erblickte und sich durch besonderen Volksreichthum auszeichnete „Wir sollen ihn die Diebe nicht stelen können!“ sprach er und postierte denselben in seinen verschlossenen Breterschuppen an die Stirnwand, in welche er zuvor eine, einen halben Schuh breite Öffnung geschnitten, durch welche die Bienen ein- und ausfliegen konnten. Auf diese Weise stand der Schwarm sicher. Wir lassen jetzt diese Bienen fliegen und Erbmänn, den zweiten Anfänger in der Zucht, sich darüber freuen, und hören, was bald darauf für Gespräche unter den Dorffinden geführt wurden.

Hier saßen an einem schwülen Juliabende, um die Zeit des Abendläutens, Moll und Sepp, ein Paar Haus- und Landwirte aus der zweiten Häuser-Reihe, beisammen. Ausruhend von der Hitze des Tages, führten sie nachstehendes Gespräch, wozu der Honigdust der blühenden Linden und das noch immer fortdauernde Gesumme in den Zweigen Veranlassung gab.

Moll. Heute wollen die Bienen keinen Feierabend machen; schon ist die Sonne hinunter, und noch schwärmen sie auf den Linden herum.

Sepp. Schade, daß Meister Glaubhold nicht da ist; den würden Geruch und Gesumme besonders ergötzen. Der Mann ist seit ein paar Jahren in die Bienen förmlich verliebt.

Moll. Er war auch heuer wieder recht glücklich. Von seinen drei Stöcken hat er auch drei Schwärme erhalten.

Sepp. Nu! wenn es nur immer so fortgienge; allein das Bienenglück lacht nicht immer und nicht einem jeden. Fast wäre es dem guten Glaubhold schon im letzten Herbst untreu geworden, als nämlich die Diebe über seine Stöcke gerathen waren.

Moll. Ja, das liebe Bienenglück! — mich hatte es auch bei Zeiten verlassen. Ich erheiratete mit meinem Weibe drei Stöcke und hatte daran große Freude; aber wie lang? — Im ersten Jahre brachten sie wohl ein wenig Honig in's Haus, im zweiten aber nicht eine Messerspitze groß; ja ich mußte noch Honig kaufen und die Bienen damit vom Hungertode retten; und im dritten Jahre kam ich gar durch Mäuse um alle drei Stöcke.

Sepp. Nichts geschwinder als das! — Mein Vater — Gott hab' ihn selig! — war schon bis auf zwanzig Stöcke gestiegen. Diese haben wohl manches Jahr ganze Fässer voll Honig gegeben, aber dazwischen oft nicht eine Scheibe. Endlich kam ein böser Winter, und zwölf Stöcke giengen damals theils durch Hunger und Kälte, theils durch Schimmel und Moder darauf. Die übrigen drei dauerten noch zwei Jahre, wollten aber nicht schwärmen, was meinen Vater verdross. Da wollte ihm zuletzt ein Bienenkünstler durch's Ablegermachen wieder zu vielen Stöcken verhelfen; allein die Kunst nahm ein böses Ende. Die zerschnitzelten Mutterstöcke sammt den Ablegern giengen hintereinander ein; und also war auf einmal die ganze Zucht abgelegt. —

Moll. So mag's mit den Bienen schon von jeher gegangen sein. Nicht umsonst sagten die Alten — und wir sagen es heute noch: „Bienen, Schaf und Teich“ —

Sepp. Machen bald arm, bald reich.

„Und ich sage dazu: das Sprüchlein ist falsch, trotz dem, daß es die Alten sungen und nachzwittern die Jungen.“

Mit dieser Darsinrede überraschte plötzlich jemand die Spre-

henden. Herr Lehrreich war's, der auf der Heimkehr vom Felde im Dunkel der Linde unbemerkt herangekommen, und ihren Diskurs sammt dem Sprüchlein vernommen hatte. Er setzt sich jetzt zu den beiden, führt das Gespräch fort und fragt:

„Saget mir vor allem, was meint ihr eigentlich in Betreff der Bienen, wenn ihr sprecht: Bienen, Schaf' und Teich', machen bald arm bald reich?“ —

Moll. Nun, ich denke mir dabei, dass man bald viel, bald wenig, öfter auch gar keinen Honig ärtet, bald viele, bald gar keine Schwärme erhält, bald viele Stöcke zählt, bald wieder gänzlich darum kommt, je nachdem es das Glück will.

Lehrreich. Oder kürzer gesagt: dass der Bienennutzen mehr vom blinden Zufalle abhängt und daher äußerst unsicher ist.

Sepp. Ja, ja, so etwas verstehe ich auch darunter.

Lehrreich. Das eben ist ein Irrthum oder ein Vorurtheil, liebe Leute! was ihr mir bald selber zugestehen werdet, wenn ihr ein wenig aufhorchet.

Zuerst mache ich euch darauf aufmerksam, dass das Sprüchlein auch von den Schafen und Teichen behauptet, was ihr von den Bienen glaubet. Wir wollen daher zuvor einiges von der Schafzucht, dann auch über die Teichwirtschaft reden, hernach auf die Bienenzucht zurückkommen, und so das Sprüchlein von allen Seiten prüfen. — Also: Ich meine, dass ihr beide 15—20 Stück Schafe haltet, und natürlich, des Nutzens wegen. Kommt nun euch der Schafnutzen eben so zufällig nur manches Jahr und unsicher, wie der Bienennutzen? —

Moll. O nein! wir verkaufen jährlich eine hübsche Menge Wolle, auch Lämmer und Brackschafe. —

Sepp. Und der gute Schafdünger gehört auch zum Nutzen.

Lehrreich. Gut, passt also das Sprüchlein auf eure Schafe? — könnt ihr mit Recht sagen: Unsere Schafe machen bald arm bald reich? —

Moll. Hm! Sie treiben uns mit solchen Fragen in die Enge.

Doch bei meiner Treu! wir können es nicht sagen, ohne damit unsern Schafen Unrecht zu thun. Was meinst du, Sepp?

Sepp. Du hast Recht. Ich weiß seit den zwanzig Jahren, wo ich Hauswirt bin, nur ein einziges Jahr, wo der Schafnutzen gänzlich ausblieb. Damals hatte die Milzseuche mehrere Stücke hingerafft. Allein für die Seuche können die Schafe nicht.

Moll. Auch dafür können sie nicht, wenn einmal weniger Weide und Futter ist und man wohl gar einen Theil von letzterem kaufen muß.

Lehrreich. Ganz richtig; Seuchen, einzelne unvorhergesehene Unglücksfälle, dann und wann ein ungünstiger Jahrgang — was alles von dem lieben Gott abhängt — treffen ja auch die Rindvieh- und Pferdezucht, den Getraide-, Hopfen-, Wein- und Obstbau und andere Zweige der Landwirtschaft; deswegen pflegt man aber dennoch nicht zu sagen: Rindvieh, Pferde, Getraide, Hopfen, Wein und Obstbäume machen bald arm bald reich. Also, noch einmal, ist das Sprüchlein wahr in Bezug auf euere Schafe oder nicht? — heraus mit der lauterer Wahrheit!

Moll. Nun ja, da liegt es; aber —

Lehrreich. Nur fort, was wollt ihr noch hinzusetzen? —

Moll. Ich wollte noch sagen, daß wir es aber auch unsern Schafen an nichts fehlen lassen.

Sepp. Wir pflegen sie ordentlich.

Lehrreich. Schön! jetzt kommen wir erst auf den rechten Punkt. Also, ihr meinet, daß eure sorgfältige Pflege oder Zucht die Hauptursache sei von dem sicheren Schafnutzen? — und daß daher Schafe ohne gehörige Pflege diesen Nutzen nicht bringen würden? —

Moll und Sepp. Ganz natürlich, so ist unsere Meinung.

Lehrreich. Das ist auch die richtigste und vernünftigste. Je schönere Schafe ihr zur Zucht wählet, je sorgfältiger ihr sie Sommer und Winter wartet, je besseres Futter ihr ihnen auf der Weide und im Stalle verschaffet, desto sicherer erhaltet ihr von ihnen schöne Wolle und Lämmer, desto theurer könnt ihr beide so wie auch selber die Brackthiere verkaufen und so überhaupt um so

gewisser ihren Nutzen steigern. Hievon seid ihr aus eigener Erfahrung überzeugt.

Wir wollen aber auch ein wenig auf fremde Erfahrung achten. Nicht nur ihr haltet Schafe, sondern auch tausend andere im Lande und zwar von Jahr zu Jahr. Jeder Chaluppner nährt jährlich einige Stücke, und Herrschaften treiben die Schafzucht gar in's Große. Wird denn dieß etwa nur auf Glück oder Unglück, oder auf's unsichere Geradewohl geschehen? —

Und würde man dieß so allgemein thun, wenn der Schafnutzen wie ein Lotteriegewinn, d. i. so unsicher wäre? — O glaubet das nicht! Man weiß zu gut, wie einträglich Schafe sind, wenn solche nur gehörig gezüchtet werden.

Und daher glaube ich, leidet es keinen Zweifel, daß unser Sprüchlein wenigstens in Betreff jener Schafe lügt, welche zweckmäßig gepflegt und gezüchtet werden. Seid ihr damit einverstanden?

Moll und Sepp. Ganz einverstanden.

Lehrreich. Nun laßt uns von den Schafen auf die Teiche übergehen.

Sepp. Na, ich will doch sehen, ob Sie auch das Sprüchlein Lügen strafen werden.

Lehrreich. Vielleicht; nur aufgehorcht! — Wird ein Teich, der seiner Beschaffenheit nach wirklich zur Fischzucht taugt, gehörig mit Fischen besetzt, und schenkt man demselben dann nur die wenige Aufmerksamkeit und Pflege, die er verlangt: so bringt er gewiß auch seinen Nutzen; freilich keinen größeren, als er — was die Fische anbelangt — bringen kann.

Man bewirtschaftet jedoch die Teiche noch auf andere Weise. Z. B. Beabsichtigt man, einen Teich zu fischen, und ist gerade ein trockener Herbst und Wassernoth, dann verkauft man das Wasser den durstigen Mühlen und läßt es langsam ablaufen. Ferner, wo im Teiche Rohr oder Schilf wächst, da schneidet man beides gleichfalls zum Verkaufe aus. Letzteres kann auch als Düngerstreu verwendet werden. Und ist nicht auch selber der Teichschlamm zu etwas nütze? —

Moll. O! der thut den Feldern und Wiesen gut und ist wie Dünger.

Lehrreich. Sehet, das alles erhöht den Teichnutzen. Doch endlich, ohne dass ich auch von der Jagd auf Wassergeflügel spreche, welche bei größeren Teichen auch etwas wert ist, will ich bloß noch erwähnen, dass man Teiche, welche sich ganz abzapsen lassen, noch auf eine andere Art zu einem um so sichereren und ergiebigeren Nutzen, oder — um mit dem Sprüchlein zu reden — zum „Reichmachen“ nöthigen kann; wisst ihr, wie? —

Moll. Ah! Sie meinen, man legt sie auf einige Jahre trocken und bebaut sie? —

Seypp. Das geschieht ja in unserer Zeit häufig. O da wächst Getraide wie Schilf, — und Grünzeug! —

Lehrreich. Und dann erscheint doch das Sprüchlein vollends grundfalsch: Teich' machen bald arm, bald reich? —

Moll. Na, wenn Sie es so nehmen, da lügt es freilich zum zweitenmal.

Lehrreich. Euer Zugeständnis freut mich. Nach dem Gesagten müßt ihr aber auch das zugestehen, dass, wie bei den Schafzucht, so auch bei den Teichen die Hauptsache ist, sie gehörig zu pflegen und ordentlich — wie ich gezeigt habe, zu bewirtschaften, wenn sie gleichfalls Nutzen und sicheren Nutzen gewähren sollen.

Seypp. Ohne weiters, darauf kommt es überall an. Man sagt ja allgemein: „Wie man's treibt, so geht's.“ Sei die Sache wie sie immer will, wird sie schlecht betrieben, so kommt nie etwas Gescheiters als Nutzen heraus; wird sie aber gut und ordentlich betrieben, so ist der Nutzen davon sicherer und größer.

Lehrreich. Das heiße ich richtig und wahr gesprochen! Das Sprichwort: „Wie man's treibt, so geht's“ gefällt mir besser als jenes vom Arm- und Reichmachen. Es enthält eine allgemeine Wahrheit und passt darum nicht nur auf die Schafzucht und Teichwirtschaft, sondern auf alle Zweige der Land- und Hauswirtschaft, ja auf jedes Gewerbe und jedes Geschäft. Zur Probe noch ein Beispiel. Ich frage euch: welcher Hauswirt in unserem Dorfe hat wohl von seiner halbhubigen Feldwirtschaft verhältnismäßig den geringsten Nutzen? — Was glaubt ihr? —

Sepp. Sicher der Neubauer.

Lehrreich. Warum dieser?

Moll. Weil er seine ganze Wirtschaft verkehrt anfängt und schlecht betreibt.

Sepp. Bald ackert er zu früh, bald zu spät; bald zu viel, bald zu wenig. So macht er's auch mit der Saat.

Moll. Und erst sein liebes Zug- und Nutzvieh!

Sepp. Dem fehlt alleweil Futter und Pflege.

Moll. Dünger bringt er auch niemals genug zusammen.

Sepp. Und daher kurzweg: wie er's treibt, so geht's, nämlich schlecht.

Lehrreich. Ich pflichte euch bei, denn ich kenne die Wirtschaft des Neubauers selber sehr wohl. Aber wisst ihr auch die Ursache, warum er es so und nicht besser treibt?

Sepp. O die weiß jeder; — er versteht es nicht besser. Wo sollte er auch die Landwirtschaft erlernt haben?

Moll. Von Jugend auf trieb er ein Handwerk; dann hieng er es auf einmal an den Nagel, kaufte hier im Orte die halbe Hube und wurde ein Landmann.

Lehrreich. Da hat er freilich gefehlt. Man soll nie eine Sache unternehmen, die man nicht versteht; denn vom gut oder schlecht verstehen hängt eben die gute oder schlechte Betreibung derselben ab. Dieserwegen wäre wohl unser Sprichwort noch gründlicher, wenn es lautete: „Es geht, wie man's treibt und versteht.“ Merket es euch in diesem Reime; denn wir werden es bald wieder anführen können. Es paßt nämlich auf jedes Geschäft, und also auch auf die Bienezucht, zu welcher eben wir jetzt zurückkehren.

Also: Ihr habt mir vorhin zugegeben, daß das Sprüchlein: Bienen, Schaf' und Teich' machen bald arm, bald reich, was Schafe und Teiche betrifft, Unwahrheit redet? —

Moll. Ja, wenigstens dann, wenn man die Schafzucht und Teichwirtschaft gehörig betreibt und natürlich auch versteht.

Lehrreich. Wohl; das Sprüchlein lügt also in zwei Punkten; könnt ihr nun so geradehin glauben, daß es im dritten Punkte, nämlich in Rücksicht der Bienen, Wahrheit reden wird? —

Sepp. Nu freilich, wer zweimal lügt, macht sich auch das drittemal nichts daraus.

Moll. So sollte man hier wohl denken; allein, sei es mit dem Sprüchlein, wie es wolle, mit den Bienen scheint es sich doch ganz anders zu verhalten, als wie mit den Schafen und Leichen.

Lehrreich. Warum denn?

Moll. Ich urtheile so: die Schafzucht z. B. wird im Lande weit häufiger betrieben, als die Bienenzucht, und doch hört man niemals, dass die erstere so oft verunglücke, als die letztere. Über die Bienen hört man von allen Seiten klagen. Bald heißt es: „Meine Bienen sind abgestorben!“ bald wieder: „sie haben keine Nahrung mehr; ich muß Futterhonig kaufen!“ — bald beschwert man sich über zu viele, bald wieder über zu wenige Schwärme; bald sind die Ableger nicht gelungen, bald die Schwärme fortgezogen; — bald sind die Stöcke von den Mäusen, bald von den Dieben, bald von den Raubbienen, bald von den Motten, bald auch durch große Kälte, bald durch Nässe und Schimmel zu Grunde gerichtet worden. Manchmal waren selbst auch nur die zu heißen und trockenen, manchmal hingegen die zu kalten, nassen und windigen Tage Schuld, dass die Bienen nicht in den Stock getragen haben u. s. w.

Lehrreich. Und was wollt ihr aus dem Ganzen schließen?

Moll. So viel, dass die Bienen schon ihrer Natur nach nur einen seltenen und daher unsicheren Nutzen bringen können, und dass dieser Nutzen mehr — mehr —

Lehrreich. Vom zufälligen Zusammentreffen günstiger Umstände, oder — wie ihr zu sagen pflegt — vom blinden Glück abhängt? —

Moll. Ja, so schliesse ich, und gebe also dem Sprüchlein in Bezug auf die Bienen noch immer ein wenig Recht.

Lehrreich. Lieber Moll! da sind wir verschiedener Meinung. Ich halte mich auch in diesem Punkte an das wahre Sprichwort: „Es geht, wie man's treibt und versteht“, und schliesse anders, indem ich sage:

Häufig geht die Bienenzucht — in Betreff des Bienennutzens — schlecht, weil man sie häufig schlecht

versteht und betreibt; — und wieder: besser geht in diesem Bezuge die Schafzucht und mancher andere Zweig der Land- und Hauswirtschaft, weil man solche besser versteht und betreibt, als die Bienenzucht.

Zur Rechtfertigung dieser meiner Behauptung brauche ich euch jetzt nur die wichtigsten Fehler bekannt zu machen, welche man sich häufig bei der Bienenzucht zu Schulden kommen läßt; denn diese Fehler werden euch eben das wirkliche und häufige Schlechtverstehen und Schlechtbetreiben der Bienenzucht deutlich beweisen. Und wenn ich euch nebenbei vergleichsweise darthun werde, daß man bei andern Zweigen der Haus- und Landwirtschaft, und vornehmlich bei der Schafzucht, solche und ähnliche Fehler nicht begeht: so werdet ihr dadurch zugleich überzeugt werden, daß man diese Zweige in der That besser versteht und betreibt, als die Bienenzucht. Doch ihr müßt Geduld haben, mich anzuhören.

Sepp. Daran soll's nicht fehlen; nicht wahr? Moll! — unfertig halben mag Mitternacht herankommen; wir wollen einmal hören, wie es im Grunde mit den Bienen steht.

Moll. Ohneweiters; und dazu ist der Abend so mondhell, warm und angenehm.

Lehrreich. Nun, so fahre ich fort, und sage:

1. Der erste Fehler ist der, daß, wenn nicht die meisten, doch sehr viele von der Bienenzucht einen schlechten oder gar keinen Begriff haben. Sie verstehen unter Bienenzucht weiter nichts, als Bienenhalten. Sie stellen an ihrer Hauswand oder im Garten einen oder ein paar Klöße auf, welche sie, weil Bienen darin wohnen, Bienenstöcke heißen, und erwarten nun von denselben im Sommer Schwärme, im Frühjahre und Herbst Honig und Wachs. Das Öffnen der Stöcke in den beiden letztgenannten Jahreszeiten ist dann fast die einzige Mühe, die sie sich, es versteht sich, nicht der Bienen wegen, sondern des Honigs und Wachses wegen geben. O ihr armen Bienen! wie unbillig handelt man so gegen euch! — Niemand denkt daran, das Schaf früher zu scheeren, als bis ihm unter einer jahrelangen, Sommer und Winter fortgesetzten Pflege die Wolle gewachsen ist; — niemand verlangt selbst von der einfältigen Henne früher

ein Ei, als bis sie aus dem Küchlein zur gehörigen Größe und Fruchtbarkeit herangezogen worden ist; aber von euch will man Honig, Wachs und Schwärme ohne alle Rücksicht und fast ohne alles Zuthun! — Man denkt nicht daran, daß auch ihr zuvor gehörig gepflegt und gezogen — gezüchtet werden müßet! —

Sepp. Mit Verlaub, Herr! worin sollte auch die Pflege der Bienen bestehen? man kann sie ja z. B. nicht auf die Weide treiben, wie die Schafe! —

Moll. Und sollte man sie etwa wie die Haushühner Tag für Tag füttern, das wäre eine schöne Arbeit.

Lehrreich. Worin die Bienenpflege bestehe, das werdet ihr größtentheils aus dem Nachfolgenden entnehmen können. Für jetzt sage ich daher nur so viel, daß die Bienen einer solchen beschwerlichen Pflege wie die Schafe und Haushühner, nicht bedürfen, und setze hinzu: Und das eben ist das Auffallendste, daß die Zucht der Bienen verhältnismäßig viel weniger Mühe verlangt, als die eines jeden anderen Hausthieres, und daß man ihnen selbst diese wenige nicht einmal widmet. Doch der Grund hievon liegt in einem

2. Fehler. Man hat nämlich meistens eine zu geringe oder auch gar keine Kenntnis von der Natur der Biene; d. h. man kennt zu wenig oder gar nicht ihre besonderen Eigenschaften, Bedürfnisse und überhaupt das, was ihr schädlich und nützlich ist; und deshalb behandelt man sie auch nicht diesen Eigenschaften gemäß und bemüht sich nicht, das Schädliche von ihr fern zu halten und im Gegentheile das Nothwendige und Nützliche ihr zu gewähren, in welchen beiden Stücken doch das Eigentliche ihrer Zucht besteht. Während z. B. jeder Schafhalter, der nur halbwegs bei Kopfe ist, wenigstens das Nothwendigste und Wichtigste von der Natur des Schafes weiß, das nämlich, was die Weide, die Stallfütterung, die Geschlechtsverschiedenheit, das Alter, die Lämmerung, die Wolle, die gewöhnlichen Krankheiten dieses Thieres, die Mittel dagegen u. s. w. betrifft: weiß mancher Bienenhalter von seinen Bienen weiter nichts, als daß sie auf die Blumen fliegen, Honig und Wachs erzeugen, manchmal schwärmen und gleich den Wespen und Hornissen stechen. Von der Verschiedenheit und den merkwürdigen Eigenheiten der

drei Bienenarten, besonders der Bienennutter oder Königin, von der Beschaffenheit der Bienenbrut, von dem Unterschiede der Bienen-
nahrung, von den Bedingungen und Umständen des Schwärmens,
des Wachsbausens, von den Bedürfnissen und Gefahren für Bienen
im Winter, von der Zweckmäßigkeit und Unzweckmäßigkeit der Bienen-
wohnungen, von Bienenfeinden und Bienenkrankheiten und den Mitteln
dagegen u. s. w. u. s. w. weiß mancher keine Silbe zu erzählen.

Man könnte aber die Natur und Beschaffenheit und zugleich
auch die Behandlung der Bienen bald und leicht, und dazu auf eine
angenehme und unterhaltende Weise aus guten Bienenbüchern kennen
lernen; allein wenige kennen solche Bücher, und noch weniger lesen
dieselben.

Und hiemit, meine Lieben! habe ich nur erst von z w e i Fehlern
gesprochen, die häufig in Betreff der Bienenſache obwalten; jedoch
es ſind Hauptfehler; und auch ſchon aus dieſen könnt ihr zur Ge-
nüge abnehmen, wie ſchlecht man häufig die Bienenzucht verſteht.
Nun will ich euch noch inſbeſondere mehrere Fehler aufzählen, die
aus jenen Hauptfehlern entſpringen, und woraus ihr um ſo deut-
licher mit dem Schlechtverſtehen auch das Schlechtbetreiben der Bienen-
zucht erkennen ſollet. Ich ſage:

3. Nicht ſo leicht hält jentand Schafe in einer Gegend, wo
nicht genug Weide vorhanden iſt, und niemand beſetzt einen Teich
mit Fiſchen, deſſen Waſſer im Sommer vertrocknet; denn man weiß
gut, daß und warum nur aufgelegter Schaden damit zum Vor-
ſchein käme. Es gibt aber Leute, die auch in einer mageren, blüten-
armen Gegend, wo die Bienen nur eine kurze und geringe Honig-
weide finden, Bienenſtöcke halten. Solche treiben offenbar die Bienen-
ſache ſchlecht und verſtehen davon nicht einmal ſo viel, daß die
Bienen bei Nahrungsmangel unmöglich lange dauern, unmög-
lich überflüſſige Bienen als Schwärme, und unmöglich überflüſſigen
Honig als Ausbeute für ihren Herrn hervorbringen können. Solche
wundern ſich wohl noch darüber, daß ihre Bienenhaltung nur Schaden
ſtatt Nutzen ſchafft! O, die Unwiſſenden! es geht, wie man's
treibt und verſteht.

4. Kein vernünftiger Landwirt will eine glückliche Schafzucht

mit elendem, schwächlichem und fehlerhaftem Brackvieh begründen, sondern jeder erwartet schöne Lämmer, viele und feine Wolle, mit einem Worte, den größten Nutzen, nur von gesunden, kräftigen und vollkommenen Zuchtthieren. Solche schafft er sich an und findet dann seine Hoffnungen nicht getäuscht. In Hinsicht der Bienen geschieht häufig das Gegentheil. Man kauft und hält schwache oder volkarme, veraltete, kränkliche oder weisellose Stöcke und baut auf solche süße Hoffnungen. Manche theilen auch einen guten Stock und machen gleichsam mit Fleiß zwei schlechte daraus. So die Ablegermacher nach altem Stil. Das alles heißt doch die Sache unzweckmäßig oder schlecht anfangen und betreiben! — Der Grund hievon ist: man weiß nicht, daß nur viele und gesunde Bienen wieder viel Bienen als Schwärme erzeugen, viel Wachs und Honig machen und überhaupt allen ungünstigen Zufällen besser trotzen können, als wenige und franke Bienen. Wenn dann nur leere Stöcke und leere Honigtöpfe häufige Leichen auf dem Bienenstande, bedeutende Ausgaben für Futterhonig das Lied am Ende sind, haben es hernach die Bienen verschuldet? — O nein! thuet ihnen nicht Unrecht! es geht, wie man's treibt und versteht.

5. Kein Schafzüchter wünscht sich von seinen Mutterschafen recht viele Zwillinge- und Drillingslämmer; denn er weiß, daß solche meistens Schwächlinge sind, oft bald wieder absterben, und dazu manchmal bei der Geburt das Leben der Mutter selber in Gefahr bringen; sondern ihm genügt auch ein einziges Lamm von jeder Mutter, wenn dieses nur gesund und stark von Körper ist. Manchen Bienenhaltern aber können die Bienen fast nicht genug schwärmen. Die Sucht, auf einmal viele Stöcke zu erhalten, macht ihnen auch viele Zweit- und Drittschwärme angenehm; obschon sie wissen sollten, daß es damit eine gewagte Sache ist, insofern, als solche gewöhnlich zu schwach und volkarm, und dazu zu einer Zeit kommen, wo die beste Tracht schon vorüber ist, daher sich für den Winter nur schlecht anbauen und im Volke vermehren, meistens nicht ihren Honigbedarf eintragen, deshalb gefüttert werden müssen, und häufig, wenn der Honigvorrath in ihren Zellen wie im Topfe erschöpft ist, noch erst im Frühjahre das Zeitliche segnen. Auch das

kümmert viele nicht, daß sich die Mutterstöcke durch Nach- und Vielschwärmen sehr entvölkern, selbst in Futternoth gerathen, sich gerne verschwärmen, d. h. nach dem Schwärmen weisellos werden, und wenn nicht gänzlich eingehen, doch wenigstens an Vollkommenheit herabkommen. Nebstdem, statt das schädliche Vielschwärmen durch geeignete Mittel nach Möglichkeit zu verhindern, pflegt man dasselbe — wiewohl meistens unwissend — noch dadurch zu befördern, daß man sehr kleine und enge Stöckchen hält, worin die Bienen wegen Mangel an Raum und Kühlung häufige, aber auch um so armseligere Schwärmchen zur Welt bringen. Unter solchen Umständen trifft sich's dann freilich oft, daß man heuer auf einmal viele Stöcke zählt und nach Verlauf des Winters wieder wenige. Man wird so wirklich bald arm, bald reich, aber durch seine eigene Schuld; es geht, wie man's treibt und versteht.

6. Der Schäfer treibt an heißen Sommertagen die Herde zur Mittagsruhe unter schattige Bäume, und in Pferde- und Rindviehställen werden zur heißen Zeit Fenster und Thüren geöffnet; auch wird jetzt besonders dafür gesorgt, daß es den Thieren nicht am Raume fehle, weil Beengung die schädliche Hitze noch vermehrt. — Etwas Ähnliches auch mit den Bienen zu thun, daran denkt so mancher Bienenbesitzer nicht. Es ist heißer Sommer; sein Bienenvolk hat den engen Stock fast vollgebaut und wünscht Erweiterung des Raumes; dazu steht der Stock unbeschattet in der Glühhitze der Mittagssonne, und die Temperatur steigt im Innern über 30 Grade R. Da können die Arbeiter sowohl aus Mangel an Raum als auch vor Hitze im Stocke nicht mehr arbeiten; da tritt auch die Gefahr ein, daß das ganze Wachsgebäude zusammenschmilzt, und um nur wenigstens einem Theil Bienen Raum zur Arbeit zu lassen, und auch die große Hitze im Stocke einigermaßen zu mildern, muß das halbe Volk außerhalb des Stockes bleiben und in einer großen Traube Tage und Nächte müßig vorliegen. Wenn nun solche Bienen weniger Honig einsammeln, als andere in geräumigen und beschatteten Stöcken; wenn sie durch allzugroße Hitze wüthend werden und in der Nähe alles mit ihren Stacheln anfallen; oder wenn gar das ganze Wachsgebäude herunterschmilzt, in Folge dessen der Honig

zum Flugloche herausläuft, und der Stock verloren ist, und das Ganze durch Erweiterung des Raumes, durch Aufstellung des Stockes an einem schattigen Orte hätte vermieden werden können: so ist wieder der Bienenherr selber der Urheber des Schadens; es gilt auch hier: Es geht, wie man's treibt und versteht. —

7. Jeder Hauswirth, der diesen Namen nur einigermaßen verdient, sorgt für seine Schafe wie für sein übriges Haus- und Nutzvieh auch im Winter. Er reicht ihnen das nöthige Futter, er schützt sie durch zweckmäßige Stallung gegen Kälte, Wind und Nässe, er verwahrt die Stallthüre zur Nachtszeit mit Schloß und Riegel gegen Diebe. Mit den lieben Bienen handeln aber wieder viele auf eine entgegengesetzte Weise. Im Herbst schneiden sie z. B. so tief als möglich in die Stöcke hinein und vergessen, daß ihre Bienen auch im Winter leben wollen. Zugleich achten sie dieselben nach geschehener Beidlung kaum mehr einer Aufmerksamkeit wert. Die Bienen bleiben jetzt in elenden oft halbverfaulten Kästen oder Klößen, mit klaffenden Ritzen und Fugen und weitgeöffneten Fluglöchern sich selbst überlassen und dem Andrang der Kälte, des Schnees und Regens, dem Überfalle von Mäusen und anderem Ungeziefer und dem Raube honigglüster Menschen ausgesetzt. Was kommt nun mit diesem allem heran? — Das: die Bienen verhungern, die Bienen erfrieren; die Stöcke verschimmeln und vermodern, werden krank, im Innern von Mäusen zernagt und einmal mit aller Bequemlichkeit von Dieben ausgeplündert. O Unglück über Unglück! — Aber woher? von den Bienen? — Nein; es geht, wie man's treibt und versteht.

8. Wo ist einer, der sich mit der Fischzucht befaßt und nicht wüßte, daß die Fische zur Winterszeit ungestörte Ruhe in ihrem Lager verlangen? — Man sucht daher alles, was eine Aufstörung bewirken könnte, möglichst zu verhindern. Um ihnen den Zutritt frischer Luft zu verschaffen, schlägt man Löcher oder Wannen in die Eisdecke des Teiches; und um sie sonst im Lager nicht zu beunruhigen, vermeidet man das plötzliche Zuströmen einer großen Wassermenge u. dgl. Auch die Bienen liegen zur Winterszeit im Stocke auf einem Haufen oder im geschlossenen Lager beisammen und wollen

ungestörte Ruhe genießen, was jedoch viele Bienenthalter nicht zu wissen scheinen, indem sie dieselben auf verschiedene Art aus der Winterruhe aufstören oder aufstören lassen. Sie sehen z. B. nicht nach, wenn bei vollgebauten Stöcken das Flugloch verfriert oder sich mit todtten Bienen verstopft, wo hernach den Bienen die Lebensluft entgeht. Sie stellen auch ihre Stöcke an Orte, wo sie fortwährend erschüttert werden durch nahes Dreschen, Fahren, Klopfen, durch das Zuschlagen von Thüren. Auch transportieren oder verstellen sie zuweilen Stöcke auf die unsanfteste Art und bringen dadurch die Bienen in förmlichen Aufstand. Manchen fällt es sogar ein, die Stöcke über Winter auf den lauen Hausboden zu setzen, wo die Bienen durch die laue Temperatur zum Ausfluge, der nicht möglich ist, gereizt werden. Endlich sehr viele lassen im Winter ihre Stöcke im Freien liegen, so dass Licht und Sonnenschein in die Fluglöcher fallen, wodurch die Bienen vom Haufen hinweg in's Freie gelockt werden.

Daraus erwächst denn allerhand Schaden. Die Bienen laufen aus einander, vermehren Schweiß und Broden, ersticken, verkühlen sich, lassen den Umrath fallen und werden ruhrig, beslecken den Wachsbaue, verunreinigen die Luft und befördern verderblichen Schimmel und Moder. Bei heftiger Erschütterung stürzt auch oft der Wachsbaue zusammen. Und so finden viele Bienen in und außer ihrer Wohnung, ja ganze Stöcke den Untergang. Dafür können nun abermals die Bienen nicht, sondern bloß ihre Herren. Auch hier sagt das Sprichwort ganz wahr: Es geht, wie man's treibt und versteht.

(Hier hielt Herr Lehrreich ein wenig inne; denn es brummte eben das Horn des Gemeindewächters die zehnte Stunde. Dann sprach er, sich kurz fassend, weiter:)

Da habt ihr also Fehler genug, die bei der Bienenzucht begangen werden; und doch ist ihre Menge noch lange nicht erschöpft. Ich könnte noch von vielen andern reden, die man sich z. B. in Betreff der Bienenwohnungen, des Einfangens der Schwärme, der Raubbienen, der Bienenkrankheiten, des Zeidelns und Fütterns u. s. w. zu Schulden kommen lässt; allein die Zeit dazu ist zu kurz. Aber

auch die angeführten allein, hoffe ich, werden hinreichen, euch zu überzeugen, daß an dem seltenen und unsicheren Bienennutzen oder, kürzer gesagt, an dem Schlechtgehen der Bienenzucht weder die Bienen selber, noch ein eigenes zufälliges Unglück, sondern mehr nur das Schlechtverstehen und Schlechtbetreiben Ursache sind. Und weil ich zugleich nachgewiesen habe, daß ähnliche Fehler nicht so leicht auch bei anderen Zweigen der Landwirtschaft und vornehmlich nicht bei der Schaf- und Fischzucht begangen werden: so müßt ihr daraus entnehmen, daß man im allgemeinen diese Zweige auch besser versteht und betreibt, als die Bienenzucht, und könnt endlich hieraus euch auch erklären, warum gewöhnlich bei ersteren ein größerer und sicherer Nutzen als bei letzterer zum Vorschein kommt.

Und jetzt also werdet ihr doch bejahen, daß das Sprüchlein: „Bienen, Schaf' und Teich' machen bald arm, bald reich“, eben so gut und in dem nämlichen Sinne von den Bienen wie von den Schafen und Teichen Unwahrheit redet! —

Moll. Ja, hätte ich das alles früher gewusst, ich würde gleich gesagt haben: es lügt nicht zwei-, sondern dreimal. Es braucht halt überall erst Aufklärung, ehe man richtig urtheilen kann. — Jetzt sehe ich auch selber recht gut ein, durch wessen Schuld eigentlich einst meine drei Stöcke, wovon ich anfangs erzählte, zu Grunde gegangen sind. Freilich sind sie im Winter von Mäusen ruiniert worden; jedoch die Bienen konnten das doch nicht hindern. Ich aber hätte es verhindern können, wenn ich nämlich die Stöcke und besonders die Fluglöcher so verwahrt hätte, daß keine Mäuse hineinkommen konnten.

Sepp. Also warst du und nicht die Bienen am ganzen Schuld. Und dasselbe wird wohl auch bei meinem Vater mit seinen zwanzig Stöcken der Fall gewesen sein.

Lehrreich. Vermuthlich hatte er ebenfalls ein paar Mal die nöthige Aufsicht und Pflege verschlafen, und dann war nur von seiner Seite gefehlt; doch halt! — hier fällt mir noch ein Sprichwort ein, welches ganz im unsern Kram hineinpaßt. Es lautet:

„Wer will halten Bienen und Schaf',
Der lege sich nicht nieder und schlaf'!“

d. h. der unterlasse von seiner Seite nichts, was zu ihrer Pflege und Zucht nothwendig ist.

Moll. Nun schon gut; ich bin mit den lieben Bienen, so zusagen, wieder ausgeföhnt und hätte deshalb fast Lust, mir wieder ein paar Stöcke anzuschaffen.

Sepp. Das nämliche kam mir jetzt gerade auch in den Sinn. Aber lieber Nachbar! wie fangen wir's an, dass wir die Bienenzucht auch recht verstehen und betreiben lernen? — wir haben vom ganzen keine Wissenschaft! —

Moll. Vorhin erwähnte Herr Lehrreich, dass man auf eine leichte und angenehme Weise etwas aus guten Bienenbüchern lernen kann. Ein solches Buch wenigstens sollten wir haben.

Sepp. Freilich; und ich lese dazu für mein Leben gern.

Lehrreich. Nun, damit kann Rath werden. Ich will euch den Bienenvater „Klaus“ verschaffen, den könnt ihr nachmittags an Sonn- und Feiertagen, und auch an langen Winterabenden lesen. Dieses Buch beschreibt von den Bienen und der Bienenbehandlung alles genau und ist wie für euch geschrieben. Übrigens bin ich auch bereit, zu Zeiten euch an meinen Bienenstöcken dieß und jenes zu zeigen, damit ihr auch durch wirkliches Sehen und Erfahren in der Bienenwissenschaft vorwärts schreitet.

Moll und Sepp. O, das würde uns ein großer Gefallen sein; wir bitten darum. Wir werden gewiß auch keine liederlichen und undankbaren Schüler sein.

Lehrreich. Jetzt, mein lieber Moll und Sepp! ist aber auch Zeit, dass wir das Bett suchen; das Horn des Nachtwächters überrascht uns sonst noch einmal unter der Linde. Gute Nacht.

Beide: Gute Nacht!

7.

Der entflogene Bienenschwarm.

Wir wissen, dass der Tischler Erbmänn, laut seines Namens und kraft der Lehrreich'schen Bienenstiftung, ja trotz der absprechenden Profezeiung Klugers, des Schenkwirtes, bereits einen

Bienenstock in seinem Bretterschuppen hatte und diesen dort besser gegen Diebe geschützt glaubte, als es der Bienenstand Glaubholds in der Kirchweihnacht war. Nun hoffte auch Erbmann auf nichts fehnlischer, als auf Zuwachs von Stöcken; und wieder nahm ein anderer Nachbar an dieser Hoffnung den lebhaftesten Antheil, nämlich der Schneider Hättich, welcher vermöge des Rechtes der Anwartschaft im nächsten Frühjahr gar oft den Hals über den Zaun streckte, um zu sehen, wann und wie oft der neue Stock schwärme. Es gieng beiden Nachbarn nach Wunsch. Der Stock gab einen Erstschwarm, und nach sieben Tagen auch einen Zweitschwarm. Da machte Hättich schnell die Rechnung fertig, daß er sehr leicht schon künftiges Jahr vom Nachbar Erbmann einen Stock holen könne. Allein der eben erst ausgezogene Zweitschwarm machte einstweilen einen kleinen Strich durch diese Rechnung; denn — er flog auf und davon. Das verbitterte nicht wenig die Freude hüben und drüben über dem Zaun. — Wie es kam, daß der Schwarm flüchtig wurde, lassen wir Erbmann selber erzählen und zwar dem Gutsherrn Lehrreich, der eben gekommen war, um sich darüber zu erkundigen.

Lehrreich. Meister! ich höre verschiedenes von Eueren Bienen, Gutes und Böses.

Erbmann. Ja, Herr! beides hat sich damit zugetragen; der Stock hat zwei Schwärme gegeben; das ist das Gute; — der zweite Schwarm gieng aber durch; das ist das Böse.

Lehrreich. Ei, ei! Und gab es denn kein Mittel, dem treulosen Schwarm das Ausreißen zu wehren?

Erbmann. Ach, die alten Mittel helfen ja heut zu Tage nicht mehr! eben verließ ich mich auf ein solches Mittel, und — blieb verlassen.

Lehrreich. Ihr macht mich neugierig. Erzählt mir doch die ganze Geschichte! —

Erbmann. Mancher, dem ich die Geschichte bisher erzählte, hat mich bei meinem Schaden noch recht ausgelacht. Ich weiß, auch Sie werden das Lachen nicht sparen; dennoch kann ich Ihrem Wunsche unmöglich widersprechen; ich erzähle. Sie werden mir wenigstens an

besten sagen können, wo der Fehler steckte, in mir, oder in dem Schwarme, oder irgendwo anders. Also:

Um die Zeit, da ich bei meinem Stocke auf den ersten Schwarm aufzusehen anfieng, hörte ich, dass drüben zu Walddörfel die Bienen schon wacker schwärmten, und dass dort ein Paar Schwärme davon geflogen sind. Das machte mir gewaltig Sorgen in Betreff des Schwarmes, den ich erwartete. Ich ließ daher meinen Stoc fast nicht aus den Augen und darüber den Hobel manche Viertelstunde ruhen. Da kehrte eines Abends bei mir ein alter vazierender Tischlergeselle ein, dem ich im Laufe des Gespräches meine Besorgnis mittheilte. „Meister!“ — sagte dieser — „da ist ja zu helfen. Ich weiß ein Mittel, wodurch Ihr alle Eure Bienen fest bannen könnt. Es ist nichts Übles — nur ein Sympathiestück, hilfst aber, recht gemacht, ganz sicher.“ — Doch, Herr Lehrreich! ich sehe, Sie können schon jetzt nicht mehr das Lachen verbeißen? — Nichts destoweniger sollen Sie alles erfahren. Kurz, ich glaubte dem Handwerksburschen und dachte, wenn mir doch ein Zweifel einfallen wollte: nützt das Mittel nichts, so kann es doch auch nichts schaden! und ich ließ es mich lehren. Da sprach der Bienenbanner: „Am Veits-tage, und dieser fällt just morgen, da müßet Ihr früh vor Sonnenaufgang mit nüchternem Magen und mit verbundenen Augen dreimal um Euern Bienenstand herumgehen und dabei eben so oft folgenden Spruch halblaut sagen:

Biene, Biene, groß und klein,
Hab' dich lieb, d'rum bleib' auch mein;
Bin dir gut, d'rum zieh' nicht fort,
Gindest keinen bessern Ort!
Und du, Bienenkönigin!
Wirst mir ja doch nicht entfliehn!
Wärst sonst keine Königin
Und verachtet immerhin.
Padi! Tadi! Meinan! —“

So der Tischlergeselle. Ich schrieb mir das Sprüchel auf, studierte darüber die halbe Nacht; denn bis früh mußte ich es ja auswendig können; und als kaum der Morgen graute, spielte ich richtig um meinen Bretterschuppen herum vorgeschriebenermaßen

blinde Ruh und sagte dabei ohne Fehler dreimal den Spruch bis zum „Paci, Taci, Meinan!“

Am zweiten Tag darauf kam wirklich ein Schwarm angezogen. Er legte sich ordentlich an einen Pflaumenbaum und wartete geduldig, bis wir, ich und Nachbar Hättich, ihn in den neuen Stock fassen. Alles gieng glücklich von statten; die Bienen stachen nicht, blieben in der neuen Behausung ganz ruhig und richteten sich dann zum gewöhnlichen Fluge ein. Dieß machte mir alles große Freude, und es fiel mir dabei öfters der Gedanke ein: Aha! das Paci! Taci! mag den Schwarm firr gemacht haben! Nun folgt aber etwas anderes. Am siebenten Tage darauf hörte ich bei offenem Fenster draußen neuerdings Schwarmlärm. Ich stürzte in den Garten, und richtig! ein Zweitschwarm war da und legte sich an das oberste Ästchen des Kirschbaumes. Es war just um die zwölfte Stunde und eine außerordentliche Hitze. Zum Unglücke hatte eben der Schneidermeister das Haus verlassen, um einem entfernteren Kunden das Maß zu nehmen, und ich mußte die ganze Veranstaltung zum Einfangen des Schwarmes allein besorgen. „Thut nichts“ — dachte ich, — „wird mit dem Fortziehen keine Gefahr haben! es war doch wirklich gut, daß der alte Geselle mit seinem Sprüchlein noch vor den Schwärmen gekommen ist!“ — So mich selber beruhigend, hole ich nun erst aus einem andern Hause eine Leiter herbei, bringe Wasser zum Spritzen, mache Rauch an zum Räuchern, bereite den leeren Stock vor und lasse so mit der sämtlichen Vorbereitung vielleicht eine halbe Stunde verstreichen. Jetzt aber lege ich die Leiter an den Baum, und es soll an's Werk gehen. Doch wie riß ich die Augen auf, als in demselben Augenblicke der Schwarm lebendig wurde und sich vom Ästchen losmachte! — Ich klingelte aus Leibeskraft; ich spritze Wasser hinauf, so hoch ich nur konnte; ich warf wie rasend ganze Hände voll Erde in die Luft; ich schrie dann den Spruch vom Paci, Taci so laut, daß mich die Leute auf dem Felde hörten; endlich fieng ich an zu fluchen wie ein Dragoon: aber alles vergebens! der Schwarm zieht fort! fort über den Zaun, über den Bach, über den Busch; ich hinterdrein so lang, bis ich ihn aus den Augen verliere; und — weg war er.

Jetzt wissen Sie alles, lieber Herr! lachen Sie nun so lang Sie wollen; weil es nur einmal heraus ist.

Lehrreich. Hahaha! ein kostbarer Fux! haha! — der mehr wert ist, als der ganze Schwarm.

Erbmann. Danke schön dafür.

Lehrreich. Und von dem ihr wenigstens eine gute Lehre entnehmen könnt — haha!

Erbmann. Die nämlich: in Zukunft nicht jedem Vagabunden und jedem alten Weibe Dummheiten zu glauben.

Lehrreich. Und abergläubisches Zeug, sondern lieber Mittel zu gebrauchen, die auf vernünftigen Gründen beruhen.

Erbmann. Aber ich bitte Sie, welche sind denn diese Mittel, um das Fortziehen der Schwärme zu hindern?

Lehrreich. Ihr sollt sie gleich erfahren, und sie werden euch von selbst als die rechten einleuchten, weil ich unter einem gleich die Ursachen mit anführen werde, warum bisweilen Schwärme ausreißen werden. Horchet auf!

1. Manchmal ist der heiße Sonnenschein schuld, daß ein Schwarm, der sich irgendwo im Freien angelegt hat, plötzlich aufsteht und durchgeht. Das, Meister! war sicher auch bei eurem Flüchtlinge der Fall. Es war um zwölf Uhr mittags — sagtet ihr — und eine außerordentliche Hitze; der Schwarm hieng am obersten Ästchen des Baumes, fand also hier auch keinen Schatten und mußte eine halbe Stunde lang den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt bleiben. Was war dann natürlicher, als daß er aufstehen und davonsfliegen mußte! — Bedenket nur, welche große Hitze muß nicht schon der Klumpen vom 8.000—12.000 und noch mehr Bienen, die, mit wärmendem Honig vollgesogen und durch Schwarmjubiläum aufgeregelt, dicht übereinander liegen, an sich in seinem Innern bergen; — und nun sticht noch eine halbe Stunde lang die heiße Sonne darauf! — Die Bienen inwendig sind ja in Gefahr zu ersticken! sie können es daher nicht länger aushalten und müssen auseinander gehen, um sich Luft und Kühlung zu verschaffen. Da aber meistentheils der Schwarm, bevor er aus dem Stocke auszieht, sich durch seine Spurbienen irgendwo, auch in ziemlicher Entfernung

in einem hohlen Baume, in einer Felsenspalte, in einem hohlen Dachwinkel u. dgl. seine zukünftige kühle Wohnung auskundschaften und vorbereiten läßt, so ist es wieder ganz natürlich, daß sich der vom Baume ab- und aufgelöste Schwarm, den auch ein „Pacti, Tacti, Meinan!“ unmöglich abfühlen kann, aufmacht und der ausgespürten Wohnung zusliegt, oder kurz gesprochen: durchgeht.

Erbmann. Ich verstehe jetzt, worin ich gefehlt habe; ich hätte mich mit dem Einfangen des Schwarmes besser beeilen sollen. Doch der erste Schwarm war so ruhig und folgsam; das habe ich auf Rechnung des verdammten Sprüchleins geschrieben und habe ein Ähnliches auch von dem Zweitschwarm erwartet.

Lehrreich. So hat also der Bannspruch wirklich nicht allein nichts genützt, sondern sogar geschadet, weil er euch sorglos machte und vom Gebrauche vernünftiger Mittel zurückhielt. Das ist und bleibt schon eine Eigenheit des Aberglaubens, daß er nicht allein keinen Nutzen, sondern oft auch noch Schaden bringt.

Nun bemerke ich weiter: Weil man aber nicht in jedem Falle schnell genug den Schwarm einfassen kann, so verschafft man ihm wenigstens, so lang er hängen bleiben muß, Kühlung, nämlich durch häufiges Anspritzen mit mäßig kaltem Wasser, durch Schatten mittelst vorgehängter Tücher oder Sträucher. Das Anspritzen kühl nicht allein die Bienen ab, sondern macht sie auch glauben, daß es regne; weshalb sie sich dann um so weniger zu einer Weiterreise entschließen. Durch Schattengeben und einen künstlichen oder natürlichen Regen läßt sich ein Schwarm einen ganzen Tag lang auf dem Anlegplatze festhalten.

Es gibt noch andere Ursachen, die dem Durchgehen der Schwärme zu Grunde liegen; die führe ich ebenfalls an und sage:

2. Besonders gern fliegen Nachschwärme und sogenannte Singer Schwärme oder überhaupt solche Schwärme davon, welche mehrere junge unbefruchtete Weisel mit sich führen. Solche rasten zuweilen selbst im Schatten nur ein wenig, stehen dann auf und suchen das Weite. Die Ursache hievon ist, weil solche Bienen noch nicht in der Wahl einer Königin einig geworden, daher in Parteien getheilt und voll Unruhe sind. Auch eine Königin fürchtet die andere; und wenn deshalb die eine mit ihrer Volks-

partei entfliehen will, folgt ihr auch die andere mit ihrem Anhang nach, und es erhebt sich zuletzt der ganze Schwarm.

Zur Vermeidung dessen muß der Bienenhaufen stark mit Wasser besprengt, und das Einfangen beschleuniget werden. Da aber dergleichen unruhige Schwärme nicht selten auch den neuen Stock nach dem Einfangen wieder verlassen und dann meistens geraden Weges auf- und davongehen: so ist es sehr zweckmäßig, die überflüssigen Königinnen, so viel man derselben an der Außenseite des Schwarmes oder beim Einlaufen in den Stock ertappen kann, abzufangen. Dadurch wird das Bienenvolk eher einig und friedlich. Wer recht sicher gehen will, kann auch den Stock nach dem Einfassen bis auf eine geringe Öffnung für den Zutritt frischer Luft gänzlich versperren und ihn sodann an einen kühlen und finstern Ort, z. B. in den Keller tragen. Erst am Abend oder am andern Morgen wird er an seinen Platz geschafft und geöffnet. Nun sind bereits die überzähligen Königinnen getödtet, und die eine gewählte herrscht allein. Jetzt bequemen sich die Bienen zur Arbeit und bleiben.

3. Schwärme von verschiedenen Weiseln, die zu gleicher Zeit aus zwei verschiedenen Stöcken kommen und sich in Einen Haufen zusammenlegen, d. h. ein zusammengeflogener Vor- und Nachschwarm, werden gleichfalls gern Ausreißer; denn der Vorschwarm hat die alte oder befruchtete Königin, der Nachschwarm hingegen junge oder unbefruchtete Königinnen bei sich. Wegen dieser Verschiedenheit sind sowohl Bienen als Königinnen gegen einander Todfeinde. Sie beißen und stechen meistens einander, und im ganzen Haufen herrscht Aufruhr, wovon eben dann bisweilen das Davonfliegen eine Folge ist. Auch hier thun Schatten, starkes Anspritzen, schnelles Einfangen, Abfangen der jungen Weisel und Einsperren die besten Dienste. Man hüte sich aber, die alte Königin abzufangen; um diese wäre Schade, weil sie gleich Eier legt. Sie unterscheidet sich von den jungen durch den dickeren Hinterleib, wie überhaupt durch eine ansehnlichere Gestalt. Um die rebellischen Bienen desto eher zu demüthigen, bläst man vor dem gänzlichen Versperren des Stockes erst einigemal Rauch in's Flugloch. Man sehe aber ja sorgfältig darauf, daß die eingeschlossnen Bienen

weiten Raum und den Zutritt frischer Luft behalten damit sie nicht ersticken.

Man kennt auch ein Instrument, den sogenannten Schwarm-
sack, mit welchem man sowohl das Zusammenfliegen, als auch das
Durchgehen der Schwärme verhindern kann. Dieses Instrument
besteht aus einem aus Fliegenleinwand gemachten Sack, der über
ein Gerüste von schwachen Reifen und Stäben gespannt ist. Diesen
Sack hält man mit der Mündung an die Flugöffnung des Stockes,
sobald der Schwarm auszuziehen anfängt, und fängt so den aus-
ziehenden ein. Jedoch nur einem, der fortwährend bei seinen Stö-
cken bleiben kann und alsogleich jeden Schwarmansatz bemerkt,
kann dieses Instrument anempfohlen werden.

4. Es ziehen dann und wann selbst ein-, zwei-, dreimal
eingefangene Schwärme immer wieder aus und manchmal
zuletzt gar auf und davon. Diese Fälle gehören auch hieher. Hier
steckt sehr oft die Ursache im neuen Stocke. Lag derselbe
vor dem Einfassen lange Zeit in der heißen Sonne, oder war er
nur zu klein, und der Schwarm sehr stark, so konnten die Bienen
vor Hitze nicht darin bleiben. Man halte darum auf Stöcke von
gehörigem Raume, stelle sie früher kühl und beschatte sie auch noch
nach dem Einfassen. — Oder es ist bloß die Unreinlichkeit
des Stockes schuld. Die Bienen hassen Gestank und Unsauber-
keit und weichen beiden aus. Man beware daher die leeren Stöcke
sorgfältig auf, damit sie nicht von Hunden, Katzen, Mäusen, Spin-
nen, vom Federvieh und anderen Thieren durch Haare, Federn,
Unrath und Ausdünstung verunreiniget werden. Selbst ein erst vor
kurzem von außen mit Öhlfarbe angestrichener neuer Stock ist den
Bienen des Geruches wegen zuwider. Endlich

5. Es trifft sich wohl auch, daß Bienenvölker ihre gewohnten
Stöcke verlassen und fortziehen. Dieß thun im März oder April —
auch im Herbst, solche Bienen, die durch Hunger, durch Überhand-
nahme der Motten im Wachs-Gebäude oder durch das Zusam-
menstürzen desselben dazu genöthiget werden. Man heißt sie daher
Hunger- oder Nothschwärme, auch Bettelschwärme,
weil sie bisweilen auf andere Stöcke fallen, dort einziehen oder sich

einbetteln. Hier liegt die Schuld an dem Bienenspfleger. Wer seine Stöcke unter ordentlicher Zucht und Pflege hält, kennt dergleichen Asterschwärme gar nicht.

Dies also — wiederholte hier Herr Lehrreich — sind die veranlassenden Ursachen vom Fortziehen der Bienenschwärme; und die Mittel dagegen, welche ich zugleich angegeben habe, gründen sich auf diese Ursachen und entsprechen der Natur der Bienen; es sind daher gründliche, natürliche und darum auch vernünftige Mittel, die wirklich etwas helfen; während das Sprüchlein des alten Tischlergesellen mit seinem laudermälschen „Packi, Tacki, Meinan!“ weder mit jenen Ursachen, noch mit der Bienennatur in einem Zusammenhange steht, daher als ein grundloses, unnatürliches und unvernünftiges Mittel erscheint, das unmöglich fruchten kann und nichts wert ist, außer — des Auslachsens. Tacki! Packi! Hahaha! —

Erbmann. Nur zu! Herr! wer den Schaden hat, hat auch den Spott. Hätte ich aber das alles, was ich jetzt von den Schwärmen gehört habe, früher gewusst, dann würde ich selber der erste den Handwerksgefallen mit seinem Sprüchlein ausgelacht haben.

Lehrreich. Nur diese Unwissenheit mag euch auch zum Theil entschuldigen. Sehet aber hieraus auch die Nothwendigkeit ein, euch nach und nach die gehörige Wissenschaft von den Bienen anzueignen. Zu diesem Zwecke schaffet euch ebenfalls jenes Bienenbuch an, das jetzt drüben die beiden Nachbarn Moll und Sepp fleißig lesen; es heißt: „Klaus, der Bienenvater aus Böhmen“. Darin findet ihr alles, was ihr als Bienenzüchter zu wissen und zu thun habt.

Erbmann. Gut, ich danke für den Rath. Das Buch muß ich haben. Aber, ich habe noch etwas vorzubringen und wollte Ihnen vorhin nur nicht in die Rede fallen, nämlich das: Auf das Sprüchlein haben wohl die fortziehenden Bienen nicht geachtet; allein, auch auf das in die Höh' Spritzen des Wassers und das Werfen mit Erde nicht; und doch habe ich beides als Mittel schon anrühmen hören, ja auch von anderen anwenden sehen! — Auch auf mein Geklingel horchten die Bienen nicht.

Lehrreich. Dergleichen Mittel sind unzuverlässig. Das Klingeln mit blechernen Gefäßen, mit Glöckchen, Sensen u. s. w.

stammt aus der alten Zeit und wird selten mehr angewendet. Es hatte auch vor Alters einen andern Zweck. Schwärme da irgendwo ein Stock, und der Schwarm zog weiter, z. B. hinüber in des Nachbars Garten, so folgte ihm sein Herr klingelnd auf dem Fuße nach, um so sein Recht auf den entflohenen Schwarm zu beweisen, ehe sich denselben der Nachbar zueignete. Bei heftigem Geklingel, gleich wenn der Schwarm auszieht, können die Bienen die besondere Stimme der herumfliegenden Königin leicht überhören und deshalb solche ganz aus ihrer Mitte verlieren; es kann daher dieses Mittel mehr schaden als nützen. Das Spritzen mit Wasser, so wie das Werfen mit feiner Erde kann nur dann etwas helfen, wenn der fortziehende Schwarm noch niedrig genug fliegt, daß die fallenden Wassertropfen und Erdkörner von oben auf die Bienen herabkommen, und sie darin einen Regen vermuthen. Gewöhnlich aber, wenn es an's Werfen und Spritzen kommt, fliegt der Schwarm schon zu hoch. Flintenschüsse bringt man ebenfalls in Anwendung. Der donnerähnliche Knall und die hiedurch bewirkte Erschütterung der Luft soll die Bienen erschrecken und vom Weiterziehen abhalten. Es thut bisweilen seine Wirkung insofern, als die Bienen nicht schon auf der Fortreise begriffen und eben erst aus dem Stocke gekommen sind; der Schwarm legt sich dann eher irgendwo an. Hat sich aber einmal der Schwarm schon von dem Anlegeplatze losgemacht, dann halten ihn meistens auch mehrere Schüsse nicht auf.

Endlich, damit der Schwarm nach dem Einfangen nicht wieder aus dem Stocke aus- und fortziehen soll, reiben manche die neue Wohnung mit Melisse, Duendel oder andern wohlriechenden Kräutern aus. Es ist nicht erwiesen, daß dieses Verfahren zum Bleiben des Schwarmes zuträglich sei; aber gewiß ist, daß, wenn man an die Decke des Stockes und zwar dort, wo er den Bau beginnen soll, ein wenig flüssigen Honig streicht, dieser den Bienen die neue Wohnung am angenehmsten macht.

Und hiemit, mein lieber Erbmann! wisst ihr nun Mittel genug, euch in Zukunft gegen das Fortziehen der Schwärme sicher zu stellen. Nun rufen mich meine Geschäfte. Lebet wohl und hütet

euch vor Aberglauben; denket an das Sprüchlein: „Pacti! Tacti!
Meinan!

8.

Eine Räubergeschichte.

Mit einem Gutachten darüber.

Wie kommt eine Räubergeschichte hieher? — Auf die schicklichste Weise; man darf nur darunter keine solche verstehen, wie etwa die der Räuber von Maria Kulm ist, oder wie dergleichen Geschichten in gewissen alten Romanen gar grausig zu lesen sind, sondern eine Geschichte über Bienenräuberei; und eben nur eine solche wird hier angeführt.

Im vierten Jahre der Bienenstiftung, wo der erste Stiftungsnieser Glaubhold schon acht Bienenstöcke zählte, und dessen Nachbar Erbmänn von drei Stöcken nur zwei behielt, weil ein Schwarm durchgieng und nicht auf sein Zaubersprüchlein: Pacti, Tacti, Meinan, horchte: in diesem Jahre folgte dem prächtigen Sommer und Herbst ein harter, langer Winter. Bis über den Märzmonat hinaus mußten die Bienen Winterruhe halten. Auf einmal brachte jetzt der April sonnige warme Frühlingstage. Desto freudiger flogen nun auch die Bienen aus ihren Winterkerkern, und den wirklichen Frühling vermuthend, suchten sie in aller Emsigkeit Beschäftigung und Arbeit im Freien. Allein, die Erstlingsblüten des Lenzes, die Rätzchen der Erle und Haselnussstaude, waren durch Spätfröste verdorben, und weiter hatte sich bis jetzt noch keine andere Knospe zum blühen entfaltet. Müßig schwärmten darum die Bienen mehrere Tage herum, und nur die Wasserträger fanden an den Ufern des Baches und an den Rändern der Düngerspüßen einige Arbeit. Kein Wunder also, daß jetzt auch manches arbeitslustige Bienchen beim heißen Sonnenschein mit schlenkernden Füßen an fremden Stöcken auf- und nieder summste, spionierend, ob nicht wenigstens bei einem weisellofen oder lebensfatten

Schwächling durch Raschen oder auch Rauben ein wenig Honig zu gewinnen wäre.

Um diese Zeit, an einem Sonntage nachmittags, gieng es zu Eichenthal in der Schenkstube Klugers, des Dorfwirtes, mehr als lebhaft zu. „Du hältst schlechtes Vieh — Raubbienen!“ schallte eine heifere Bierstimme durch das offene Wirtsfenster; und „das kann nur ein Lügenmaul reden!“ hallte eine andere nach. „Ich habe die Räuber mit nasser Kreide bespritzt und sie sodann bei deinen Stöcken einfliegen sehen!“ wiederholte die erste; und „Wenn dieß wahr wäre, — entgegnete die zweite, — so könnten nur deine miserablen Stöcke und deine saubere Honigschneiderei meine Bienen hinüber gelockt und verführt haben; da wärest du selber schuld!“ — „Was? meine Stöcke miserabel? — ich selber schuld?“ — kreischte abermals die erste Stimme; — „doch, warte, ein einziges Tränkchen! — und deinem Raubgesindel ist für immer das Handwerk gelegt!“ —

So zankten zwei Biergäste aus dem benachbarten Orte Wald-dörfel wegen Bienenräuberei, als deren Ursache einer den andern beschuldigte. Es kam zur äußersten Erbitterung und bis zur Rauferei; denn nebst dem Bienenverdrusse sprach auch der böse Geist des guten Bieres aus den Streitenden.

Und dabei blieb's noch nicht; die Feindschaft spann sich später noch zu Hause fort. Durch unzmäßiges Verfahren hatte auf ihren Bienenständen die Räuberei in hohem Grade überhand genommen. Nachdem dadurch der eine sechs Stöcke, seinen halben Bienenstand, verloren hatte, vergiftete er die Räuber; und so geschah es, daß auch der andere mehrere Stöcke einbüßte. Darüber kam's zur Klage vor Gericht, wo jeder Schadenersatz verlangte, indem jeder auch den andern als den Urheber der Räuberei bezeichnete.

Das Gericht, bei welchem kein Bienenverständiger saß, setzte, um später ein Urtheil fällen zu können, eine Kommission von Bienenvätern zusammen, die den Thatbestand der Räuberei auf beiden Bienenständen untersuchen und beurtheilen mußte. Weil aber der Gutsherr zu Eichenthal als der erfahrenste und gelehrteste Bienenzüchter der Gegend bekannt war, so wurde derselbe insbesondere von Gerichts-

wegen ersucht, zur besseren Orientierung im besagten Bienenstreite der Walddörfler, schriftlich ein allgemeines

Gutachten

über folgende Punkte abzugeben:

1. Über die Natur und Beschaffenheit der Raubbienen überhaupt. 2. Über die veranlassenden Ursachen zum Raube, und wer dabei die Schuld trägt.*)

Dieses Gutachten arbeitete Herr Lehrreich wirklich aus. Bevor er es aber an die Gerichtsstelle einsandte, las er es seinen Schülern Glaubhold, Erbmann, Moll und Sepp vor, damit diese ebenfalls seine Ansichten über die Bienenräuberei kennen lernen sollten. Es lautete:

Zu Punkt 1. Dringen fremde Bienen in einen Stock, um daraus Honig fortzutragen, so pflegt man solche ohne weiters Raubbienen zu nennen. Manche stellen sich aber darunter eine besondere Art Bienen vor, denen der Trieb und das Geschäft eigen ist, Honig anderen Stöcken zu stelen oder wenigstens denselben lieber aus fremden Stöcken, als aus dem Felde zu holen. Diese Meinung ist falsch und ein bloßes Vorurtheil; denn die sogenannten Raubbienen sind ganz gewöhnliche Bienen, welche mit den beraubten selber einerlei Gestalt, Naturell und Beschaffenheit besitzen. Nicht eine besondere Begierde zu rauben ist ihnen angeboren, sondern nur der allen Bienen gemeinschaftliche heftige Trieb, Honig zu sammeln.

Diesem Triebe gemäß spürt jede Biene, ohne Unterschied, außer ihrem Stöcke allenthalben nach Honig herum, und wo sich dieser immer befindet, sie wird ihn mittelst ihrer scharfen Sinneswerkzeuge

*) Anmerkung. Da solche Streitsfälle gar manchmal vorkommen, und es dabei für den Uneingeweihten außerordentlich schwer ist, zu beurtheilen, welche von den streitenden Parteien Recht oder Unrecht habe; da auch oft schon gerade dem minderschuldigen Theile das größte Unrecht geschehen ist: so habe ich mich hier geflissentlich über diesen Gegenstand um so weitläufiger ausgesprochen. D. B.

gewar und sucht desselben habhaft zu werden. Findet sie Honig zugänglich und unbewacht, so trägt sie ihn ungeschert und auf der Stelle davon; wird er aber bewacht und vertheidigt, oder wehrt ihr ein anderer Umstand den Zutritt, dann gebraucht sie dazu List und Gewalt und setzt an seinen Besitz auch ihr Leben. So z. B. fliegt die Biene dem süßen Blumendufte nach, der im zeitlichen Frühjahre aus dem geöffneten Gewächs- oder Treibhause kommt. Sie kundschaftet glücklich den offenen Fensterflügel oder auch nur die zerbrochene Glasscheibe aus, durch welche dieser Duft in's Freie dringt, und begibt sich hinein, um auf den blühenden Gewächsen ihren Honigdurst zu stillen. Nicht minder wird sie von dem süßen Geruche angelockt, welchen Zuckersiedereien um sich verbreiten. Unabweisbar fliegt sie da den süßen Flüssigkeiten zu, obschon Tausende Ihresgleichen in offenstehenden Gefäßen ertrinken oder als lästige Gäste von Menschen getödtet werden. Noch leichter findet und noch begieriger sucht die Biene wirklichen Honig auf. Man stelle z. B. an flugbaren Tagen ein Gefäß mit Honig in's Freie, und es werden sich bald dabei erst einige, dann eine Menge Bienen versammeln, die den Honig wegtragen, besonders wenn über diesen Platz die Stöcke ihren gewohnten Flug haben sollten. Es ist mehr als einmal geschehen, daß jemand nach der Zeidlung eine ganze Schüssel Honig in ein Zimmer stellte und einen offenen Fensterflügel zuzumachen vergaß. Einige Stunden darauf fand er im Zimmer Tausende von Bienen, aber in der Schüssel nur mehr leere Wachscheiben.

Aber den in einem Behältnisse versperreten Honig wittert manchmal das scharfriechende Insekt und sucht durch jede Ritze dazu zu gelangen. In einen Schraub mit Honig sah man schon Tausende von Bienen durch das Schließelloch kriechen. Endlich gewahren Bienen vorhandenen Honig um so schneller, wenn dieser erwärmt wird und Geruch verbreitet. Wird irgendwo zur warmen Zeit über Tags Honig geläutert oder ausgelassen, dann versuchen die Bienen mit Gewalt durch jede Öffnung, ja selbst durch den Schornstein in das Haus und in die Küche zu kommen.

Diese und andere Thatfachen beweisen also nicht allein die Fähigkeit der Biene, Honig leicht aufzuspüren, sondern zugleich den

unbegrenzten Trieb derselben, Honig einzusammeln. Und eben dieser zwei Eigenschaften wegen, die allen Bienen angeboren sind, verdienen sie Entschuldigung, wenn sie bisweilen bei andern Stöcken das Rauben versuchen. Auch da suchen sie bloß den ausgekundschafteten, darin befindlichen Honig und wollen ihn ihrem Sammeltriebe zufolge in ihre Wohnung tragen.

Aus dem bisher Gesagten ergibt es sich nun, daß sowohl die sogenannten Raubbienen keine eigene Art Bienen zu sein brauchen, als auch, daß ein jeder Bienenstock leicht selber ein Raubstock werden könne, wenn gewisse Umstände als veranlassende Ursachen dazu vorhanden sind.

Zu Punkt 2. Veranlassende Ursachen zum Raube sind alle jene Umstände, welche bewirken, daß Bienen den in andern Stöcken befindlichen Honig entdecken, daß ihre Honigbegierde vorzüglich gereizt wird, daß es ihnen leicht gelingt, in fremde Stöcke zu kommen, und daß sie sich also wirklich dem Rauben ergeben.

Hieher gehören, und zwar:

A. Von Seite der beraubten Stöcke selber.

1. Weisellofigkeit und überhaupt Fehlerhaftigkeit. Der Hauptfehler eines Stockes ist Weisellofigkeit. Ein Stock ohne Königin hat meistens alle Lust zur Arbeit und alle Freude am Honig verloren. Er sammelt letzteren nicht mehr, und den er besitzt, vertheidiget er nur schwach oder gar nicht mehr. Diesen Zustand eines Stockes merken fremde Bienen gar bald, vielleicht an der traurigen Stimme oder an dem besonderem Geruche der weisellofen Bienen. Sie kommen vor das Flugloch, sehen solches unbewacht, werden eingelassen, finden den herrenlosen Honigschatz, fallen hastig darüber her und ruhen nicht eher, als bis er gänzlich und oft schon in wenigen Stunden in ihre Wohnung geschafft ist; wobei ihnen zuletzt die weisellofen selber helfen, die sich hernach manchmal freiwillig für immer mit in den Raubstock begeben. Nun hat aber so die Räuberei nicht immer schon ein Ende; im Gegentheile, es wurde hiemit oft dazu erst eigentlich der Grund gelegt und der Anfang gemacht. Denn jetzt ist die Honiggier des Räubers

einmal gereizt, und er bietet von nun an alles auf, selbe noch ferner zu befriedigen. Nun spioniert er auch an anderen Stöcken herum und versucht in die Fluglöcher zu dringen. Und wenn sich auch da die Bienenwache entgegensetzt, er steht nicht gleich ab, sondern braucht Gewalt, die Wache zu überwältigen. Es entsteht ein Kampf auf Leben und Tod. Mancher Räuber wird zwar unter dem Flugloche erstochen, allein andere schlüpfen schnell zwischen den Kämpfenden durch und in das Innere des Stockes; es folgen nach und nach mehrere, und so ist's oft bald um den angegriffenen Theil geschehen, besonders wenn er ein weitläufiges Wachsgebäude besitzt und volksschwach ist. Auf diese Weise können die Räuber, die immer wegwegener werden, je öfter sie siegen, mehrere Stöcke und ganze Bienenstände ruinieren.

Außer der Weisellofigkeit können noch andere Fehler eines Stockes, wiewohl seltener, Räuberei herbeiführen, als: Volksarmut, wo die Bienen das Flugloch nicht gehörig zu belegen und den Honigbau nicht ordentlich zu bedecken vermögen; auch zufällige Krankheit, vorzüglich der Königin, wobei die Bienen den Muth und zuweilen die Losung verlieren, d. h. wo sie Fremde ungehindert aus- und eingehen lassen und dieselben nicht zu kennen scheinen.

2. Schlechte Verwarung der Stöcke. Ist das Flugloch eines Stockes so hoch und weit, dass die Bienen außer Stande sind, es gehörig gegen fremde Bienen zu bewachen und zu vertheidigen; gibt es nebst dem Flugloche mehrere Öffnungen im Stocke, die durch Risse im Holze oder durch Abspringen des Lehmes in den Fugen oder wie immer entstanden sind und unverstopft blieben; steht der Stock vielleicht unbedeckt gegen Mittag, so dass er an warmen Tagen, von der heißen Sonne gleichsam durchglüht, durch dergleichen Öffnungen starken Honiggeruch verbreitet, und geht etwa noch gerade der Flug anderer Stöcke über einen solchen schlecht erwarten hin: dann ist nichts leichter, als dass fremde Bienen einkehren, Honig finden, diesen mit Gewalt nehmen und also Räuber werden.

3. Unvorsichtiger Umgang mit Honig beim Ziebeln, Füttern und bei anderen Gelegenheiten. Das

Zeideln und Füttern der Stöcke geschieht im Frühjahr und Herbst, und also zu einer Zeit, wo die Bienen wenig oder gar keine Tracht haben, und wo sie darum, wenn sie irgendwo Honig wittern, darauf um so erpichter sind. Es fallen daher auch zu solchen Zeiten die meisten Räubereien vor, und man muß deshalb dann mit Honig desto achtsamer umgehen. Gegen diese Achtsamkeit aber wird gefehlt:

a. Beim Zeideln, wenn man dieses Geschäft an heiteren warmen Tagen und wohl gar in den Mittagsstunden, während die heiße Sonne die geöffneter Stöcke bescheint, unternimmt; weil da fremde Bienen ausfliegen, Honig riechen und schnurgerade herzufließen. — Oder, wenn man den ausgeschnittenen Honig einige Zeit vor den Stöcken stehen läßt und die Fugen und Ritzen gezeidelter Stöcke nicht gleich wieder vermacht. Dadurch wird die Honigbegierde anderer Bienen außerordentlich gereizt; sie werfen sich in Menge auf den freistehenden Honig und dringen mit Gewalt durch die offenen Fugen. — Eine gleiche Lockspeise wird dabei fremden Bienen bereitet, wenn die beim Zeideln gebrauchten Messer, Bretter, Schüsseln oder ganz leer geschnittene und mit Honig beschmierte Stöcke und Kästen, oder auch verzettelte Stücke Wachs und Honig vor dem Bienenstande liegen bleiben.

b. Beim Füttern, wenn man schwache Stöcke während der Flugstunden an schönen Tagen füttert und vorzüglich, wenn dazu die Stöcke im hellen Sonnenscheine stehen. Denn dann halten die Bienen während der Aufnahme des Futters ein lustiges Vorspiel, und Fremde, die dadurch von der süßen Mahlzeit im Innern des Stockes Kunde erlangen, suchen mit Gewalt dabei als Gäste zu erscheinen. — Oder, wenn man den vorgesezten Honig, den ein schwacher oder kränklicher Stock nicht aufgenommen hat, oder auch nur das leere und nach Honig riechende Futtergeschirr über Tag in den Stöcken stehen läßt. Zufällig kommt etwa doch eine fremde Biene in den Stock, trinkt sich satt, kehrt mit Gesellschaft wieder oder geräth wenigstens, von dem Geruche des leeren Geschirres geleitet, über die darüber hängenden Honigzellen. — Auch, wenn unvorsichtiger Weise Futterhonig außer oder in dem Stocke verschüttet und nicht hinweg geräumt wird.

c) Bei anderen Gelegenheiten. Z. B. Es hat sich ereignet, daß bei der Transportazion eines Stockes eine schwere Honigwabe abbrach, und man, ohne dieß bemerkt zu haben, den Stock aufstellte. Nach einigen Stunden aber drang der Honig durch alle Fugen und lief ordentlich um den Stock herum. Darum balgten sich hernach Tausende von fremden Bienen, und der Stock selber war in größter Gefahr, überwältigt zu werden. Eben so kann das Auslassen oder Schmelzen des Zeidelhonigs, wenn es bei Tage und zu warmer Zeit geschieht, durch den dadurch verbreiteten Geruch die Bienen einer ganzen Ortschaft raublustig machen.

Wenn nun auf solche Veranlassungen, die bisher aufgezählt wurden, und die von den beraubten Stöcken selber ausgehen, wirklich Bienenräuberei ausbricht, wer trägt dann eigentlich davon die Schuld? Wer anders, als der Eigenthümer der beraubten selber, der Bienenwirt, durch seine Unflugheit und Nachlässigkeit! —

Ein kluger Bienenwirt duldet auf seinem Stande durchaus keine weifellose und schwache Stöcke, schon aus dem Grunde, weil diese auch keinen Nutzen an Honig, Wachs und Schwärmen bringen. Er kuriert an dergleichen fehlerhaften nicht lang herum, weil dabei meistens nur der angewandte Kurhonig sammt der Mühe verschwendet ist, sondern er schneidet sie lieber ganz aus, ärntet somit Honig und Wachs und vereinigt die Bienen mit andern Stöcken. Und so ist er zugleich sicher, daß dergleichen Kränklinge ihm keine Räuber herbeilocken. Wer nicht eben so verfährt, ist kein kluger Bienenwirt; und nur er selber ist schuld, wenn durch seine fehlerhaften Stöcke auf seinem Bienenstande Räuberei entsteht.

Ferner, ein ordentlicher Bienenwirt sucht seinen Bienen in jeder Beziehung Schutz und Sicherheit zu gewähren. Er legt schon gleich seinen Bienenstand nicht dort an, wo die Bienen des Nachbars den Flug darüber hin haben. Er schützt auch die Stöcke vor übermäßiger Sonnenhitze durch hinlängliche Bedachung und läßt es nicht an Aufmerksamkeit in Betreff der Fluglöcher mangeln. Zur Zeit der besten Tracht ist ihm eine Flugöffnung von $\frac{3}{4}$ Zoll Höhe und 3—4 Zoll Breite, selbst bei dem volkreichsten Stocke, groß genug; zur

Zeit der Räuberei aber verkleinert er dieselbe nach Erfordernis um die Hälfte oder um noch mehr.

Nebenöffnungen durch Ritzen und Fugen hält er für eine Schande; er verstopft sie, sobald sie entstehen.

Wer aber solche Kleinigkeiten vernachlässiget, ist kein aufmerksamer und ordentlicher Bienenwirt und muß es wieder nur seiner eigenen Schuld zuschreiben, wenn auf seinem schlecht verwarteten Stande Räuberei ausbricht.

Endlich, ein achtsamer Bienenwirt geht mit dem Honig nicht anders als vorsichtig um. Er zeidelt nur an trüben Tagen in den Vormittagsstunden oder gegen Abend, bedeckt den ausgeschnittenen Honig sogleich mit einem Tuche und läßt ihn, so wie alle Geräthschaften, die damit in Berührung kommen, so bald als möglich bei Seite schaffen. Auch verstopft er gleich nach dem Zeideln alle Fugen und Nebenöffnungen des Stockes. Ähnliche Vorsicht wendet er beim Füttern an. Er füttert nur, wenn die Stöcke nicht fliegen, meistens abends, und sieht sich dabei vor, daß er den flüssigen Honig weder in, noch außer dem Stocke verschütte. Jeden Morgen nimmt er das geleerte Futtergeschirr wieder weg. Auch trägt er Sorge, daß weder durch Vergessenheit, noch durch irgend einen Zufall den Bienen, besonders in der Nähe seines Standes, Honig preisgegeben wird. Die Honig- und Wachsläuterung aber nimmt er nur an kühlen Tagen und am liebsten früh zeitlich vor. Wer solche und ähnliche Vorsicht nicht gebraucht, ist kein achtsamer Bienenvater, und noch einmal ist es wahr, er selber ist dann schuld daran, wenn durch seine Unachtsamkeit seine eigenen Bienen beraubt werden.

Nun, ein solcher Bienenwirt bestraft sich wohl selber schon dadurch, daß seine Stöcke beraubt werden; diese Strafe kann aber um so härter ausfallen, als er ja durch seine Unklugheit seine eigenen besseren Stöcke verderben und zu Räubern machen kann, die über die schwächeren daneben herfallen. — Wenn er aber fremde Stöcke zum Rauben verführt, und diese dann als Räuber wieder auf anderen Ständen großen Schaden anrichten, darüber eingefangen, erschlagen oder vergiftet werden; wenn daraus unter Nachbarn Streit und Feindschaft entsteht u. dgl., welche große Schuld fällt hernach

immer auf ihn, den Urheber des Ganzen, zurück! — Und erst — wie es oft der Fall ist — wenn er durchaus nicht einsehen oder zugeben will, daß seine schlechten Stöcke und sein unkluges Verfahren die Raubstifter sind, wenn er alle Schuld auf die herbeigelockten fremden Räuber wälzt, diese verfolgt, einfängt, todtschlägt, vergiftet, mit ihrem Eigenthümer hierüber in Feindschaft und Streit geräth, er der Schuldige mit dem Unschuldigen: wach' ein ungeheures Unrecht begeht er dann gegen seinen Nebenmenschen und an den armen Bienen! —

Doch, obschon meistens die Veranlassung zum Raube von den beraubten Stöcken ausgeht, und der Besitzer derselben dieß selber verschuldet: so gibt es doch auch ein paar Fälle vom Gegentheile. Nämlich: es gibt

Veranlassende Ursachen zur Bienenräuberei.

B. Von Seiten der raubenden Stöcke.

1. Ein Beispiel soll den ersten Fall anschaulich machen. Der Bienenvater X hat durch seine weislosen Stöcke und sein unvorsichtiges Verfahren — wie oben gezeigt wurde — dem Bienenwirte Y einen Stock verführt und zum Räuber gemacht. Sobald letzterer die Überzeugung hat, daß sein Stock rauben geht, hat er als rechtschaffener Mann die Pflicht, alle Mittel anzuwenden, dem Stöcke sein böses Gewerbe wieder abzugewöhnen. Diese Pflicht liegt ihm ob in dreifacher Rücksicht: a) in Bezug auf den Bienenwirt X. Dieser hat wohl den Stock zum Rauben verführt, jedoch er that es sicher aus Unwissenheit, aus Unkenntnis der üblen Folgen, nicht aus bösem Willen. Würde nun Y seinen Stock auf dem Stande des X fortrauben lassen, so könnte dieser dort noch mehr und auch gute Stöcke anfallen und vielleicht gar den ganzen Stand zu Grunde richten; und das wäre ja doch eine zu große Strafe für einen bloßen Schwachheitsfehler des X. Den Unwissenden und Irrenden muß man, statt zu strafen, belehren und zurechtweisen, und wo möglich die üblen Folgen seines Fehlers eher verringern, als vergrößern; das fordert die Nächstenliebe. b) In Rücksicht

auf andere Bienenbesitzer. Denn wenn Y seinen Raubstock nicht mit Gewalt vom Rauben zurückhält, so kann dieser ja auch andere Bienenstände anfallen und also ganz Unschuldigen Schaden und Verdruß machen, was ebenfalls der Nächstenliebe entgegen ist. — Endlich

C. In Beziehung auf sich selbst und um des Wohles des Räubers selber willen.

Läßt Y den verführten Stock fortrauben, so setzt er ihn auf. Der Stock artet mehr und mehr aus, sein Volk wird während des Raubens zum Theil erstochen, zum Theil von den Bienenherren erschlagen oder eingefangen; er kann auch vergiftet werden. Und wenn letzteres auch nicht geschieht, so bleiben wenigstens dem Y Verdruß, Streit und Feindschaft mit den Bienennachbarn nicht aus — seines Raubstockes wegen. Schon dieß muß ihn also bewegen, den Räuber von seinem bösen Handwerke abzuhalten.

Wenn nun aber Y diese dreifache Pflicht nicht berücksichtigte; wenn er den Raubstock auf dem Stande des X fortwirtschaften ließe, oder selber zusehen könnte, wenn dieser auch Stöcke anderer Bienennachbarn ausplünderte, vielleicht in der schmutzigen Hoffnung, daß ihm der Räuber um so mehr Honig eintragen werde: dann, in einem solchen Falle, wäre der Raubstock als die veranlassende Ursache der ferneren Räuberei anzusehen; sein Herr (Y) trüge die ganze Schuld des von ihm angerichteten Schadens und könnte dafür verantwortlich gemacht werden.

So wie aber hier in diesem besonderen Falle hat überhaupt ein jeder die Pflicht auf sich, sobald er merkt, daß einer seiner Stöcke raubt, diesem alle Hindernisse zu legen und alle ihm zu Gebote stehende Mittel anzuwenden, um ihn unschädlich zu machen. Dieß nach dem Grundsatz: „Jeder Eigenthümer ist für seine Haushiere verantwortlich“ und nach dem göttlichen Paragraf: „Was du nicht willst, daß dir geschehe, thu auch andern nicht.“ Respektiert er aber diese Pflicht nicht und gestattet dem Räuber, fort zu rauben, so trägt auch er die Schuld und kann zur Verantwortung und zum Schadenersatz verhalten werden.

2. Ein anderer möglicher Fall, wo die veranlassende Ursache

auf Seite des Räubers ist, findet statt, wenn ein Stock durch Fütterung mit geistigen Flüssigkeiten ein Räuber geworden ist. Es gibt Bienenhalter, welche ihre Bienen dadurch recht gesund, fleißig und fruchtbar zu machen glauben, daß sie ihnen im Frühjahr geistige Sachen unter den Futterhonig mischen, als: Spiritus, Wein, Brauntwein u. dgl. Eine solche Fütterung, wie überhaupt manche Quacksalberei an Menschen und Thieren, nützt nicht allein nichts, sondern schadet oft sogar. Leicht bringt man nämlich ein wenig zu viel von genannten Flüssigkeiten den Bienen bei und macht das Übel schlimmer. Die Bienen werden durch das geistige Futter auf's höchste gereizt und gleichsam berauscht und dem zufolge besonders honiggierig, kühn, raubsüchtig und rauf lustig. Ist ein so gefütterter Stock reich an Volk, dann fällt er leicht den ersten besten andern an und überwältigt ihn auch in seiner durch geistige Nahrung gesteigerten Kraft und Raublust.

Über auch dann, wenn man die vermeinte geistige Stärkung nur sparsam, jedoch mehreren Stöcken zugleich gibt, kann dieß Räubereien veranlassen; denn solche Stöcke verlieren die Losung, d. h. ihren natürlichen Geruch, woran die Bienen desselben Stockes einander erkennen und fremde von den ihrigen unterscheiden, und erhalten dafür den von der geistigen Flüssigkeit herrührenden gemeinschaftlichen Geruch. Dergleichen Stöcke berauben dann einander wechselweise, ohne daß sie es selber zu wissen scheinen, indem fremde Bienen bei jedem aus- und eingehen, ohne angehalten und abgetrieben zu werden.

Also auch im Falle geistiger Bienenfütterung kommt die Veranlassung zum Raube von den Räubern, und die Schuld davon kann unmöglich auf jemanden anderem lasten, als auf ihrem Herrn, dem Quacksalber. Endlich

3. Aus Nahrungsmangel oder Honignoth im zeitlichen Frühjahr verfallen oft Stöcke auch von selbst, besonders volkreiche, auf Räuberei. Wenn ein geiziger Bienenwater im Herbst einem starken Stocke zu viel Honig genommen, oder einen solchen eingewintert hat, der zur Noth seinen Nahrungsbedarf bis in den Monat März besaß, so daß dergleichen

Stöcke erst im April in Gefahr sind zu verhungern; dann treibt sie bisweilen der Trieb der Selbsterhaltung, andere Stöcke anzufallen und also durch Raub ihr Leben zu fristen. Daher ist es noch einmal der Bienenvater selber, welcher bei der Räuberei die Schuld hat. Er soll zur Zeit der Noth seine Hausthiere nicht verlassen, sondern sie füttern, oder wenigstens schon im Herbste dafür sorgen, daß seine Stöcke auch für die Brutmonate März, April und Mai und bis zum Eintritte der vollen Tracht hinlängliche Nahrung besitzen.

Dies war heiläufig Lehrreichs Gutachten über Bienenräuberei. Nachdem es vorgelesen war, gab es von Seiten seiner Schüler noch mancherlei Fragen. Unter andern sagte

Er bmann. Raubbienen haben auch mir schon manchmal bei meinen zwei Stöcken Sorge gemacht. Da sehe ich z. B. oft da und dort auf dem Flugbrette einige Bienen auf eine einzige in ihrer Mitte wacker losbeissen und heftig an den Flügeln und Füßen derselben zerrén. Bisweilen gelingt es der Gefangenen, sich frei zu machen; dann fliegt sie eilends davon. Viele aber werden wirklich erstochen und liegen hernach todt vor dem Stocke. Diese halte ich eben für überwältigte Räuber.

Glaubhold. Da seid ihr im Irrthume. Nachbar, das sind keine Raubbienen, sondern bloß junge und zur Arbeit untaugliche Bienen, welche von dem eigenen Stocke ausgestoßen werden. Man sieht gleich, daß ihr das Buch Klaus noch nicht gelesen habt.

Lehrreich. Richtig! in diesem Buche steht ein ganzes Kapitel über die Raubbienen; dort findet man die Kennzeichen derselben, so wie auch die Mittel gegen Bienenräuberei; ich weise euch darauf hin.

Sepp. Im fünfzehnten Abschnitt des dritten Hauptstückes kommen die Raubbienen vor.

Lehrreich. Bravo, meine Lieben! wenn ihr so, wie ich höre, auch ein Bienenbuch zur Hand nehmet, so werdet ihr bald hinter die ganze Bienensache kommen und auch manche Anfrage bei mir ersparen können. Nun schließen wir für heute; denn ich muß jetzt alsogleich das verlangte Gutachten an das Gericht zu M. expedieren. Lebet wohl!

Und was war der Erfolg dieses Gutachtens? Wie gieng der Walddörfler Streit aus? — Die Gerichtsstelle zu M. erließ darüber folgenden Entscheid:

In dem Rechtsstreite der beiden Walddörfler Insassen Stau und Merl über Bienenträuberei wird — zu Folge eines über diesen Gegenstand überhaupt von einem unparteiischen Sachverständigen abverlangten Gutachtens und insbesondere nach Erklärung einer hiezu aufgestellten Untersuchungs-Kommission von Bienenvätern, wie auch nach vorgenommenem Zeugenverhör, Folgendes entschieden:

1. Stau hat aus Unkenntnis der Sache durch zwei weisellose Stöcke auf seinem Stande, wie auch durch Zeidlung in heißer Mittagsstunde die Bienen Merls zum Rauben verleitet und also selber zur Räuberei Veranlassung gegeben. Er verlor dadurch die ersten vier Stöcke — zwei weisellose und zwei schwache beweiselte — durch seine eigene Schuld und kann dafür von Merl keinen Ersatz ansprechen.

2. Da Merl, ungeachtet Stau freundlich ersuchte, seinen raubenden Stöcken Einhalt zu thun, keines der bekannten und ihm vorgeschlagenen Mittel in Anwendung brachte, so daß die Räuber auf Stau's Stande weitere zwei fehlerlose Stöcke ruinierten: so hat Merl den Verlust derselben verschuldet und daher die lezterwähnten zwei Stöcke dem Eigenthümer zu ersetzen.

3. Indem Merl nicht nur nicht seinen raubenden Bienen auf dem Stande Stau's in friedlicher und nachbarlicher Weise Hindernisse gelegt, sondern erwiesenermaßen seine Raubstöcke durch Weinfütterung noch zum Raube angespornt hat: so hat Stau durch ein Mittel der Nothwehr seine noch übrigen sechs Stöcke geschützt, und die drei Raubstöcke durch ein — weder Menschen noch anderen Thieren schädliches Futter getödtet. Merl hat sich hievon die Schuld selber beizumessen und darum von Stau für diese drei Stöcke keinen Schadenersatz zu erwarten. —

4. Endlich da die Veranlassung zum Raube von beiden Seiten ausgieng, bei Stau durch Unwissenheit, bei Merl durch Bosheit: so werden beide Parteien zur Zahlung der Gerichtskosten zu gleichen Theilen verurtheilt.

Der Todesfall eines Bienenvaters.

Moll und Sepp führten den Vorsatz aus, den sie, wie wir gehört haben, in Lehrreichs Gegenwart beim Mondschein unter den blühenden Linden am Dorfplaz gefasst hatten; sie schafften sich wieder Bienenstöcke an und begannen die Bienenzucht noch einmal vom A B C, wobei Lehrreich ihr unverdrossener Lehrmeister war. — Noch mehr aber, als die beiden Väter, interessierten sich jetzt ihre Söhne für die Bienen. Diese Burschen von 14 bis 22 Jahren fanden ihre größte Freude daran. Wenn andere junge Leute nachmittags an Sonn- und Feiertagen im Wirtshause auf der Regelpbahn standen oder in der Schenkstube Karten spielten, beschäftigten sie sich zu Hause mit ihren Bienen oder lasen den Vater Klaus; und sie wurden auf diese Weise selber erfahrene Bienenväter. Dieß spürten die Bienen bald am besten; die Stöcke gaben gleich in den ersten zwei Jahren neben mäßigen Schwärmen reiche Honigaussbeute. Das vermehrte die Lust zur Zucht und die Freude.

Aber jetzt traf die Familie Moll ein harter Schlag. Moll kam auf das Krankenbett, von dem er nicht mehr aufstand. Tiefe Trauer herrschte darüber im Hause. Doch seine Stöcke waren durch seinen Tod nicht verwaist; seine beiden Söhne konnten bei ihnen seine Stelle vertreten. Dessenungeachtet war Moll's Mutter, die alte Ausgedingerin, sehr um die Bienen besorgt. Nach dem Todestage des Hauswirthes führte sie die beiden Enkel ins Bienengärtchen und drang darauf, dass diese jeden Bienenstock ein wenig von seiner bisherigen Stelle rückten. „Das macht man so nach dem Tode des Bienenvaters“ — sprach sie — „sonst folgen ihm die Bienen nach und gehen ein.“ Die Jünglinge konnten durchaus nicht begreifen, wie das zusammenhänge; auch im Klaus lasen sie hierüber keine Sylbe, wohl aber dieß, dass die Bienen, wenn die Stöcke während der Flugzeit verstellt oder bei Seite gerückt werden, auf das gewohnte Plätzchen zurückfliegen, sich verirren und in andere Stöcke gerathen.

Jedoch weil eben Winter war, und die Bienen schon mehrere Wochen keinen Ausflug hatten, erfüllten sie den Willen der Großmutter, beschloffen aber, davon bei nächster Gelegenheit dem Herrn Lehrreich zu sagen.

Es geschah; am nächsten Sonntage waren wieder einige Bienenfreunde beisammen, und der Gutsherr bei ihnen; da erzählte der junge Moll, was er auf Anordnung seiner Großmutter hatte thun müssen.

„Ha! noch ein Stückchen Aberglaube!“ sprach Lehrreich — „ähnlich dem vom Verschenken der Stöcke, von Petruschwärmen und vom Padi = Tacki = Sprüchlein. Ist euch das Sprüchlein von dem Verstellen nicht auch bekannt, Erbmann?“

Erbmann. O ja; ich hätte mich aber gehütet, ein Wort darüber zu verlieren — des Auslachsens wegen.

Glaubhold. Ich kenne es auch. Es heißt halt allenthalben: Wenn die Stöcke eines verstorbenen Bienenvaters nicht verstellt werden, oder man nicht wenigstens daran, bevor er begraben wird, dreimal anklopft; so folgen sie ihm nach, d. h. sie gehen ein. *)

Lehrreich. Wichtig! so sagt man. Und ihr werdet doch alle von dieser Albernheit kein Haar glauben?

Erbmann. Ich wenigstens halte auf dergleichen nichts mehr, obschon ich vom Walddörfel her ein paar Beispiele weiß, wo das Stücklein wahr geworden ist. In dem einen Hause hatte man auf das Verstellen der Stöcke vergessen, und in zwei Jahren waren sie abgestorben; im andern aber hat man die Stöcke verstellt, und sie sind dem Bienenvater nicht nachgefolgt; sie leben heute noch. — Doch es mag bloß zufällig so geschehen sein.

Lehrreich Die fatalen Beispiele! und der Zufall, das blinde Glück und Unglück! — Darauf hält Meister Erbmann noch immer ein wenig. — Nun höret, ich will euch auch hier erklären, wie es eigentlich mit solchen Beispielen stehe.

*) Anmerkung. In der Bienenzeitung liest man, dass diese Art Aberglaube auch in England häufig angetroffen wird. D. B.

Meistens ist in einem Hause nur einer, gewöhnlich der Hauswirth selbst, der die Pflege der Bienen etwa aus Vorliebe oder wegen vorzüglicher Wissenschaft und Geschicklichkeit übernimmt und besorgt. Stirbt nun ein solcher Bienenvater, dann sind gar oft die lieben Bienen im wahren Sinne des Wortes verwaist; denn es findet sich nicht immer gleich ein anderer, der Lust und Fähigkeit besitzt, die gehörige Wartung und Pflege derselben fortzusetzen. Bleiben aber so die Stöcke ohne Aufsicht und Pflege, was ist dann leichter möglich, als daß sie zu Grunde gehen? vorzüglich, wenn ihnen diese Aufsicht gerade zur wichtigsten Zeit mangeln sollte, z. B. im Frühjahre, wo das Versäumnis der nothwendigen Reinigung, Fütterung, der Achtsamkeit auf Raubbienen u. dgl. — oder im Herbst, wo ein einziges unverständiges Zeideln, eine schlechte Einwinterung u. s. w. schon binnen kurzer Zeit den Grund zum Untergange der Stöcke legen kann. —

Wenn nun solche Bienen wirklich dahin streben, und man zufällig bei ihnen aufs Verstellen oder Klopfen vergessen hatte; sagt, Meister! ist dann dieses Nichtverstellen oder Nichtklopfen schuld an ihrem Tode? —

Glaubhold. Ei beware! sondern die versäumte Wartung und die unzweckmäßige Behandlung.

Lehrreich. Das liegt auf der Hand. Nun, im Gegentheile, wo nach dem Absterben des Bienenvaters sich im Hause jemand findet, der ans Anklopfen bei den Stöcken oder ans Bersezeln denkt und dieß wirklich thut, dieser beweist schon hiedurch, daß ihm die Bienen am Herzen liegen, und wird es beim bloßen Anklopfen oder Bersezeln nicht bewenden lassen, sondern er wird auch für die Zukunft die Stöcke in seine Pflege nehmen. Und sollte er gerade nicht selbst verstehen, was den Bienen noth thut, so wird er wenigstens Erfahrene zu Rathe ziehen. Auf diese Art aber kann es ebenfalls geschehen, daß die Bienen gerettet werden und den Verlust ihres früheren Bienenvaters nicht einmal empfinden. Wäre es nun auch in einem solchen Falle veranlaßt zu sagen: das bloße Anklopfen oder Bersezeln habe die Bienen erhalten? — gewiß nicht.

Glaubhold. Im Grunde hätte beides auch wegbleiben kön-

nen; die Sorgfalt um die Bienen und die Pflege waren auch hier die Hauptsache.

Lehrreich. Und also ist dieses Anklopfen an den Stöcken des verstorbenen Bienenvaters und das Versetzen derselben nichts weiter als ein unwirksamer, und daher auch ein alberner und abergläubiger Gebrauch.

Erbmann. Wenn ein tüchtiger Bienenvater anklopft mit seiner Wartung, das ist das beste Anklopfen.

Glaubhold. Und wenn der Stock aus der Pflege seines verstorbenen Bienenvaters in die ebenso zweckmäßige Pflege eines neuen Bienenvaters versetzt wird, — das ist das rechte Versetzen.

Lehrreich. Doch manche sehen wohl das Thörichte jenes Anklopfens und Versetzens halb und halb ein; allein, weil es einmal herkömmlicher Gebrauch ist, denken sie, wie Meister Erbmann von seinem Pachi = Tacki = Spruche: „Ei, nützt es nichts, so schadet's auch nicht“ und thun es dennoch.

Erbmann. Haha! schon wieder: „Pachi! Tacki!“ — nun es ist wahr; das Sprüchlein hat mich um den Schwarm gebracht.

Lehrreich. Mit dem abergläubischen Anklopfen und Versetzen verhält es sich um kein Haar anders. Mit dem Anklopfen zwar kann es leicht ohne Schaden abgehen, außer man müßte unsinnig anklopfen, daß die Honigtafeln abrissen, die Bienen böse würden u. dgl., aber das Verrücken oder Verstellen der Stöcke kann schlimmere Folgen haben.

Denn ohne Schaden lassen sich Bienenstöcke nur versetzen:

1. Im Spätherbste und Winter, auch im zeitlichen Frühjahre, wenn die Bienen noch nicht ausgeflogen waren. Zu dieser Zeit kann man jeden Stock nach Belieben um ein Geringes oder auch weit von seinem Platze entfernt stellen. Welche Flugrichtung nämlich hierauf die Bienen beim ersten Ausfluge im Frühjahre nehmen, diese behalten sie den ganzen Sommer hindurch.

2. Selbst im Sommer und zur besten Flugzeit; jedoch nur auf einen Platz, der von dem gewohnten Flugorte wenigstens eine halbe Stunde Entfernung hat. Je weniger aber nach dem Versetzen

jene Entfernung beträgt, desto mehr Bienen kommen mehrere Tage lang auf ihren gewohnten Platz zurück, suchen da ängstlich ihren Stock, versäumen das Eintragen, versliegen sich oder gehen wohl ganz verloren. Schwächung des Stockes ist also wenigstens der Schaden seines Versetzens. Allein, nicht immer sterben Bienenzüchter gerade zu jener Zeit, wo das Versetzen der Stöcke angeht. Wenn sich ein solcher Todesfall im Sommer ereignet, soll nun das Versetzen auch nicht unterbleiben, und man will dann seine Stöcke so versetzt wissen, daß sie doch in der Nähe und wie früher im Hausgarten und in demselben Bienenhause verbleiben. Man verstellt sie daher gewöhnlich so, daß jeder Stock eine halbe oder ganze, oder auch einige Ellen weit von seinem früheren Platze zu stehen kommt. Das kann aber dann leicht sehr gefährlich und schädlich werden; wißt ihr warum? —

Glaubhold. Weil sich hernach die Bienen im Fluge verwirren und herumirren.

Lehrreich. Wahr! — Man versuche es und rücke einen Stock nur um einige Zoll; gleich werden die vom Felde heimkehrenden Bienen das Flugloch nicht mehr finden, auf das frühere Flugplätzchen fallen, ängstlich hin- und herlaufen und ein paar Tage brauchen, ehe sie wieder geraden Weges in den Stock treffen.

Wenn nun gar ein Stand von mehreren Stöcken verstellt wird, und darin jeder Stock um eine halbe oder ganze Elle, und noch weiter; welche verderbliche Unordnung muß dann nicht einreißen! — Die vom Felde heimkommenden Bienen kriechen jetzt haufenweise auf den Stöcken herum, gerathen in fremde Stöcke — und es entsteht Rauferei. Ist just Schwarmzeit, so fallen die Bienen der Mutterstöcke und Vorschwärme auf Nachschwärme und so umgekehrt; was auf der Stelle Mord und Todschlag zur Folge haben kann. Kurz Entvölkerung, Weisellofigkeit, Verminderung der Schwärme — beim ganzen Stande aber Räuberei, Arbeitsversäumnis und ein sichtbares Zurückkommen desselben können das Ergebnis vom Ganzen sein.

Nebenbei werden unter solchen Umständen die Bienen außerordentlich böse, besonders wenn der Tag heiß und die Tracht gut

ist. Mit Wuth fallen dann die bestachelten Thierchen alles an, was ihnen in den Weg kommt. An Menschen und Thieren, selbst noch in ziemlicher Entfernung vom Bienenstande, rächen sie mit giftigen Stichen die Störung ihres friedlichen Haushaltes, leider aber nur zu ihrem eigenen und ihres Herrn Schaden, indem sie bei dem Verluste der Stachel zugleich ihr Leben anschauchen.

Erbmann. Bedanke mich für ein solches Versetzen!

Lehrreich. Ich habe hierüber irgendwo ein hübsches Geschichten gelesen, das, obschon ich seine Wahrheit gerade nicht verbürgen kann, doch auch nichts Unmögliches enthält.

Glaubhold. O, ich bitte, es zu erzählen.

Lehrreich. Einmal starb auch ein Bienenvater und hinterließ mehrere Stöcke. Der Tag des Begräbnisses, ein heißer Julitag, war herangekommen und die verwaisten Bienen flogen emsiger als je. Die Leiche war bereits aufgebahrt, und die Nachbarn und Verwandten des Verstorbenen fiengen an, sich um selbe zu versammeln. Nur noch eine halbe Stunde, und die Leiche sollte in den Ort der Pfarrkirche zur priesterlichen Einsegnung und Beerdigung getragen werden: siehe da! jetzt fällt erst dem Sohne des Verstorbenen ein, daß er die Bienenstöcke noch nicht von ihren Plätzen verrückt habe. Augenblicklich springt er mit einem Gehilfen in den nahen Biengarten und hebt jeden Stock um eine Elle bei Seite. Schon dieß machte die Bienen auf der Stelle unruhig. Vielleicht hatte er auch in der Hast die Stöcke ein wenig unsanft niedergesetzt, kurz: die lieben Stachelthierchen wurden wüthend, stürzten im Sturme auf die ungewohnte Leichenbegleitung und sprengten sie nach allen Seiten hin in die Flucht. Natürlich, auch die Leichenträger mußten Reißaus nehmen. Was nun anfangen? — an ein baldiges besänftigt werden der Bienen war nicht zu denken! — und die Zeit drängte! — „Nur Bienenkappen her!“ hieß es endlich. Und wirklich, es half kein anderes Mittel, — die Träger mußten sich verkappen. Nun war possierlich anzusehen: wie die Träger, gleich geharnischten Rittern, oder besser verglichen, wie lauter Bienenväter, die Bahre eine gute Strecke, bis außer dem Bereiche der Bienenstachel trugen. Hier aber

schlossen sich erst die flüchtig gewordenen Nachbarn und Vettern der Leiche wieder an.

Glaubhold. Hahaha! Das kommt mir vor, als wenn in einer Stadt ein ehrfamer Meister von seinem Handwerke oder seinen Zunftgenossen zu Grabe begleitet wird.

Lehrreich. Der Bienenvater wurde also standesmäßig begraben. Das war aber auch neben bedeutendem Schaden der einzige Nutzen, den das abergläubige Versehen der Stöcke bewirkt hatte.

Nun gieng die Gesellschaft auseinander. Die Söhne des verstorbenen Moll waren dabei die aufmerksamsten Zuhörer. Auf dem Heimwege sprach der jüngere: „Alles, was wir gehört haben, müssen wir der Großmutter erzählen und sie zugleich wegen ihres Aberglaubens ein wenig auslachen. Was sie dazu sagen wird!“ — „Sie hängt am Alten und Herkömmlichen,“ sprach der ältere, „und wird antworten: Die Alten waren auch keine Narren; die Jungen aber wollen alles besser wissen und nichts mehr glauben. — Das wird sie sagen; und wir müssen sie schon dabei lassen, ihres Alters wegen. Und richtig! gerade so lautete die großmütterliche Meinung.“

10.

Der gute Erfolg.

(Als Schluss.)

Seit der Zeit, wo der Gutsherr Lehrreich dem armen Schuhmacher Glaubhold einen Bienenstock geschenkt und zugleich die Eingang erwähnte Bienenstiftung errichtet hatte, waren zehn Jahre verflossen. Nun summten zu Eichenthal die Bienen in allen Ecken und Enden. Sechs Häusler auf der einen Seite des Dorfes besaßen jetzt durch die Wohlthat der Stiftung Bienenstöcke, und Glaubhold, Erbmann und Hättich darunter, verkauften schon längst alle Jahre alte und junge Stöcke, weil sie, laut der dritten Bedingung der Stiftung, nicht mehr als zehn Stöcke halten durften. Drüben

aber in der Häuserreihe der Landwirte zeichneten sich besonders als Bienenwirte die Gebrüder Moll und Sepp aus. Auch mehrere von ihren Nachbarn, durch ihr Beispiel ermuntert, hatten sich Bienenstöcke angeschafft und solche von den Handwerkern herüber gekauft. Herr Lehrreich fuhr dabei fort, einem jeden in der Bienenfache Helfer, Rathgeber und Lehrer zu sein.

Und so vermehrten sich die Bienenstände von Jahr zu Jahr, und zwar nicht nur in Eichenthal, sondern auch in den angränzenden Ortschaften; denn das Beispiel zieht zur Nachahmung. So verschwanden auch Irrthum, Vorurtheil und Aberglauben in Betreff der Bienen immer mehr aus dem Dorfe und der Gegend, und ein vernünftiger, razioneller Betrieb der Zucht trat an ihre Stelle. So wurde Bienenliebe und Bienenwissenschaft einheimisch, giengen von den Vätern auf die Söhne über, und diesen wurde die Bienenpflege bald eben so zur Gewohnheit, wie die Zucht anderer Hausthiere.

Aber auch der Bienennutzen wurde allenthalben sichtbar. Die Hauswirte verkauften jetzt Honig, Wachs und Schwärme und strichen mit Wohlbehagen manches hübsche Stümmchen ein, wovon sie vor zehn Jahren nicht einmal geträumt hatten. Die Hausmütter ersparten durch den Haushonig geringerer Sorte manchen Groschen und Gulden, der sonst für Syrup, Zucker und Pfefferkuchen zum Krämer gewandert war; auch fehlte es jetzt in der Speisekammer nicht an scharfem Essig und lieblichem Meth, welche beide sie haushälterisch aus dem Abgangshonig bereiteten. An Festtagen, bei Hochzeits- und Gevatteressen, überhaupt bei wechselseitigen Besuchen und anderen Gelegenheiten hatte man jetzt stets ein Gericht mehr als sonst auf dem Tische, nämlich einen Teller voll der schönsten Honigscheiben. Mancher, der früher den Honig kaum dem Namen nach kannte, konnte nun bisweilen an der edlen Süßigkeit sich bis zur Sättigung gütlich thun. Endlich auch für die Kinder hatte ein süßes, goldenes Zeitalter angefangen; warum? — es regnete nun in den meisten Häusern Brot- und Semmelschnitten mit Honig, und nicht nur Hände und Finger, sondern auch die Zungen hatten vollauf zu thun, sollte ihnen der süße Flüchtling nicht davon laufen.

Der wackere Gutsherr Lehrreich erlebte noch den Flor der

Bienenzucht zu Eichenthal und sah die Früchte seiner edlen Bemühung. Er freute sich im stillen Herzen darüber. Man zollte ihm aufrichtigen Dank, und vorzüglich die Häusler, als Nutznießer der Bienenstiftung, verehrten ihn als ihren Wohlthäter. Seinem menschenfreundlichen Herzen genügte aber schon das bloße aber lohnende Bewusstsein, unter seinen Mitmenschen etwas Gutes gestiftet zu haben.

Viertes Hauptstück.

Volkmanns fernere Lese-Unterhaltungen von den
Bienen — im Winterstübchen.

1.

Ein Räthsel,

gemacht aus einem andern Räthsel.

Einst sprach zu seinen Gästen

Ein Held als Bräutigam:

„Ich gebe euch zum Besten

„Ein Räthsel, wunderbar;

„Es lautet so:

„„Irgendwo

„„Gieng vom Esser Speise aus,

„„Und vom Starken süßer Schmaus.““ —

„Nun Hochzeitsgäste! rathet weise,

„Wie hieß der Esser? wie die Speise?“ —

Die Gäste strengten lange

Umsouft die Köpfe an;

Schon wurde ihnen bange,

Weil Wetten man gethan;

Dann hat zum Glücke Weiberlist

Verrathen, wie die Sache ist.

Wie hießen also Held und Speise?
Der Esser? und der Starke? — Leise
Darf ich nur so viel rathend sagen:
„Ihr müßt das Buch der Bücher fragen!“ —

Dazu eine biblische Erzählung.

Samson, der gefeierte Held in Israel, von Gott mit außerordentlicher Leibesstärke begabt und in seinem Kampfe mit seinen Feinden, den Philistern, ein Vorbild des mit dem Satan und dessen Anhang streitenden Heilandes, gieng einst — so lesen wir im Buche der Richter 14. Kap. — aus der Gegend Saraa hinab in die Philisterstadt Thamnatha. An den Weinbergen der Stadt stürzte ihm ein junger, vor Hunger brüllender Löwe entgegen. Samson ergriff und zerriss ihn in Stücke, wie ein junges Böcklein, und ließ ihn liegen. Nach einiger Zeit gieng er denselben Weg nach Thamnatha und zwar zu seiner Vermählung mit einer Philisterin; und es waren seine Ältern mit ihm. Nun bog er ein wenig ab und auf den abseitigen Platz hin, wo er den Löwen zerrissen hatte. Und siehe da! er fand zu seiner Verwunderung in dem Rachen des todten Löwen einen Bienenschwarm mit bereits angebauten Honigscheiben. Er nahm einige in die Hand, aß auf dem Wege davon und theilte davon auch seinen Ältern mit, verschwieg diesen aber, daß er sie aus dem Rachen des Löwen genommen.

Hierauf hielt Samson zu Thamnatha Hochzeit, deren Festlichkeit sieben Tage dauerte. Nach morgenländischer Sitte wollte man sich dabei auch mit Räthseln unterhalten, und es war eben die Reihe an dem Bräutigam, den Gästen ein Räthsel aufzugeben. „Wohlan,“ sprach Samson, „ich sage euch ein Räthsel; löset ihr es binnen den sieben Hochzeitstagen, so gebe ich euch dreißig feine Ober- und Unterkleider; löset ihr es aber nicht, so müßt ihr mir dreißig solche Kleider geben.“ — „Es gilt!“ riefen die Hochzeitsgäste, und es war also nach morgenländischer Sitte eine Kleiderwette gemacht. Dann sprach Samson:

ob der Bienenschwarm wirklich in ein stinkendes Löwen-Nas hätte einziehen und sich darin anbauen müssen; was der Natur der Keulichkeit liebenden und Nasgeruch verabscheuenden Biene widerspricht; oder, wenn es doch geschah, nur durch ein Wunder, wozu jedoch der Zweck nicht wichtig genug war, und was deshalb noch weniger zu glauben ist, hätte geschehen können.

Wer jedoch von der Natur der Biene und zugleich von der damaligen Beschaffenheit des h. Landes, wo sich das Erzählte zuge- tragen, gehörige Kenntniss besitzt, der kann sich dasselbe ganz einfach und natürlich erklären, und hat sowohl weder Ursache, es für eine Unmög- lichkeit oder Fabel, noch für ein Wunder zu halten.

Im Buche der Richter, 14. Kap., wo das Ereignis erzählt wird, heißt es, Samson habe den Schwarm mit angebauten Honig- waben „im Rachen des Löwen“ (in ore leonis) gefunden, und keine Silbe spricht dabei davon, dass dieser Rachen noch ein stinken- des Nas gewesen, und die Bienen in ein solches eingezogen wären. Es konnte, ja es mußte nur das fleischlose Gerippe des Löwen mehr da liegen, und dass sich die Bienen in ein solches haben hineinlegen und darin anbauen können, ist durchaus keine Unmöglichkeit.

Um dieß zu begreifen, vergesse man nur unser kaltes nördliches Klima, und denke an das entgegengesetzte Palästina's. In Böhmen z. B. würde ein Löwenaas wochenlang die Luft verpesten, während es in Palästina durch die asiatische Hitze schon nach wenigen Tagen verwest und vertrocknet erscheint. Dazu denke man sich noch die Schwärme von Insekten und die Menge der Raubthiere als Nas- vertilger. Man braucht nicht erst viele Reisebeschreibungen des Mor- genlandes, sondern nur die h. Schrift zu lesen, um zu der Über- zeugung zu gelangen, dass in Palästina zu Zeiten Samsons, und früher und später, nicht nur Löwen, sondern auch viele andere wilde und Raubthiere vorhanden gewesen sein mußten, als: Wölfe, Hyänen, Schakale, wilde Hunde, Füchse, Raben, Geier, Adler u. s. w., die sich vom Nase nähren. Fast auf jedem Blatte erwähnt die Bibel solcher Thiere, und in Betreff der letztgenannten pflegte man noch zu Jesu Zeiten in Judäa sprichwörtlich zu sagen: „Wo ein Nas ist, werden sich auch die Adler versammeln.“ (Luk. u. Matth.)

Hiedurch wird es denn allerdings möglich und glaublich, daß Samson, als er nach einiger Zeit, und selbst schon nach einigen Tagen — nach der Tödtung des Löwen — dessen Kadaver oder Aas wieder auffuchen wollte, statt desselben nur den nackten Schädel, den fleischlosen Rachen, kurz, das geruchlose Skelet des Löwen, und also kein stinkendes Löwenaas gefunden habe.

Nun ist federleicht zu beweisen, daß auch der Schwarm in diesem Gerippe sich gelagert, zunächst im Schädel oder Rachen sich angebaut und hier Honig aufgespeichert haben könne.

Zuerst eine Parallele oder ein gleicher Fall. Der Geschichtschreiber Herodot erzählt im fünften Buche seiner Geschichte: „Die Bürger zu Amathusia auf der Insel Cypren hatten ihrem Könige Dnesilus den Kopf abgeschlagen und denselben an das Stadthor aufgehängt. Nachdem daran das Fleisch verzehrt war, legte sich in den Schädel ein Bienenschwarm und fieng an, darin Honig zu sammeln.“ —

Was also auf Cypren unter einem ebenfalls heißen Himmelstrich geschah, konnte wohl auch in Palästina geschehen. —

Nun führen wir den Beweis ferner vom h. Lande aus, und aus der Natur der Biene selbst. Bienen gab es im heiligen Lande in Menge. Dieß beweist schon die einzige Stelle der h. Schrift, welche Kanaan das Land nennt, „wo Milch und Honig fließt“, und die in den Büchern Moses allein fünfzehnmal vorkommt.

Die Bienen lebten hier theils im Naturzustande oder wild, theils zahm oder gezüchtet. Die wilden Bienen wohnten in Baumhöhlungen, vorzüglich aber in Felsenspalten, und werden als sehr böse beschrieben, daher auch in der Bibel als das Bild heftiger Verfolgung gebraucht. (So 5. Buch Mos. 1. 44 und Jesaias 7. 8.) Reisebeschreiber berichten, daß noch heute in Palästina, besonders aber in den Felsenklippen am todten Meere viele wilde Bienen gefunden werden.

Daß es auch zahme Bienen in dem alten Palästina gegeben habe, davon thun wohl die h. Schriften keine ausdrückliche Meldung, jedoch es läßt sich dieß aus anderen Umständen und Zeugnissen abnehmen. Z. B. Schon der Patriarch Jakob zählt den Honig mit

zu dem Ruhme des Landes, wie andere Produkte, als Balsam, Gewürze, Mandeln u. s. w., von denen man annehmen muß, daß sie ökonomisch gebaut wurden. Auch mußten nach der mosaischen Gesetzgebung eben so die Erstlinge vom Honig als von andern gebauten Artikeln dem Herrn entrichtet werden. (3. Mos. 2.)

Der jüdische Talmud gibt hierüber deutlichere Nachricht. Er erwähnt verschiedener Bienenwohnungen, Körbe von Stroh oder Rohr, zeltförmige, größere und kleinere, solche mit Fenstern; auch spricht er vom Senf als von einer guten Honigpflanze, die jedoch das Schwärmen hindert, u. a. m. In Mischna Sabb. (24. 3.) verbietet er denen, welche Bienen füttern, diesen am Sabbath auch Wasser vorzusetzen, weil sie sich solches selber holen können; und in Babba hatra Tossefta wird die Polizei-Vorschrift gegeben, daß die Bienen fünfzig Ellen von der Stadt entfernt stehen sollen, um nicht Menschen zu stechen. Aus der Zeit Jesu und der Apostel sprechen die Geschichtschreiber Philo und Josephus Flavius ausdrücklich von der Bienenzucht im Judenlande.

Da es also im Lande Kanaan, daher auch zu Samsons Zeiten, genug Bienen, wilde und zahme, und darum auch genug wilde Schwärme gegeben hat, und selbst von den zahmen Schwärmen, wie dieß auch bei unsern Bienen nicht selten geschieht, mancher davon geflogen und als ein wilder sich im Freien eine Wohnung gesucht haben wird; — da ferner laut der Erfahrung auch heute noch Schwärme bisweilen auf die sonderbarsten Gegenstände fallen und sich da anlegen, z. B. auf einem Saatselde, an einem Rain, ja sogar an den Kleidern der Menschen, je nachdem der Bienenhaufen im Fluge ermüdet, oder ein Windstoß ihn da oder dorthin wirft, oder auch die Bienenkönigin allein da oder dorthin fällt: so darf man gewiß auch für leicht möglich halten, daß ein wilder Schwarm zufällig auch in das Gerippe des todten Löwen gefallen sein konnte. Und wieder: da es in einem heißen Lande wie Palästina warm genug ist, daß die Bienen auch außerhalb einer geschlossenen Wohnung Wachs auszuschwitzen und zu bauen vermögen, und selber unsere Bienen ein Ähnliches thun, wenn sie bei ausgebauten Stöcken bisweilen unter dem Bodenbrette im Freien Scheiben verfertigen; da

ferner erfahrungsgemäß ein Schwarm schon gleich in der ersten Nacht einige handgroße Waben zu Stande bringt, und überhaupt ein starkes Volk binnen 24 Stunden 3000—4000 Zellen herstellen kann; da endlich jeder Schwarm bei seinem Abzuge aus dem Mutterstocke eine Mitgift von zwei bis drei Pfunden Honig erhält und solchen gleich in die neugebauten Zellen niederlegt, auch überhaupt ein zahlreiches Volk an einem einzigen Tage guter Tracht zwei bis fünf Pfund Honig und noch mehr einsammeln kann: so ist es abermals weder für eine Unmöglichkeit noch für ein Wunder zu halten, daß der Schwarm in dem Gerippe des Löwen sich schon nach drei oder vier Tagen angebaut, und Samson bei ihm auch schon Honigwaben gefunden hatte.

Nun kann höchstens nur noch ein Skrupel übrig bleiben, nämlich darüber, wie Samson so geschwind und leicht und ungestraft den bestachelten Bienen die Honigwaben nehmen konnte. Welche Kunstgriffe und Vorsicht er bei diesem Honigraube angewendet, und ob er etwa dabei doch einen oder einige Stiche mit davon getragen habe, die er vielleicht nicht achtete, dieß alles war für das Ganze zu unwichtig, als daß er es mit erzählt, und der h. Verfasser des Buches der Richter mit aufgeschrieben hätte.

Übrigens läßt sich voraussetzen, daß man in Palästina, wo so viele Bienen lebten im wilden und zahmen Zustande, und wo man besonders den wilden Bienen oft genug bei mancherlei Hindernissen den Honig genommen haben mag, auch verstanden habe, mit den Bienen umzugehen, und daß auch Samson hierin ein guter Praktiker gewesen sein könne. Auch bei uns schneiden bisweilen geschickte Bienenväter ohne Rauch, ohne Handschuhe und Bienenkappe Honig aus den Stöcken; Samson konnte dieß vielleicht um so bequemer und schneller, da ihn bei diesem Geschäfte keine Wände der Bienenwohnung behinderten. Der Verfasser dieses kannte einen schlichten Landmann, welcher im Sommer nicht einmal, nachdem er schon die Kasse an den Pflug gespannt hatte, um auf den Acker zu fahren, und indem er ein Stück trockenes Brot in der Hand hielt, noch auf ein paar Augenblicke zu seiner Klotzbeute lief, und dieser

in der Geschwindigkeit, und ohne von den Bienen belästigt zu werden, ein Stück Honigwabe raubte — zur Zuspeise.

2.

Honig und Wachs.

Bei Heiden und Christen, Juden und Türken.

Die Biene lebt in allen Welttheilen und unter allen Himmelsstrichen. Auch in Sibirien wird sie gefunden, und höchstens nur die Eskimos und andere Bewohner des äußersten Norden kennen sie nicht. Auch in Amerika, wohin sie erst mit den Europäern emigriert sein soll, ist sie gegenwärtig zahlreich zu Hause. Und an allen diesen Orten gilt ihr Produkt, der Honig, als eine angenehme Speise für Menschen und als köstlicher Leckerbissen.

Der Honig ist vegetabilisch = animalischen Ursprungs, d. h. er entsteht aus dem Pflanzen- und Thierreiche zugleich. Die Biene nämlich sammelt erst süßen Saft nicht nur von Blumen und Blüten, sondern auch von Pflanzenblättern, wo er als sogenannter Honigthau erscheint, von Fichten und Tannen, wo ihn die Fichtenschildläuse aus den vorjährigen Sprossen fließen machen, von den Stängeln und Blättern verschiedener Laubgewächse, auf welchen ihn Blattläuse als Exkremente ausspritzen, von Beeren, Baumobst u. s. w. Auch aufgelöster Zucker, womit man Bienen füttert, ist nichts weiter, als süßer Saft aus Zuckerrohr oder Zuckerrüben bereitet. Und aller dieser Saft verschiedener Art ist noch kein Honig; solcher wird aber daraus, wenn ihn die Biene in der chemischen Werkstätte ihres Thierleibes kocht und läutert und dann in den Zellen aufbewahrt.

Der Honig besitzt arzneiliche Eigenschaften, besonders der reine aus jungen Waben oder der sogenannte Jungfernhonig. Er wirkt reinigend, abführend, zertheilend, verdünnend und auflösend, und wird mit Nutzen bei Engbrüstigkeit, Verstopfung der Eingeweide, bei Halsweh, Entzündungen, bei Schwindsucht und Auszehrung gebraucht.

Aus dem Honig kann ein vortrefflicher und gesunder Meth bereitet werden, das Mulsum der Alten. Bei den alten Deutschen und Slaven und anderen nordischen Heidenvölkern spielte dieser Meth eine wichtige Rolle und vertrat die Stelle des Weines, Bieres und des Branntweins. Ein aus feinem Honig gekochter Meth, gehörig gegoren und abgelegen, gibt einen Wein, der an Geist und Wohlgeschmack dem besten spanischen Weine nicht nachsteht. Ebenso läßt sich aus schlechterem Honig und selbst nur aus dem Spülwasser der Wachsträbern ein scharfer lieblicher Essig ansetzen.

Die heidnischen Griechen und Römer des Alterthumes waren besondere Liebhaber des Honigs und hielten den vom Berge Hymettus in Griechenland für den besten; ja sie glaubten, hier wären die Bienen zuerst erzeugt worden, und alle andere Bienenschwärme der Welt wären nur Kolonien von diesem Gebirge. Auch der Honig vom Berge Hybla in Sizilien wurde geschätzt.

Allerdings ist der Honig nicht überall gleich. Für den feinsten hält man heute noch den von der spanischen Insel Minorca und jenen von Narbonne oder Montpellier im südlichen Frankreich, welcher besonders aus dem dort häufig blühenden wilden Rosmarin von den Bienen eingetragen wird. Im ganzen soll der Honig aus südlichen Ländern schlechter sein, als jener in Ländern gemäßigter Zone. Wirklich ist z. B. illyrischer oder dalmatinischer mit unserem böhmischen Honig, der schon in alter Zeit berühmt war, nicht zu vergleichen. Jener hat einen faden, bloß zuckerähnlichen Geschmack und schmutziggelbe Farbe; dieser aber als Blumenhonig zeichnet sich durch ein köstliches Aroma und durch helle Goldfarbe aus.

Lindenhonig hat einen balsamischen Geruch und Geschmack, so auch der Honig von der Jasminstaude; er taugt besonders in Apotheken. Wald- und Haidehonig ist, was Flüssigkeit und Geschmack betrifft, pechartig und herb. Jener vom Buchweizen sieht braun und trübe aus und ist hitziger Natur. Polnischer oder sogenannter Tonnenhonig ist meistens unrein, jedoch auch der wohlfeilste. Der Gebirgshonig ist schärfer und aromatischer als der Landhonig, dieser aber mild und wohlschmeckend.

Auch giftigen Honig soll es geben.

Darauf deutet schon folgende kurze Fabel hin.

Eine kleine Biene flog
Emsig hin und her und sog
Süßigkeit aus allen Blumen.
„Bienen!“ — rief die Gärtnerin,
Die sie bei der Arbeit trifft —
„Manche Blume hat doch Gift
Und du saugst aus allen Blumen!“
„Ja,“ — spricht sie zur Gärtnerin —
„Ja, das Gift laß' ich darin.“

Diese Fabel mit der Lehre: bei allen Erfahrungen, wo Gutes und Böses beisammen ist, nur das Gute zu benützen, das Böse aber unnachgeahmt zu lassen, spricht von giftigen und schädlichen Blumen, welche gleichfalls von Bienen besogen werden. Dergleichen Blumen sind bei uns fast nur das Bilsenkraut, der Eisenhut, die Wolfsmilch und der Stechapfel. Aber höchst selten erblickt man darauf eine Biene, die meisten noch auf dem Bilsenkraut. Der Instinkt mag die Bienen schon von selbst davon zurückhalten. Ich wüßte auch keinen Fall, daß irgendwo vergifteter Honig vorgekommen wäre. Dessenungeachtet will ich nicht zweifeln, daß ein solcher eintreten könne, z. B. in andern Gegenden, wo etwa eine andere schädliche Pflanze häufig blüht, die, weil gerade bessere Tracht mangelt, von den Bienen auch häufig besucht wird. So z. B. erzählt Xenophon, ein glaubwürdiger Schriftsteller Griechenlands, daß von den 10.000 Soldaten, die er selbst in Asien als Feldherr befehligte, einige in der Gegend von Trapezunt, wo sich sehr viele Bienenstöcke befanden, Honigscheiben ausjogen und davon gleichsam vergiftet worden sind. Sie wurden Betrunkenen gleich, bekamen Erbrechen und Abweichen, einige darunter wurden wie rasend und andere starr wie Leichen. Am folgenden Tage um die nämliche Stunde kamen sie erst wieder zu Verstand, blieben jedoch noch drei bis vier Tage kränklich. Spätere Naturforscher, auf die Erzählung Xenophons aufmerksam, fanden in der Gegend von Trebisonde eine gewisse Staude, welche auch in Koldchis und Mingrelieu wächst, deren Blü-

tenduft betäubt, und wovon wahrscheinlich die Bienen den schädlichen Honig eingetragen hatten, den Xenofons Soldaten genossen haben.

Abgesehen von obiger Erzählung Xenofons, hätte aber der Fabeldichter, wenn er die Biene genau gekannt hätte, dieselbe nicht sagen lassen sollen: „das Gift lass' ich in den Blumen.“ Denn woher hat dann die Biene das Gift in der Giftblase? Solches ist da immer in um so größerer Menge vorhanden, je besser die Tracht ist und je mehr die Biene Honigsaft einsammelt, so dass sie es öfters während des Fluges durch den Stachel von sich spritzt, oder wenn sie sticht, um so reichlicher in die Wunde gießt. Dieß beweiset wenigstens, dass sie mit dem Honigsafte zugleich giftige Bestandtheile aus allen Blumen saugt und solche erst in ihrem Leibe als wirkliches Gift in die Giftblase absondert.

Jetzt zu den alten Hebräern.

Mit diesen trifft man am sichersten in den Schriften des alten Testaments zusammen, welche so häufig vom Honig reden. Wir wollen einige Stellen hierüber betrachten und hiebei größtentheils den Ansichten des Herrn Professors Hafner aus Eichstädt folgen, welcher dieselben in der Bienenzeitung veröffentlicht hat (im Jahre 1851 Nr. 9).

In der heil. Schrift wird der Honig von den Hebräern *Debasch* genannt; allein sie bezeichneten damit mehrere Arten von Honig, z. B. nicht allein den Bienenhonig, sondern auch den Fruchthonig, nämlich einen süßen Saft, der aus den Palmbäumen von selbst floss, oder so wie Trauben- und Feigenaft zu einem Syrup eingekocht wurde. Andere Bibel-Gelehrte wollten unter dem Worte *Debasch* noch eine dritte Art Honig verstanden wissen, nämlich eine Art *Mannahonig*, oder einen süßen Saft, der von einer gewissen Staude träufelte und zwar so reichlich, dass er bisweilen auf der Erde herumsloss und zur Dicke einer Gummi gerann. Dieser Honig wurde für den schlechtesten gehalten.

Wenn es nun beim h. Matth. und Markus heißt: „Johannes

der Täufer aß Heuschrecken und wilden Honig“, so entsteht die Frage, welche Art Honig hier gemeint sei? — Da genannte Stelle sagen will, daß der gegen sich selbst strenge Bußprediger der Wüste eine von gewöhnlicher Nahrung abweichende und schlechte Kost genossen habe, was schon die mitgenannten Heuschrecken andeuten, die nur eine Speise der Armen waren: so ist nicht leicht anzunehmen, daß wirklicher Bienenhonig die Speise des Vorläufers Christi gewesen; indem solcher, auch nur von wilden Bienen, allgemein für ein leckeres Gericht galt, das selbst die Bornehmsten aßen, und der sich nicht mit der schlechten Heuschreckenkost zusammengereimt hätte. Auch selbst der köstliche Trauben-, Datteln- oder Feigensyrup will sich mit den geringen Heuschrecken nicht wohl zusammenschicken. Annehmbarer aber wäre der rohe Saft, der aus den Palmbäumen floss; wobei der Ausdruck „wilder Honig“ auch so viel als „Waldhonig“ bedeuten könnte. Am besten jedoch entspricht es dem Sinne obiger Stelle, wenn man die dritte Art Honig, den Manna- oder Staudenhonig annimmt; denn dieser war der schlechteste und vermuthlich in der Wüste, wo Johannes sich aufhielt, der häufigste.

Ferner, der schon im vorhergehenden Abschnitte besprochene Bibelausdruck „Das Land, das von Milch und Honig fließt“ bezeichnet nicht allein Palästina im allgemeinen und bildlich als ein honigreiches Land, sondern auch im buchstäblichen Sinne als ein Land, wo in der That Honig fließt. Im 1. Buch Sam. 14. nämlich wird erzählt: Jonathan, der Sohn Saul's, sei im Kriege gegen die Philister mit seinen Helden in einen Wald gekommen, wo Honig floss, und habe die Spitze seines Speeres in den Honig getaucht, zum Munde geführt und sich so in seiner Ermattung gestärkt.

Solche Honigströmungen mögen häufig vorgekommen sein. Sie kamen aus den Wachsgebäuden der wilden Bienen, die sich an Bäumen oder in Felsenklüften angesiedelt hatten, wo sie unentdeckt oder wenigstens ungezeidelt blieben, und wo der überflüssige Honig in heißen Tagen von selbst ausfloss und auf der Erde fortlief. So z. B. geschieht „von Honig aus Felsen“ ausdrückliche Erwäh-

nung in dem herrlichen Liede des fünften Buches Mos. 32, 13. wo es heißt:

„Er (Gott) ließ es (das Volk Israel) einherfahren über des Landes Höhen,
Und es aß die Früchte des Landes.
Er ließ es Honig aus Felsen saugen,
Und Öhl aus Kieselgestein!“ —

Und wieder im 80. (81.) Psalm Davids 17.:

„Er speiste sie mit dem Marke des Getraides,
Und sättigte sie mit Honig aus Felsen.“

Auf diese Weise konnte man also wirklich sagen: „es floss das Land von Honig“, und dieser Umstand mag so eben zur angeführten Redensart und Benennung des h. Landes Veranlassung gegeben haben.

Weiter spricht Prof. Hasner in der Bienenzeitung: „Der Honig war dem Hebräer nicht etwa ein bloßes Naschwerk; er ward ihm vielmehr zum nothwendigen Lebensbedürfnisse.“ „Die Hauptbedürfnisse für das Leben des Menschen sind“, — sagt der weise Sirach — „Wasser, Feuer, Eisen, Salz, Waizenmehl, Honig, Milch, Traubenblut, Kleidung.“ (39, 26. (31.) Honig stand so mit dem Hebräer auf gleicher Stufe der Unentbehrlichkeit, wie Mehl und Milch, und wurde in jedem Hause gegessen oder verkocht. Den Honig ließ er sich aber auch wohl schmecken; er zählte ihn unter seine delikatesten Speisen. „Der Biene Erzeugnis hat den Vorzug unter den Süßigkeiten“ sagt Sir. 11. 3. Er verglich mit dem Honig das Manna, das seine Altväter in der Wüste als Himmelsbrot aßen (2. Mos. 16. 31. Psalm (77. 78. (24.); Honig gab ihm Stärke in Müdigkeit und Ermattung (1. Sam. 14. 25. 2. Sam. 17. 29.); Honig war mit die erste Nahrung der Kinder (Jesai. 7. 15. 22.); er wurde einem willkommenen Gaste vorgesetzt (Luk. 24. 42.) u. s. w.

Den Honig aß der Hebräer sowohl lauter, als verkocht; namentlich wurde er auf dünne Brotkuchen gestrichen, bevor solche gebacken wurden. (2. Mos. 16. 31.) Als den besten Honig erkannte er auch den, welcher von selbst aus der Wabe floss, den Träufelhonig, dessen öfters in der Bibel gedacht wird. Auch unmittelbar aus den Scheiben sog er den süßen Inhalt. (Hoheslied, 5, 1.)

Der Honig gewährte den Israeliten einen Theil des Nationalreichthums; denn er war ein berühmter Handelsartikel, der in's Ausland gieng. Nach Ezechiel (27, 17.) brachte Juda und Israel nebst Waizen, Öhl und Balsam auch Honig nach Tyrus, der alten und großen Handelsstadt in Phönizien, und es läßt sich annehmen, daß sie auch andere Märkte damit versahen. — Mit Honig machte man Geschenke, um sich jemandes Gnade oder Gunst zu verschaffen. Schon der Patriarch Jakob ließ unter andern gepriesenen Früchten des Landes seine Söhne auch Honig nach Ägypten mitnehmen, um bei seinem Sohne, dem Vizekönig Josef, Gnade zu finden (1. Mos. 33, 11.); die Gemahlin des Königs Zeroboam bringt nebst Broten und Kuchen auch einen Krug Honig zum Profeten Achias, um sich eine günstige Antwort in Betreff ihres kranken Sohnes zu erwirken. (3. Kön. 14, 3.)

Die Profeten und Psalmlisten der Schrift, gewöhnlich in Bildern und Gleichnissen redend, zogen auch dieses süße Landesprodukt mit in ihren dichterischen Bereich, um religiöse und andere Wahrheiten sinnbildlich darzustellen. Mit Honig vergleichen sie Liebliches, Angenehmes und Kostbares in menschlichen und göttlichen Dingen; mittels des Honigs geben sie sonstige Lehren. 3. B.

Wie Honig im Munde ist das Andenken eines frommen Mannes (Sir. 49, 1.); eine sanfte, liebreizende Sprache, freundliche Worte sind träufelnder Honigseim, oder Milch und Honig unter der Zunge (Hoheslied 4, 11. — Sprüchw. 5, 3. 16, 24.); Honig essen ist so viel als eine köstliche Nahrung genießen (Ezech. 16, 13. 19.); die Braut im hohen Liede isst ihre Scheibe mit Honig, d. i. sie erfreut sich an einem schmackhaften Hochzeitsmahle (5, 1.); Honig mit Füßen treten ist frevelhaft und geschieht nur von einem übersatteten Menschen (Sprüchw. 27, 7.); Ströme von Honig sind so viel als üppiges Glück (Job 20, 17.); mit Schätzen von Waizen, Gerste, Öhl und Honig erkaufen sich zehn Israeliten ihr Leben vom Feinde. (Jerem. 41, 8.) — Auch wird gewarnt vor übermäßigem Honiggenuss. „Zu viel Honig essen ist nicht gut.“ (Sprüchw. 25, 16. 27.)

Der alte Israelit kannte, wie wir wissen, kein höheres geistiges

Gut, als das durch Moses gegebene göttliche Gesetz. Wollte er nun von der Vortrefflichkeit dieses Gesetzes sprechen und von dem Genusse, welchen ihm die Betrachtung desselben und die Versenkung in dasselbe gewährte, so verglich er es mit Honig und Honigseim, setzte es bald diesen gleich, gewöhnlich noch über sie. Wie Honig süß war für seinen Mund, so war die Lehre der göttlichen Weisheit süß für seine Seele (Sprüchw. 24, 13. 24.); das Andenken an diese Weisheit gieng ihm an Süßigkeit über Honig, und ihr Besitz über Honigseim (Sir. 24 [20.] 27.). — So setzte er auch die Aussprüche Gottes und seiner gerechten Gebote über Honig und Honigseim (Ps. 118 [119] 103. Ps. 18, [19] 10. 11.). Eben so waren die den Propheten Ezechiel und Johannes gewordenen Offenbarungen, von denen es bildlich heißt: daß sie dieselben in und mit einem Buche gegessen hätten, wie Honig wohlschmeckend. (Ezech. 3, 3. Offenb. 10, 9. 10.)

Soviel also über den Honig aus den biblischen Schriften. —

Auch der Talmud gibt einigen Aufschluß über den Honig der Hebräer; wie der Israelit Epstein in einem längeren Aufsatze der Bienenzeitung (Nr. 19, Jahrgang 1852) berichtet. Nach demselben stand der Bienenhonig höher im Werte, als der Frucht-, Feigen- und Dattelhonig; und wer ein Gelübde gethan, sich des Honigs zu enthalten, durfte dennoch Dattelhonig genießen. Der Honig wurde auch noch in späterer Zeit höher als der Wein geachtet. So heißt es z. B. in Babba Kama 10, 4.: „Der eine kommt mit einem Fasse Wein, der andere mit einem Gefäße voll Honig. Bricht nun das letztere, und der Besitzer des Fasses mit Wein gießt den Wein aus, um den Honig zu retten, so hat er nur Lohn zu beanspruchen.“ Honig wurde sowohl zum Essen, als zur Medizin gebraucht. Aus Honig wurde ein Getränk bereitet. Dem Honig mischte man Senf oder Wein und Pfeffer bei, und dieß war sogar am Sabbathe erlaubt. Milch und Honig zusammen genossen wurde für sehr zuträglich gehalten, letzterer besonders für Greise. Honig wurde zum Heilen der Wunden, auch als Mittel gegen Gift, gegen Herzleiden, gegen Bräune empfohlen.

Zuletzt erwähnt Prof. Hafner noch, daß der Geschichtschreiber

Josippus berichtet, König Herodes der Erste habe den Leichnam einer jungen Hasmonäerin, die durch einen Sturz vom Dache ihres Hauses ihr Leben endete, um ihm nicht in die Hände zu fallen, sieben Jahre in Honig aufbewahrt, indem er sie auch im Tode noch liebte. Doch dieser Honiggebrauch war den Israeliten nicht eigen, sondern den Griechen und Römern. Herodes war auch ein Ausländer, ein Idumäer, und ahmte hierin fremde Sitte nach. Auf ähnliche Weise hatte — wie Josephus Flavius schreibt — der römische Antonius die Leiche des von Pompejus vergifteten Aristobolus, in Honig aufbewahrt, nach Judäa geschickt, um daselbst in der königlichen Gruft beigesetzt zu werden.

Man sieht hieraus, dass der Honig auch zur Einbalsamierung der Leichen verwendet wurde.

Endlich was die Türken anbelangt, so lieben diese, wie überhaupt alle Asiaten, den Honig besonders. Hunderte von Zentnern werden daselbst alljährlich von den griechischen Inseln nach Konstantinopel und in's Serail des Sultans gebracht und dort verspeist. Der Koran Mahumeds (Religions-Gesetzbuch der Türken) enthält auch eine Sure (Regel), die 16. mit dem Titel „die Biene,“ worin folgende Stelle steht: „Und der Herr lehrte die Bienen, sagend: Baue dir Häuser in den Bergen und in den Bäumen mit solchen Stoffen, womit Menschen zu bauen pflegen. Iss dann von allen Früchten und gehe auf den Wegen, welche der Herr dir angewiesen. Aus ihren Leibern kommt nun eine Flüssigkeit, die verschieden an Farbe ist und Arznei für die Menschen enthält. Wahrlich, auch hierin ist ein Zeichen für nachdenkende Menschen.“ —

— V o m W a c h s e

ist ebenfalls noch einiges anzuführen. Es ist gleichsam als das Fett der Bienen zu betrachten, welches sich, wenn sie Honig und Blumenstaub genug als Nahrung genießen, in ihren Leibern ansetzt, und zwischen den unteren Halbringen hervorquillt. Über seine Entstehungs- und Verwendungsweise wurde schon im Vorausgehenden das nöthige angegeben. Die Wachscheiben werden in kochendem

Wasser geschmolzen, und dann wird das reine Wachs durch Pressen oder Seihen von den Träbern abgetrennt. Das rohe Wachs ist von gelber Farbe und lieblichem Geruche und ein gesuchter Handelsartikel. Die alten Römer und Griechen überzogen damit, weil das Papier noch unbekannt war, ihre Schreiftafeln und gruben dann mittels Griffeln die Schrift hinein. In den Apotheken verwendet man es zu Salben und Pflastern. Weiß gebleicht dient es, wie bekannt, zu Kirchen- und Tafelkerzen. Überhaupt ist, besonders in unserer Zeit, sein Gebrauch bei verschiedenen Gewerben und Künsten ein vielfacher.

In der heiligen Schrift kommt das Wachs nur insofern vor, als es die Psalmisten und Propheten in ihrer dichterischen Sprache gleichnißweise nennen; woraus man wenigstens entnehmen kann, daß es den alten Israeliten bekannt war und von ihnen als Brennmaterial zur Unterhaltung des Feuers, etwa an Kerzen und Fackeln, verwendet wurde. Es heißt z. B. (Psalm 67 (68) 2.):

„Wie Rauch verwehet, verwehest du sie (die Feinde);
Wie Wachs verschmilzt vor Feuer,
So schwinden die Frevler vor Gott.“

Ähnliche Stellen sind: Psalm 96 (97), 5. Judith 17, 18. Bei dem industriösen Sinne der Israeliten läßt sich voraussetzen, daß sie vom Wachs auch noch auf andere Art Gebrauch gemacht haben.

Anmerkung. Wachs findet sich auch anderswo in der Natur. Der sammetartige Überzug oder Keimel auf Pflaumen und anderem Steinobst ist Wachs. Die Blätter des *Cerotylon* gestoßen und gekocht, geben solches ebenfalls. In Nordamerika wächst der sogenannte Wachsbaum wild, dessen Beeren, wenn sie gekocht werden, Wachs liefern. Sieben Pfund Beeren sollen 2 Pfund Wachs enthalten. Dieses Wachs soll gelbgrün und fester sein als Bienenwachs, bei klarem Lichte brennen, nicht schmelzen und, so lang es frisch ist, Wohlgeruch verbreiten.

Unglücksfälle durch Bienen,

und wie denselben vorzubeugen ist.

„Ah! jetzt kommt es, warum ich den Bienen feind bin!“ so dürfte vielleicht hier ein Bienenfeind denken, der schon einen Bienenstich für ein großes Unglück ansieht und eine summende Biene mit ihrem Stachel mehr fürchtet als einen fluchenden Kosaken mit vorgehaltener Pike. Ich antworte darauf: Ein Bienenstich ist wohl einem zarten Fleische schmerzlich, verunstaltet es auch durch Geschwulst und kann auch in seltenen Fällen sehr schlimme Folgen haben; allein, deshalb darf man doch auch der Biene nicht gleich einen ewigen Haß schwören. Sie hat stets einen wichtigen Entschuldigungsgrund für sich, nämlich den: sie sticht nur denjenigen, der sich als ihr wirklicher Feind dem Stocke naht, oder der unwissender oder unvorsichtiger Weise sich so beträgt, daß sie ihn im Irrthum für ihren Feind hält; oder auch, sie sticht nur dann, wenn gewisse Umstände, die ihrer Natur zuwider sind und vermieden werden könnten, sie zum Zorne reizen. Man gehe z. B. mitten in ein blühendes Klee- oder Esparsettfeld hinein, wo Tausende von Bienen auf den Blüten liegen; und alle, die im Wege sind, werden ausweichen und nicht stechen wollen; wollte man sie aber mit den Armen fechtend von den Blumen mit Gewalt wegzujagen, dann dürfte es freilich leicht einen Stich absetzen. Wenn aber auf diese Art die Biene beim Stechen nicht offensiv, sondern defensiv, d. h. nicht angreifend, sondern abwehrend vorgeht, so kann — wenige Fälle ausgenommen, wo zufällige Umstände die Bienen reizen — die Schuld des Stiches nur an dem Gestochenen selber liegen, der in Unwissenheit oder nur aus Unvorsichtigkeit und Unflugheit sich so benahm, daß er die Biene beleidiget und gereizt und zur Ab- und Gegenwehr herausgefordert hat. Der Verfasser will dieß an einigen Unglücksfällen, die sich wirklich ereignet haben,

nachweisen, und erzählt solche zur Warnung und Belehrung für ähnliche Fälle.

1. Ein kleines spasshaftes Unglück.

Vor einigen Jahren kam durch meinen Garten ein Drahtbinder. Als er das Bienenhaus und darin einige gemalte Bienenstöcke erblickt hatte, gieng er geradenwegs darauf zu und blieb etwa 6—8 Schritte vor demselben stehen. Ich sah aus dem Fenster und rief ihm zu: „Freund, traue den Bienen nicht! Ihr stehet ihnen im Wege, und sie tragen Honig!“ — „O Herr! nix mir stecht Bien! nix, ich gut Freund!“ antwortete er. Kaum waren aber diese Worte gewechselt, als schon einer Biene der ungeheueren Filzhut des Drahtmannes misfallen hatte. Sum! sum! flog sie ihm um den Kopf und fragte vielleicht in ihrer Sprache: „Was willst du, Verdächtiger hier?“ — Der Gefragte wollte sich aber eine nähere Bekanntschaft mit ihr verbieten und schlug mit der Hand nach ihr. Das war übel gethan; denn in demselben Augenblicke fuhr sie ihm in's Gesicht, und gleich darauf auch noch 2 oder 3 ihresgleichen. Jetzt riß der Slowak den Hut herunter, und indem er ihn wie ein Rasender sich um den Kopf schwenkte, sagte er: „Ich sehn — ob Teufel kleine — mir anhaben was; marsch! pritsch! marsch! pritsch!“ — Aber die lieben Bienen verstanden weder gut deutsch noch slowakisch; husch! husch! hatte er ein paar Stiche auf der Schwarte, ein anderes paar auf der Nase, und im nächsten Augenblicke würden sich in seinen langen Haaren vielleicht ein Duzend Bienen eingewirrt haben, wenn er nicht auf einmal zu Verstande gekommen und in's Wohnhaus hineingelaufen wäre. Vor Lachen war ich fast nicht im Stande, die gute Lehre herauszubringen, daß er ein andersmal wohlgemeinten Rath besser beherzigen möge.

Hierauf bekam er im Hause Drahtarbeit, während welcher sich die Folgen der Bienenstiche so weit entwickelten, daß er hernach beim Fortgehen nicht bloß — wie man zu sagen pflegt — mit

einer langen Nase abzog, sondern überhaupt mit einer tüchtigen Klumpnase. Und diese war diesmal das ganze Unglück.

Will man nun einem solchen oder ähnlichen Unglücke ausweichen, so werde man aus fremdem Schaden klug und thue folgendes:

a) Man störe die Bienen nicht unnöthig. Sich ihnen aber während des Fluges in den Weg stellen, ist auch eine Störung. Die Bienen sind in diesem Falle wie gewisse Menschen, die, wenn sie in ihrem Amte handeln, in Wichtigthuerei keinen andern respektieren; sie werden grob und stechen.

b) Man lasse sich mit keiner Biene in den Kampf ein, sonst zieht man den Kürzeren. Jede hastige Bewegung vor dem Bienenstande, besonders eines Gegenstandes von auffallender Farbe, z. B. mit einem schwarzen Hute oder weißen Tuche, fordert die argwöhnischen Bienen heraus, erst wenn man gar mit der Hand unter sie schlägt. Wird man hier von der ersten Biene angefallen, so bleibe man entweder ganz ruhig stehen, indem man zugleich das Gesicht ein wenig mit den Händen verdeckt, oder gehe langsam fort, aus der Sonne in den Schatten; die Biene erkennt darin, daß man kein wirklicher Feind sei, und fliegt wieder fort. Letzteres muß umsomehr geschehen, wenn man etwa schon einen Stich erhalten hat, weil sonst der Nothruf der erzürnten Biene und der säuerliche Geruch ihres beim Stiche verspritzten Giftes schnell mehrere Nachgehilfsinnen herbeirufen, und es dann Stiche regnen kann.

c) Wer aber doch eine kurze Zeit vor den Stöcken stehen bleiben will oder vor denselben vorübergehen muß, der thue beides in ruhigem Zustande, und wende stets dabei mehr das Gesicht als den Rücken gegen die Stöcke. Jene Bienen nämlich, welche eben ausfliegen, sind leer und weichen eine Zeit lang dem vorstehenden Gegenstande aus; die aber aus dem Felde heimkehren, sind beladen und schießen in gewohnter Richtung den Stöcken zu. Letztere stechen daher augenblicklich, wenn sie an einem verwundbaren Theile anstoßen; man muß ihnen daher den Rücken zeigen.

2. Ein kleines unverschuldetes Unglück.

Einmal befand sich in meinem Orte ein Fräulein aus der Hauptstadt. Das Mädchen hatte auch mich ein paar Mal besucht, und ich mußte ihm meine Bienenstöcke zeigen und erklären. Eines Tages kam es mit verdrießlicher Miene und sprach: „Sie sagen, die Bienen stechen nicht, wenn man sie nicht beleidiget. Nun gieng ich über die Gasse, wo nirgends ein Bienenstock zu sehen ist, und erhielt auf ganz unschuldige Weise einen Stich in den Hals. Sind doch garstige Thierchen — die Bienen!“ Wirklich, das Fräulein hatte einen Stich im Nacken.

Dieser Fall ist sehr selten, aber er kann sich durch Zufall ereignen. Ein Windstoß mag die Biene dem Mädchen an den Hals geworfen, und diese konnte sich zugleich hier in den Haaren des Nackens mit ihren kleinen Fußhäkchen verfangen haben; was den Stich zur Folge haben mußte. Da jedoch der Stachel augenblicklich aus der Wunde gezogen wurde, so schwoll diese kaum sichtbar an, und bloß der kurze Schmerz war das ganze Unglück des Prager Kindes.

Wer könnte nun um eines solchen Unglückes willen der Biene zürnen und sie etwa für gefährlicher halten, als ein anderes Hausthier? Geschehen nicht hundert andere kleine und große Unfälle bloß durch das zufällige Zusammentreffen verschiedener unvorhergesehener Umstände? — Auch mein sonst immer freundlicher Schoßhund kann mich plötzlich in den Fuß beißen, wenn dieser in der Nähe seines Mauls steht, und zufällig ein anderer ihm auf das Bein tritt. Auch das bestgebauete und bestbediente Lokomotiv kann unvorhergesehener Weise seine ganzen Passagiere über den Eisenbahndamm werfen, wenn zufällig in seiner Maschinerie etwas bricht, oder plötzlich ein hinderlicher Gegenstand auf den Schienen liegt.

Aus dem gegenwärtigen Bienenunfall lassen sich aber besonders zwei Verhaltensregeln entnehmen:

a) Wer mit den Bienen näheren Umgang haben muß, trachte zu verhüten, daß diese mit haarigen Gegenständen in Berührung kommen, z. B. mit dem Kopshaar, mit Pelzkleidern, mit behaarten Thieren. Die Biene hat an ihren Füßen zwei krumm

gebogene Klauen, womit sie an den Haaren hängen bleibt, darüber böse wird, sich dann immer mehr einwirrt und, wo möglich, sticht. Man gehe daher besonders nicht ohne Kopfbedeckung vor den Bienenstand.

b) Wer ja von einer Biene gestochen wird, kratze in demselben Augenblicke mit dem Nagel des Fingers den Stachel aus der Wunde; denn an dem Stachel hängt zugleich die ganze Giftblase, und diese läßt, wenn sie nur eine Sekunde Zeit hat, ihren ganzen Inhalt durch die Höhlung des Stachels in die Wunde fließen. Je mehr Gift aber in der Wunde, desto größer wird die Geschwulst. Das schnelle Entfernen des Stachels ist das natürlichste und darum auch das beste Mittel gegen die Geschwulst des Bienenstiches. Alle anderen Mittel, als: aufgelegte kühle Erde, Lilienöl, Salmiakgeist, Zwiebelsaft u. dgl. sind nicht immer gleich bei der Hand und helfen nicht bei jedem.

3. Ein etwas größeres Unglück.

Als ich vor vielen Jahren zu L. in der Bienenzucht selbst erst zu praktizieren anfing, hatte mein Freund, der dortige Wirtschaftsbeamte K., in seinem Bienenhäuschen einen schweren Magazinstock, der vollgebaut hatte, und dessen Bienen haufenweise vorlagen. Es mußte ihm also ein leeres Kästchen untergesetzt werden. Eines Tages gegen Abend wollten wir dieses Geschäft vornehmen. K. nahm seinen Schaffer dazu, der ein kleiner stämmiger Mann und sehr schwermüthigen Temperaments war. Wir hatten wohl alle drei Bieneckappen aber keinen Rauch. K. und der Schaffer wollten den Stock aufheben und ich sollte dann das Kästchen unterschieben. Da es dazu gekommen war, stand der Stock etwas zu hoch, so daß der kleine Schaffer ihn nicht genug heben konnte. Ich schob nun wohl das Kästchen ein gutes Stück unter, allein weiter giengs durchaus nicht. Jetzt stürmten die Bienen mit Gewalt auf uns ein. Während der beschwerlichen Arbeit verschoben sich noch bei den Hebern die Bienenhauben, und jetzt hieß es: Lauf' wer laufen kann! — Wir ließen also alles stehen und suchten unser Heil in der Flucht

und unter den Stauden des Gartens. N. lachte noch wacker, als er vor sich seinen Schaffer das erstemal in seinem Leben, wie er sagte, laufen sah; aber er selbst trug unter der Kappe fünf oder sechs Bienen, die ihm den Hinterkopf ordentlich zerstoßen hatten. Nach einer kleinen Viertelstunde sah N. aus, wie eine Leiche, bekam am ganzen Körper Jucken und weiße und rothe Flecke, kurz ein Nesselfieber, und mußte das Bett suchen. Am andern Tage war er jedoch wieder gesund. Ich, viel schwächer als N., hatte mehrere Stiche in die Hände erhalten, spürte jedoch, eine unbedeutende Geschwulst abgerechnet, weiter keine üblen Folgen. Ebenso der harthäutige Schaffer.

Am andern Tage überlegten wir uns erst den Vorfall gehörig, und wußten jetzt freilich wohl, worin wir gefehlt hatten. Nach vieljähriger Erfahrung weiß ich dieß jetzt wohl noch besser, erzähle daher zur Warnung für andere das Stückchen, und gebe für ähnliche Fälle folgende Verhaltensmaßregeln.

a. Bei schwierigen Operationen mit den Bienen bereite man erst alles dazu vor, auch Rauch, welcher sie demüthiget, auch Wasser zum Anspritzen, nämlich beim Schwarm einfangen, und wenigstens für furchtsame oder empfindliche Gehilfen gutschließende Bienenkappen. Handschuhe nehmen nur sehr zärtliche Gehilfen, die nicht viel zuzugreifen brauchen. Durch lederne stechen die Bienen, lassen die Stachel darin, und werden dadurch um so wüthender.

b. Man gehe durchaus väterlich mit den Bienen um, d. h. man quetsche oder tödte nicht leicht eine; sonst schreit das ganze Volk um Rache.

c. Man unternehme gewaltsamere Geschäfte lieber, wenn das meiste Volk im Felde ist, daher nicht morgens oder abends. Hier ist das ganze Volk beisammen, fühlt die Macht seiner vereinten Kräfte und leistet destomehr Widerstand.

d. Man manipulierte bedachtsam, ohne Hast, jedoch mit Entschlossenheit. Wer beim Geschäfte mit den Händen und Armen ängstlich hin- und herfährt und nur Miene macht zurückzuweichen, hat die Bienen auf dem Halse.

Gegen alle diese vier Regeln ist in obigem Reißaus = Stückchen gesündigt worden.

e. Man fange unnöthiger Weise nichts mit den Bienen an unter Umständen, wo sie schon früher gereizt wurden. Z. B. wenn die Stöcke erst gezeidelt worden sind oder Raumanfätze erhalten haben; wenn die Hitze außerordentlich groß, der Flug an Honigthautagen am eifrigsten, und wohl gerade ein Gewitter im Anzuge ist; wenn sie früher gefüttert worden sind; und wenn die Zeit ist, wo ein junger Weisel den Begattungsausflug hält, um welchen dann die Bienen die äußerste Besorgnis tragen.

f. Endlich noch ein kleiner Vortheil: man hauche während der Operation seitwärts, damit der Athem die Bienen nicht unmittelbar berühre, besonders wenn dieser nach genossenen Speisen und Getränken scharf oder unangenehm riechen sollte. Auch ist nicht gut, bei starker Ausdünstung und im Schweiße zu operieren. *)

4. Ein noch größeres dreimaliges Unglück.

a. Im Jahre 1839 trug sich in Bayern im Dorfe Achering folgendes zu: Ein vom eigenen Bienenstande abgeflogener Schwarm ließ sich bei der nicht weit entfernten Hundshütte, in welcher ein ziemlich großer Hund an einer Kette befestiget war, nieder. Wahrscheinlich konnte die Königin nicht gut fliegen und setzte sich unweit der Hundshütte an. Der Hund, durch die Bienen geängstiget, fieng an zu toben und zu reißen; allein je größere Bewegung er machte, desto heftiger fielen die Bienen über ihn her, in der Meinung, seine Wuth sei gegen sie gerichtet. Als die Bäuerin die Angst und das Toben des Hundes sah, wollte sie ihm zu Hilfe kommen und ver-

*) Anmerkung. Das leichte und Gefahrlose der verschiedenen Bienen-geschäfte hängt zum Theil mit von der Art der Bienenwohnung ab. Die vortheilhaftesten in diesem Bezuge sind die neuester Art, mit Dzierzonischer Einrichtung, d. h. worin die Waben an beweglichen Stäben hängen, so daß diese leicht herausgenommen und wieder eingehängt werden können.

suchte es, ihn von der Kette loszulassen; allein die Bienen fielen auch über sie her, stachen sie jämmerlich, und sie mußte, übel zugerichtet, es aufgeben, den Hund zu retten. Der Hund krepierete des andern Tages, und die Bäuerin schwoll so auf, daß man ihr die Kleider vom Leibe schneiden mußte — litt aber sonst keinen Schaden. Der Hund krepierete wahrscheinlich deswegen, weil ihn mehrere Bienen in die Zunge stachen, wodurch er ersticken mußte.

Die Hauptursache dieses Unglücksfalls mag wohl ein unzumäthiger Standort der Bienenstöcke gewesen sein. Für's erste war nicht weit davon die Hundshütte. Schon wegen seiner Ausdünstung und seines haarigen Körpers, noch mehr wegen seines unruhigen Betragens, taugt ein Hund niemals in die Nähe der Bienen. Für's zweite mochten die Bienen ihren Ausflug über den Wirtschaftshof hin gehabt haben, weil der Schwarm sich dort niederließ; indem die Schwärme sich meistens in jener Richtung irgendwo anlegen, wohin die Bienen den gewöhnlichen Flug haben. Letzteres ist immer gefährlich und gefehlt, weil im Hofe überhaupt wenig Ruhe ist, und wie im gegenwärtigen Fall, die Schwärme hineinziehen können. — Die Bäuerin hätte wenigstens so vorsichtig sein und sich mit einer Bienenkappe schützen sollen. Mit einer Gießkanne voll Wasser hätte sie auch den Schwarm bändigen und den Hund retten können. *)

*) Anmerkung. Allen Unannehmlichkeiten mit Schwärmen weicht man aus, wenn man sich Kunstschwärme oder Ableger macht. Man nimmt hiebei einen Haufen Bienen sammt Brut, Honig und Wachs, stellt alles an einen andern Ort und nöthiget so die weisellos gemachten Bienen, sich aus der vorhandenen Brut einen jungen Weisel zu erziehen und auf diese Weise eine selbständige Kolonie zu bilden. Oder man nimmt dem Mutterstock den Weisel, auch wohl nur eine verspündete Weiselzelle und gibt solche mit einem Haufen Bienen sammt einigem Bau zusammen. Das Ablegen geschieht auf verschiedene Art; am schnellsten durch Theilung des Stockes, so daß die eine Hälfte, welche keinen Weisel hat, sich einen solchen machen muß. Dazu müssen aber die Stöcke theilbar sein; solche mit Dzierzonischer Einrichtung sind dazu am schicklichsten. Zu viele Ableger sind schädlich, und jene Ablegerei, wobei Bienen und Brut getödtet und zerschnitten werden, ist schädliche Thierquälerei.

b. Im Frühjahr 1840 ereignete sich in Dachau, gleichfalls in Bayern, ein anderes Unglück. Ein Bauer hatte neben seinem Düngerhaufen einen Bienenstand mit sechs Bienenstöcken. Eines Tages führte er mit zwei Pferden Dünger aus, und es traf sich, daß die Pferde beim Düngerladen ziemlich nahe zum Bienenstand gestellt wurden. Durch das Abwehren der Fliegen mit dem Schweife wurden die Bienen zum Zorne gereizt, und es fielen einige das Pferd auf der Handseite an. Das Pferd tobte nun fürchterlich; der Bauer ergriff den Zaum, aber im Tumulte kam die Spitze der Deichsel bis in den Bienenstand, warf einen Stock um und konnte auch nicht gleich wieder los gemacht werden. Das Handpferd war so glücklich, sich loszureißen, und lief auf und davon; das Sattelpferd aber konnte trotz aller Anstrengung nicht los werden. Die Bienen fielen also zu Tausenden über dasselbe her und stachen es jämmerlich. Es sieng zuletzt an, am ganzen Leibe zu zittern, und streckte die Zunge heraus. Es wurde auch in die Zunge gestochen und war am andern Tage todt. Der Bauer sammt seinem Gesinde wurden beim Versuch, das Pferd auf irgend eine Weise zu befreien, von den Bienen übel zugerichtet und mußten die Flucht ergreifen. Erst nach und nach und durch Vermummung gelang es, das Pferd vom Wagen, und in der Nacht darauf auch den Wagen vom Bienenstande los zu machen. (Aus Bitzhums Monatsblatt für die gesammte Bienenzucht. Nr. 8. Jahrg. 1840.)

Dieses letztere Geschichtchen enthält nicht allein ein Bienenunglück, sondern unter einem auch die Beschreibung eines Bienenstandes, der, wahrhaftig! nach allen Regeln des Unverständes angelegt ist. Hört! ein Bienenstand in der Nähe der Miststätte, wo täglicher Gestank die reinlichkeitsliebenden Bienen ärgert! wo bei der Dungausfuhr dieser Gestank höchsten Grades sie allein schon wüthend machen kann! — ein Bienenstand, wo arme Pferde am Dungenwagen, die bei der Empfindlichkeit ihrer Haut, sich schon gegen Fliegen und Bremsen mit Kopf, Fuß und Schweif verzweifelt wehren, und bei ihrer scharfen Ausdünstung genöthiget werden, sich vor die Stöcke zu stellen und so unvermeidlich die Bienen zu reizen! — ein Bienenstand — sage ich — wo die Deichsel des stinkenden

Wagens die Stöcke umstößt und sich so verrennt, daß weder Menschen noch Thiere sie losbringen können! — Nur, da ist es in der That weder ein Wunder, noch ein Undank, wenn die Bienen ihren Herrn, der ihnen ein solches Plätzchen angewiesen hat, mit dem Verluste eines Pferdes und mit recht vielen Stichen belohnen.

In Betreff des Standortes der Stöcke diktiert der gesunde Menschenverstand folgende Regel: Der Bienenstand werde nur an einem Orte angelegt, wo reine, gesunde Luft ist, also kein Kohlendampf, kein Schwefel- oder Kaltrauch, keine Moderluft, auch keine Ausdünstung von Aborten und Düngerstätten; denn

Wo's an reiner Luft gebricht,

Artet auch das Bienlein nicht; —

ferner an einem Orte, wo die Bienen nicht nur im Winter ungestörte Ruhe genießen und vor Dieben sicher sind, sondern auch im Sommer nicht beunruhiget werden von anderen Hausthieren, als: Gänsen, Hunden, Schweinen, Rindern und Pferden; und an einem Orte, der gehörig eingefriediget ist, in dessen Nähe weder eine Straße noch ein Fußweg vorbeiführt, und wo also weder an Menschen noch Thieren von den Bienen, und auch nicht umgekehrt, an den Bienen von Menschen und Thieren, leicht ein Schaden oder Unglück ange richtet werden kann.

c) Noch wird hier ein drittes Unglück ähnlicher Art — und zwar ein großartiges, — angeführt, wie es in der Bienenzeitung Nr. 16. v. Jahre 1852 von Kiefer, aus dem französischen Zeitungsblatte *Le Siècle* vom 20. Juni 1852, mitgetheilt wird.

„In Beauce, einem Theile des Departements der Eure und Loire in Frankreich, pflegen die Landleute neben ihren gewöhnlichen Arbeiten einen ziemlich beträchtlichen Bienenhandel zu treiben. Haben sie eine große Zahl Stöcke zusammengebracht, so verkaufen sie dann dieselben nach verschiedenen Seiten hin. So hatte ein Bewohner von Guilleville auf einem großen mit einer Mauer umschlossenen Platze ungefähr 250 Stöcke aufgestellt, die mit einer unermesslichen Anzahl Bienen besetzt waren. Neben dieser Umzäunung befindet sich in geringer Entfernung ein Stück Feld, das zu einer Meierei gehört, deren Eigenthümer ein Herr de la Taille ist.

Vergangene Woche nun wollte der Pächter des genannten Herrn eine gewisse Quantität Erde von diesem Feldstücke wegchaffen lassen, das an der Mauer des obgedachten Platzes hinzieht, und beschäftigte mehrere Arbeiter, um längs der Mauer diesen Grund zusammenzuscharren. Nach beendigter Arbeit schickte er einen Knecht her, um den Grund anderswohin zu bringen. Dieser kam mit einem Wagen, der mit 5 Pferden bespannt war. Da dieser aber auf dem Meierhose noch zu thun hatte, so band er die Pferde an einen Baum, und entfernte sich etwa eine Viertelstunde lang.

Sei es nun, dass die Erschütterung, welche die mit der Wegschaffung des Grundes beauftragten Arbeiter an der Mauer verursachten, die Bienen erzürnt hatte, oder dass die jenen Tag mit Elektrizität angefüllte, gewitterschwangere Luft empfindlich auf ihr Nervensystem eingewirkt haben mag, kurz — plötzlich, als ob ein Kommandowort gegeben und befolgt worden wäre, stürzten sie sich massenweise und drönend aus ihren Stöcken und warfen sich wie wüthend auf die an dem Karren angespannten fünf Pferde. In einem Augenblicke waren die armen Thiere gänzlich von ihnen bedeckt. Eine wenigstens zehn Centimetres (beiläufig drei Wiener Zoll) dicke Schicht von Bienen umlagerte den ganzen Körper der Pferde; ihre Nasenlöcher waren damit angefüllt.

Als der Knecht des Pächters zurückkehrte, war eines der Pferde todt und lag ausgestreckt auf dem Boden; die vier andern stampften und wälzten sich vor Wuth und Schmerz, den die tausend und tausend Stiche der Bienen ihnen verursachten. Auf das Geschrei des Knechtes eilte eine große Anzahl Personen herbei. Wie aber die Bienen wegzagen? Das war wahrlich keine kleine Aufgabe. Der erste, der sich näherte, wurde alsobald von einer Menge erzürnter Bienen angefallen und umringt und, um der ihm drohenden Gefahr zu entgehen, fand er kaum Zeit genug, sich in einen benachbarten Teich zu stürzen, wo er untertauchte, so dass das Wasser einige Augenblicke ihm über den Kopf gieng. Der Pfarrer von Guilleville, der es ebenfalls wagte, den Pferden sich zu nähern, ward gezwungen, sein Heil in der schleunigsten Flucht zu suchen. — Endlich kam man auf den Einfall, in Aleynes zwei Feuerspritzen zu holen. Man

eilte hin, und diesem Mittel hatte man es zu verdanken, dass man endlich eine ziemlich große Menge Bienen sich vom Halse schaffte. Doch zu nichts diente dieser Sieg. In Zeit von einer Stunde fielen die andern vier Pferde todt nieder und zerquetschten unter ihren Leichnamen eine beträchtliche Zahl ihrer Mörder.

Es scheint, dass der Bienenzüchter bei diesem Unfalle für mehr als 1500 Franken Bienen verloren hat. Man sagt, er habe sich außerdem verpflichtet, dem Pächter eine Summe von 2500 Franken zu zahlen, um ihn für den Verlust der fünf Pferde schadlos zu halten.

Merkwürdig ist, dass dieselben Bienen wenige Tage vorher auf dieselbe Weise siebenzehn junge Gänse getödtet hatten.“ —

Es ist schwer, über dieses schreckliche Ereignis ein hinlängliches Urtheil zu fällen; indem in der Beschreibung desselben sicher nicht alle Umstände angegeben sind, die dazu beigetragen haben. Doch folgende Punkte mögen zur Erklärung des Ganzen dienen:

a) Bei einer Menge von 250 Stöcken auf einem verhältnismäßig kleinen Raume, ist die ungeheure Anzahl von Bienen einander selber im Wege, und es kann daher manches vorkommen, was sie in Aufruhr und Wuth bringt. Da konnte es wechselseitige Beraubung geben; es konnten Hunger Schwärme ausgezogen und auf andere Stöcke gefallen sein, und da eben Schwarmzeit war, konnten Schwärme von verschiedenen Weiseln sich zusammengelegt oder auf fremde Mutterstöcke geworfen haben, was — wenn gehörige Aufsicht und kluge Abhilfe mangelten, den ganzen Bienenstand in Unordnung und Gereiztheit versetzen konnte. Vermuthlich hat sich selber ein Schwarm an die Pferde angelegt und also das Übel schnell zum Ausbruche gebracht.

b) Das Aufgraben und Zusammenbringen der Erde an der Mauer, hinter welcher vielleicht unmittelbar die Stöcke standen und wohin die Bienen den gewohnten Flug hatten, mag ohne weiters diese sehr erbittert haben; denn diese Arbeit war eine fortwährende Bewegung der Arbeiter mit dem ganzen Körper, mit den Armen und Werkzeugen, welche zur heißen Zeit die Bienen stets sehr übel nehmen. Sonst ganz zahme Bienen in einem Küchengarten wollen

es zu gewissen Zeiten nicht dulden, daß man 10—20 Schritte vom Stöcke entfernt die Erde umgräbt, behackt, die Pflanzen begießt, und so weiter.

c) Noch mehr trug bei, daß — wie bemerkt wird — Gewitterluft war, daher auch Schwüle und Tageshitze und reiche Honigtracht. Unter solchen Umständen werden Bienen leicht böse, wenn sich ihnen nur das geringste Hindernis entgegenstellt.

d) Die ihnen in den Weg gestellten Pferde mit ihrer scharfen Ausdünstung und ihrem Umsichschlagen mittels der Köpfe, Füße und Schweife mußten ihren Zorn erhöhen, und sobald nur einmal einige Stiche gefallen waren, hat das dabei verspritzte Gift sie vollends in Erbitterung versetzt. Jedenfalls hat der Knecht die größte Unbesonnenheit begangen, daß er die Pferde in so gefährliche Nachbarschaft gebracht und noch dazu allein gelassen hat.

e) Gänse in der Nähe der Stöcke können leicht einen ganzen Bienenstand in Wuth versetzen; weil diese Thiere, wenn sie einen Stich erhalten, heftig mit den Flügeln schlagen, dabei wegen ihrer weißen Farbe den Bienen besonders auffallen, und weil die Bienen mit ihren Krallen an den Federn eben so hängen bleiben, wie an Haaren. Da — wie es heißt — erst vor kurzem von denselben Bienen siebzehn Gänse getödtet wurden, so konnte auch dieser Umstand beigetragen haben, daß die Pferde nun um so erbitterter angefallen worden sind.

Im ganzen geht aber aus der Geschichte hervor, daß jedenfalls der ungeheuere Bienenstand jetzt, in der besten und darum auch gefährlichsten Zeit der Tracht und Schwärme, nicht die gehörige Aufsicht hatte. Sicher werden schon die Arbeiter während der Erdbarbeit einzelne Stiche erhalten haben. Diese hätte, wenn nicht der Pächter, doch gewiß der Bienenwärter als Fingerzeige erkennen sollen, wie gefährlich es sei, Pferde herzustellen; und bei einer einzigen Warnung des letzteren gegen den Knecht wäre das große Unglück nicht geschehen.

5. Ein doppeltes Unglück, wovon eins sogar ein Menschenleben kostet.

Pfarrer Stockmann aus Ungarn berichtet in der Bienenzeitung Nr. 6. Jahrgang 1854, wie es in vielen Gegenden seines Vaterlandes Sitte sei, im Herbst die besten und schlechtesten Stöcke mit Schwefel zu ersticken und so die Honigsechzung zu halten. Er schildert, wie unreinlich es dann hergehe, wenn der Inhalt der getödteten Körbe ausgebrochen und ohne Umstände in Fässer gestampft wird, so daß alles, altes und junges Wachs, lebende und Faulbrut, Blumenstaub, todtte Bienen mit ihren Giftstacheln, unter einander kommt, verkauft und hernach beim Auslassen ein oft der Gesundheit schädlicher und höchst unreiner Honig erzeugt wird. Er verwirft dieses Abschwefeln der Bienen nicht nur an sich als unmoralisch, sondern weist auch durch ein paar Beispiele jüngster Zeit nach, daß der dadurch gewonnene Honig selbst Menschenleben gefährden und wirklich vernichten könne, und zwar durch Bienenstachel, die mit unter den Honig kommen. *)

*) Anmerkung. Viele nennen das Abschwefeln der Stöcke einen grausamen unmoralischen Gebrauch. Die es betreiben, sagen zu ihrer Entschuldigung, nur so und nicht anders könne in ihrer Gegend die übermäßige Vermehrung der Bienen verhindert und der größte Bienenertrag erzielt werden. Wäre letzteres wirklich ausgemacht wahr, dann glaube ich, wäre dieses Bientödten allerdings vernünftig, moralisch und erlaubt; denn nach dem Gesetze der Sparsamkeit hat der weise Schöpfer dem Menschen die Thiere unterworfen, damit er davon nicht bloß einen Nutzen, sondern den größtmöglichen Nutzen ziehe. Allein, das größte Bienenerträgnis bei der Abtödtungs-Methode ist noch nicht erwiesen. Wohl haben hierüber manche vergleichende Versuche gemacht, z. B. Aug. Ramdohr, und wollten damit den fraglichen Beweis hergestellt haben; jedoch dieß geschah schon vor längerer Zeit. Seitdem haben wir in der Bienenzucht bedeutende Fortschritte gemacht und die Dzierzoni'sche Methode kennen gelernt. Nun ist erst die Frage, ob man mittels derselben nicht auch dasselbe Erträgnis wie bei der Abschweifungsmethode erzielen und dabei auch den abscheulichen Bienenmord vermeiden könne. Wäre dieß der Fall, dann wäre allerdings das Abschweifeln den Bienen

Diese Beispiele sind:

Am 21. Oktober 1853 nahm Anna Töt, Häuslerin aus Szala-Apathi, während des Weinlesens einen Löffel Honig von erstickten Bienen und fühlte darauf einen Stich auf der Zunge; worauf diese so sehr anschwell, daß sie nicht mehr reden und nur mit Mühe gerettet werden konnte.

Schlimmer ergieng es am 4. Oktober d. J. einem jungen Bauer aus Estergal, einem Dorfe, welches in dasselbe Kirchspiel gehört, mit Namen Befe. Dieser wollte mit seinem Vater auf's Feld fahren und hatte schon den Pflug bespannt. Da mußte er noch etwas aus einer Kammer holen. Hier lagen Honigwaben aus einem abgeschwefelten Stocke. Im Vorbeigehen nahm er hastig ein Stück davon und rannte fort, während er es aß. Alsogleich spürte er einen Stich im Schlunde. Sein Weib gab ihm hierauf Brot, damit er es kaue, und beide hofften, der Schmerz werde sich dadurch wieder verlieren. Er gieng jetzt auch mit dem Vater auf's Feld. Dort angekommen, fühlte er schon große Beschwerde beim Athmen. Der Vater tröstete ihn mit Besserwerden, setzte den Pflug ein, und der Sohn gieng an seiner Seite. Mitten im Acker blieb letzterer stehen, zeigte auf die Kehle, faltete die Hände himmelwärts, umarmte nur noch stumm den Vater und stürzte erstickt zu dessen Füßen. Der Unglückliche — sagt Pf. Stockmann — hatte ein Stück Honigrose gegessen, in welchem eine vom Schwefel erstickte, mit Honig überronnene, von außen nicht bemerkbare Biene saß, die für sich und für Millionen sündig abgeschwefelter Bienen gleichsam ein hehres Sühnopfer gefordert hat. —

Bei diesen beiden Unglücksfällen kann man abermals nicht den Bienen die Schuld in die Schuhe schieben, sondern muß sie nur auf Rechnung der menschlichen Unvorsichtigkeit schreiben. Und wollte

ein unnöthiger, darum auch ein unmoralischer Bienenmord. Auch hierüber also müssen zuerst vergleichende Versuche abgewartet werden. Die Dzierzonische Methode ist ganz geeignet, das übermäßige Schwärmen zu verhindern und die Honigerzeugung zu fördern; sie dürfte daher wohl die Abschweifungs-Zucht aus dem Felde schlagen.

man ja einen Theil dem Zufalle beilegen, nach welchem ein Bienenstachel in den ausgelassenen Honig, und eine ganze Biene in die Wabe gekommen ist; so sträubt sich doch wieder der Umstand dagegen, daß man es zuvor bei der Honiggewinnung an der nöthigen Keulichkeit und Bedachtsamkeit hat fehlen lassen.

Honig, der ordentlich geläutert wird, indem er entweder kalt von selber aus den Zellen träufelt, oder auch bei mäßiger Wärme auf dem Ofen oder im Backofen, nachdem das Brot herausgenommen ist, ausfließt, stößt alle Unreinigkeit nach oben aus, welche dann mit Vorsichtigkeit abgenommen werden kann. Bei einem zweckmäßigen Verfahren braucht man dann keinen Bienenstachel im Honig zu fürchten.

Tafelhonig aber kann jederzeit genau besichtigt werden, bevor man ihn speist. Zum Glück kennen wir die Pantscherei der Abschwefler nicht und verfahren beim Zeideln reinlicher und gewissenhafter wie sie. Bei Stöcken mit beweglichen Waben (Dzierzonisterten) ist das Zeideln vollends gar eine herrliche Sache; man nimmt da jede Wabe ganz unverfehrt heraus und braucht daran nicht einmal eine Zelle, umfoweniger eine Biene zu zerschneiden. — Endlich

6. Ein Feuerunglück.

Schon im zweiten Hauptstück, Abschnitt 5 S. 78 wird ein solches angeführt, wo nämlich der reiche Steff an einem Sonntage beim Einfangen eines Schwarmes seinen eigenen Kornschober angezündet hat. Hier davon ein Seitenstück.

Vor einigen Jahren stand in der Zeitung, daß in Siebenbürgen ein ganzes Dorf abbrannte. Veranlassung dazu gab ein Bienenschwarm, der sich an einem Heuschober in der Nähe der Wohnhäuser angelegt hatte. Beim Einfangen desselben gebrauchte man Rauch und gieng mit den glühenden Kohlen so unvorsichtig um, daß der Schober und dadurch das nächste Haus und selbst das Dorf in Flammen aufgieng. —

Es ist erstaunlich, wie ungeschickt manche mit den Bienen, und

namentlich beim Schwarmfassen umgehen; da muß immer ein Hölleurauch qualmen, wo manchmal gar keiner nothwendig ist. Liegt der Schwarm an einem Heuschober oder an einem andern flachen Ort, zu welchem man leicht gelangen kann, so braucht man nur den Korb zur Hälfte darüber zu stürzen, und die Bienen suchen Schatten und ziehen immer von selbst hinein. Fürchtet man aber den Zorn der Bienen, so leistet in den meisten Fällen Wasser bessere Dienste als Rauch. Man besprizt damit die Bienen, und sie werden zahm, ziehen sich zusammen und fliegen nicht davon. Freilich sind die alten schwerfälligen Klotzbauten nicht wohl zu handhaben, aber wer einmal keine andere Stöcke hat, der stürze den ersten besten Tragkorb über den Schwarm, und wenn dieser hineingezogen ist, schütte man ihn erst aus dem Korbe in den Klotz. Bei Hunderten von Schwärmen kann der Rauch entbehrt werden, oder es reicht dabei der Rauch einer Tabakspfeife hin. Gutgeartete Schwärme haben schon oft Weibspersonen ganz allein, ohne Kopfbedeckung und mit nackten Armen eingethan.

Liegt der Schwarm jedoch an einem sehr unbequemen Ort, den er ungern verlassen will, nun dann muß wohl auch Rauch in Anwendung kommen. Dann aber heißt es, wie beim Umgang mit Feuer überhaupt:

Gib acht! beim Rauche ist auch Feuer; —
Es handelt sich um Haus und Scheuer.

4.

Die Bienen im Kriege.

Nachdem wir im vorausgehenden Abschnitte mehrere Unglücksfälle angeführt haben, welche die Bienen mit ihren Stacheln anrichteten, wollen wir jetzt im Gegentheile auch einige Fälle aufzählen, wo sie mit denselben Stacheln für ihre Herren wacker gekämpft und sich im Kriege als tapferes Hilfsvolk bewährt haben. Erst

Ein Geschichtchen aus dem dreißigjährigen Religionskriege.

Angst und Schrecken wohnten in der Stadt Kissingen (an der Saale), als die Schweden unter dem Obersten Reichwald vor ihren Mauern lagerten und sich zum Sturme rüsteten. Die Bürger versammelten sich und hielten Berathung, ob nicht durch ein Mittel die geliebte Vaterstadt zu retten wäre. Aber sie fanden keins; die Besatzung war zu schwach, der Feind zu überlegen; jeder sah das Unvermeidliche ein, nämlich sich zu ergeben und dem Feinde die Thore zu öffnen. Niedergeschlagen wollte sich schon die Versammlung auflösen, als auf einmal eine Stimme rief: „Halt, ihr Männer von Kissingen! verzweifelt nicht; hört noch auf meinen Rath! — der Gedanke dazu kam mir jetzt so plötzlich, als ob ihn Gott selbst in der höchsten Noth zu unserer Rettung eingegeben hätte!“ Diese Stimme gehörte einem aus den Bürgern, Namens Peter Heil. Und er fuhr fort: „Wir haben innerhalb der Stadtmauern eine hübsche Zahl Bienenstöcke; wie, wenn wir sie hinauswürfen auf die Köpfe der Belagerer? — Durch den Sturz und die Zertrümmerung ihres Wachsgebäudes wüthend gemacht, müßten die Bienen über die Schweden herfallen und sie mit ihren Stacheln in Unordnung und Flucht bringen! — Was meint ihr? — Gewinnen wir dadurch nur einen Tag Zeit, so kommen vielleicht unterdessen unsere Hilfstruppen zum Entsatz der Stadt herbei.“ —

Die Männer von Kissingen prüften ein Weilchen den Vorschlag, gaben ihm Beifall, und eilten nun, mit neuer Hoffnung erfüllt, fort, um ihn alsogleich auszuführen.

Rasch flogen die sämmtlichen Bienenstöcke über die Mauern unter die stürmenden Feinde, und wie ausgeschleuderte Bomben, Granaten und Kartätschen wirtschaften sie unter den Schweden. Erbost über die Zerstörung ihrer friedlichen Wohnung, stürzen die Bienen massenweise heraus und nehmen Rache an den schwedischen Soldaten, welche sie für ihre Ruhestörer halten. Tausende zücken zu Gunsten der Kissinger die giftigen Stacheln, und wie mit Schwertern und Lanzen geht's über den Feind. Da fällt Stich auf Stich

unter Zornesumme, da schützt weder Helm noch Schild noch Mantel. Weder Offiziere noch Gemeine können Stand halten im Kampfe mit dem geflügelten Heere. Verwundete Rosse werden vor Schmerz scheu und wüthend, reißen Reiter und Wagen und Fußvolf über den Haufen und suchen das Weite. Und endlich mußte der Schwede Reichwald sammt seiner ganzen Horde der Stadt den Rücken kehren und fliehen, um nur aus dem Bereiche der Bienenstachel zu kommen.

Darüber jubelten die Rissinger sehr und lobten die tapferen Bienen. Ihre Stadt war gerettet, denn am andern Tage kamen ihnen wirklich kaiserliche Truppen zu Hilfe. Peter Heil hatte daher einen wahrhaft guten und seines Namens würdigen — heilbringenden Rath gegeben.

Hochangeschrieben blieben von jetzt an die Bienen bei Rissingens Bürgern. Sie vergaßen auch denjenigen nicht, von dem alle guten Gaben kommen, der nach seiner unendlichen Weisheit und Güte dem Petrus Heil den heilbringenden Rath eingegeben hatte, und priesen zugleich Maria, die Schutzheilige ihrer Stadt. Jährlich am Montage in der Wittfaste, am Tage ihrer Befreiung, zogen sie in Prozession, mit dem hochwürdigsten Gute in ihrer Mitte, hinaus vor die Stadt in eine Marienkapelle zum feierlichen Dank-Gottesdienste. Und nach vielen Jahren noch erzählten an diesem Tage die Alten mit Vergnügen ihren Kindern und Enkeln von den Schweden vor der Stadt, von deren Niederlage und Flucht und von dem tapfern Hilfsvolke, den Bienen.

b) Ähnliche Kriegsthaten der Bienen. Im sogenannten Bauernkriege wollten die Rebellen in einem thüringischen Dorfe am Harze, „zum Elend“ genannt, die Pfarrwohnung stürmen und plündern. Als das Zureden des Pfarrers nichts half, ließ er seine Bienenstöcke unter die Bauern werfen, und diese stoben auseinander, wie Spreu, und flohen davon.

Dasselbe geschah, als die Türken unter Sultan Amurath die Stadt Stuhlweißenburg in Ungarn belagerten. Während des hef-

tigen Sturmes auf die Stadt wurden Bienenstöcke unter die Feinde geschleudert, und diese dadurch zurückgetrieben.

Ähnliche Beispiele lesen wir in der Geschichte von Portugal bei verschiedenen Belagerungen; und Wittkind schreibt in seinem 1. Buche über die Thaten der Sachsen, dass ein Feldherr des Kaisers Heinrich, als er von Giselbert, König von Lothringen, belagert ward, bei einem Ausfalle durch unter die Feinde geworfene Bienenstöcke befreit worden sei.

Nach diesen kleinen Gefechten übergehen wir jetzt zum Haupttreffen oder zur Nationalgarde-Geschichte aus dem Jahre 1848. Solche ist betitelt:

c) Die unterbrochene Raakenmusik, oder die Hauptniederlage der Nationalgarde zu Affenhäusen.

1. Krähwinkel.

Im Jahre des Unheils 1848, wo in Europa allenthalben Aufruhr und Wirrwarr, Freiheitschwärmer und Barrikadenhelden, Nationalgardisten und Soldaten hausten, gieng es auch in der weltberühmten Stadt Krähwinkel bunt drüber und drunter. Es war eben ein Sonntag. Eine dreifarbigte Fahne flatterte vom Rathhausthurme in die Luft, Alt und Jung trugen dreifarbigte Kokarden am Hute und im Knopfloch, und, was das merkwürdigste war, die neuerrichtete Nationalgarde stand das erstemal auf dem Marktplatz in Reihe und Glied. Sie dehnte sich über den ganzen Platz hin; denn der Freiheitsjubel hatte auch einäugige, hinkende und bucklige Bürger, Buben und Greise dazu getrieben. Wer nur eine Flinte erhaschen konnte, mancher auch nur mit Pistole und Knittel bewaffnet, reihete sich ein. Seine Gestrengen selber, der hochweise und wohlgeborne Bürgermeister, kommandierte die Garde als Hauptmann, und übernahm, seines Schmerbauches ungeachtet, die ungemaine Mühewaltung, wie es hieß, besonders der Volksgunst wegen. Zuschauer gab es in Menge. Tausende aus den benachbarten Ortschaften waren herbeigeströmt, und sahen und horchten mit offenem Munde auf das neue Stadtereignis.

Jetzt sprang mit einem Satz Herr Sifferling, der wohlbestallte städtische Bräuhaus-Verwaltungsamts-Adjunkt, auf den Sims des Marktbrunnens und hielt eine feuersprühende Rede an die ganze Versammlung. Er sprach über Revolution, Konstitution und Republik, über Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, über Volksherrschaft und Volksbewaffnung, und daher besonders über die Wichtigkeit der Nationalgarde. Nachdem er alle in Feuer und Flammen durch sein Zündwerk versetzt hatte, machte er den Schluss mit einem dreifachen Hoch! auf die Errungenschaften. Weil er aber dabei Arm und Hut hoch und höher und noch höher schwenkte, und ihn zugleich sein massenhafter Enthusiasmus in der Brust etwas nach rückwärts drückte, da folgte noch ein sogenanntes Krähwinkler Stückchen: der Redner verschwand wie ein Geist von der Bühne und lag mit einem Plums! im Brunnen.

Das unfreiwillige Bad hatte jetzt wohl Herrn Sifferling augenblicklich abgekühlt, aber nicht das Publikum. Dieses mochte wohl glauben, der Rücksprung gehöre zum ganzen, und brauste darüber auf wie ein gerüttelter Bienenstock. „Hoch!“ brüllte ganz Krähwinkel, dass darüber alle Tauben und Sperlinge der Stadt, wie vom Habicht gejagt, aus den Nestern schossen; und „Hoch!“ schriegen auch die anwesenden Dörfler, bis sie braun und blau wurden. Ja, die letzteren schriegen und jubelten fort auf dem ganzen Wege nach Hause.

2. Der Krämerfritz und seine Leute zu Affenhausen.

Das Dorf Affenhausen liegt eine halbe Stunde von Krähwinkel entfernt. Ursprünglich standen an seinem Platze nur einige Häuser, die gleichsam eine Kolonie von Krähwinkel bildeten und der Stadt gehörten. Diese Häuser nannte man zu Krähwinkel, wo stets gelehrte Leute Latein wie Wasser sprachen „Affines-Häuser“, d. h. benachbarte, verwandte Häuser. Später, nachdem durch Zubau daraus ein ganzes Dorf geworden war, hieß man solches „Affineshausen“, und durch noch weitere Verhuzung der ursprünglichen Benennung wurde zuletzt der noch kürzere und bequemere Name „Affenhausen“ daraus. So ist wenigstens zu lesen in der Krähwinkler Stadt-Chronik vom J. 1521, wie auch im Affenhausener Gemeindbuch.

Diese Bemerkung dünkte uns nothwendig, um der falschen Ansicht mancher zu begegnen, die da meinen könnten, das Dorf verdanke seinen Namen gewissen nachahmungsfüchtigen possierlichen Thieren. Nachdem wir so gewissermaßen seine Ehre gerettet haben, berichten wir, was sich nach der Stadt-Versammlung auch in Affenhausen zugetragen.

Am Abende desselben Sonntags war die Schänkstube zu Affenhausen zum Erdrücken voll. Die meisten Hauswirthe hatten nämlich den Volksredner zu Krähwinkel gehört und waren, Vivat! schreiend, nach Hause gekommen. Sie erzählten begeistert von den erlangten Glückseligkeiten der Volksfreiheit. Alsogleich wurde für den Abend eine Gemeindeversammlung im Wirtshause angesagt, und zwar vornehmlich von wegen einer Nationalgarde, die auch in Affenhausen zum Schutze der Errungenschaften errichtet werden sollte.

Auch den Affenhausnern fehlte es nicht an einem Anführer und Volksredner, der die Köpfe, vorzüglich unter Begünstigung des Bier- und Branntweingeistes und Tabakrauches, selbst bis zum Rothglühen erhitzen konnte. Und dieser Heißmacher war Friedrich Stechapfel, gemeinhin genannt „Krämerfritz!“ Wir müssen ihn als Hauptperson, wie auch seinen nächsten Anhang ein wenig portraetieren, oder deutlicher beschreiben. —

Fritz, erst ein verdorbener Student, dann hintereinander Barbiersubjekt und Handlungslehrling, und zuletzt ein paar Jahre Marquer und Kellner, hatte seine Jugend in der Stadt verlebt, und brachte es dort durch allerhand liederliche Streiche und Gesellschaften und schlechte Lektüre zum müßigen Pflastertreter und vollendeten Taugenichtse. Als solcher kam er wenigstens herangewachsen in seinen Geburtsort Affenhausen zurück. Hier suchte er, wie überhaupt Leute seines Schlages zu thun pflegen, sein Glück auf die leichteste Art, nämlich durch eine Heirat zu machen. Es gelang; sein gutes Mundwerk und seine Liebhabermanieren, die er den Romanenhelden abgelernt hatte, bethörten eine Wittwe, daß sie ihm die Hand zur Ehe reichte. Mit ihr erheiratete er einen kleinen Kramladen und eine Branntweinschänke, und fand so eine Versorgung. Daher sein Name „Krämerfritz“.

Das neue halbmüßige Gewerbe und die verschiedenen Kunden und Brantweingäste passten just für unseren Friedrich Stechapsel und dessen Fortbildung in der Verschlechterung, und er fand Zeit und Gelegenheit und auch Mithelfer genug, nach und nach das ganze Dorf zu verführen und zu verderben. Die revolutionären Schriften der Neuzeit und die skandalösesten Zeitungsblätter des Auslandes wußte er sich mittels seiner sauberen Freunde in der Stadt zu verschaffen. Die am heftigsten über geistliche und weltliche Dbrigkeiten, über Staat und Kirche herzogen, Gott läugneten, die Religion verspotteten, die Tugend verhöhnten und das Laster priesen, waren ihm die liebsten. Solche studierte er förmlich, solche las er in seiner Kneipe und im Wirtshause vor; aus diesen machte er den Aufklärer mit beredter Zunge. Die Leute zu Affenhausen berückte sein Worttram: sie hielten ihn für einen Gelehrten und schenkten ihm vollen Glauben. Er zeigte ihnen ja dergleichen Neuigkeiten gedruckt und versicherte mehr als einmal, nur die geschicktesten Männer des Auslandes können und dürfen Wahrheit schreiben. Nach diesem allen war es also kein Wunder, wenn bald die schlechtesten politischen und religiösen Gesinnungen in der Gemeinde Eingang gefunden haben.

„Gleich und Gleich gesellt sich gern“ sagt das Sprüchwort, und es ist ein wahres Wort; aber die Bösen gesellen sich doch in der Regel lieber und schneller zusammen, als die Guten. Wie bei der Kristallisation die Nadeln und gleichartigen Theile an einem Kern anschließen, so sammelten sich bald um den Krämer und Kneiper allerhand unzufriedene, unruhige und anrühige Köpfe. Wir wollen nur einige näher bezeichnen, z. B. den Strohhuber, einen abgewirtschafteten, durch Niederlichkeit verarmten Viertelbauer, der seines selbstverschuldeten Schicksals wegen stets gegen Gott und Menschen grollte; — den Beisig, einen wegen Amtsuntreue abgesetzten und brotlosen Zollwächter, dem die Regierung und Gesetzgebung durchaus nichts mehr recht machen konnten; — den Lederer, einen Schuhmacher, den der Dreifuß brannte, und dessen Lieblingsarbeit immer Guteßsen und Nichtübeltrinken gewesen wäre; — den langen Peter, einen Zimmermann, der, nachdem er sein Vermögen

im Lotto verspielt hatte, jeden Sparfamen und Wohlhabenden hasste und beneidete, und jeden Augenblick bereit gewesen wäre, mit ihnen zu theilen; endlich den Schneider Scherlein, eine besonders nasenweise Persönlichkeit. Derselbe diente ein Jahr lang bei einem Regimente als Tambour und erhielt dann eines Fußübels halber den Abschied. Darauf nahm er den Handwerksbündel und hinkte hinaus an den Rhein. Jüngst kam er zurück mit leerer Tasche, aber mit destomehr republikanischen Ideen im Kopfe. Im Dünkel seiner Gereis'theit und Welterfahrung war nun sein Vaterland keinen Schuss Pulver wert, das Ausland aber alles. Das waren nun beiläufig die Verbündeten des Friedrich Stechapsel.

Doch, noch einer gehörte zum Klub, der auch Erwähnung verdient — der Michelbauer. Dieser besaß den größten Hof im Orte und bedeutende Kapitalien. Mehrere Kleinbauern waren seine Schuldner und mußten natürlich von seiner Partei sein. Er fühlte auch das Übergewicht seines Reichthums und hielt es für selbstverständlich, daß er im Verhältnisse desselben auch Verstand haben müsse. Er wollte also auch zu den Aufgeklärten der Gemeinde gehören, und dieser Umstand allein trieb ihn gleichfalls in Stechapsels Gesellschaft.

Der dummstolze Michelbauer paßte ganz in den Plan des durchtriebenen Krämers. „Dieser muß Bürgermeister werden!“ — dachte er, denn es hat sein Gutes, wenn so eine Art Vorsteher gerade kein Kirchenlicht ist. So kann man ihn und seinen Anhang leicht beherrschen. Und weil er kaum lesen gelernt und in Betreff des Schreibens kaum im Stande ist, das Hindern seiner Kühnheit und den ausgezahlten Dienstlohn im Kalender zu notieren, so werde ich mich ihm als Schriftführer begeben lassen. Dann bin ich eigentlich Bürgermeister und kann um so leichter auf seine Verantwortung durchsetzen, was ich will!“ —

So weiß man denn jetzt, wer der Krämerfritz war, und kennt seine Leute. Er hatte sie längst dressirt und konnte sich auf sie verlassen. Da aber jetzt alle zur Gemeindeversammlung gehen wollen, so vertheilt der Anführer geschwind noch die beiläufig dort zu spielenden Rollen, und nunmehr zieht der ganze Klub in's Wirtshaus.

3. Reden und Wahlen.

Fritz und sein Anhang wurden in der Wirtsstube mit Freuden-
geschrei empfangen. Ersterer wollte diesen Enthusiasmus der Ver-
sammlung nicht auskühlen lassen, sprang daher alsogleich auf den
Tisch, gebot Ruhe und hub an mit schneidender Bierstimme:

„Staatsbürger! freie Staatsbürger! — so heiße ich euch, und
so heißen wir von nun an alle. Nicht mehr sind wir Bauern und
Häusler von Affenhausen, nicht mehr Gewerbsleute und Unterthanen
von Affenhausen; nein, Staatsbürger sind wir, Bürger sind wir,
wie die Krähwinkler, wie die Frankfurter, wie die Berliner, wie die
Wiener Bürger. Die Revolution hat uns Freiheit und Gleichheit
gebracht!“ —

„Die Revolution soll leben! Hoch!“ —

Dieser allgemeine Schrei hatte hier den Redner unterbrochen.
Darauf setzte er fort: „Wir besitzen jetzt Redefreiheit, Pressfreiheit,
Wahlfreiheit, Robotsfreiheit, Jagdsfreiheit, Gemeindefreiheit und Reli-
gionsfreiheit! Wir kennen keine Grundobrigkeit mehr und keine Unter-
thänigkeit; wir sind eigene Herren, freie Bürger; wir sind das Volk,
und das Volk ist der Herr des Landes, ist der Staat selber. Wir,
das Volk, haben daher auch das Recht und die Macht zu regieren.
Das alles haben wir und sind wir durch die glorreiche Revolution!“

„Die Revolution, die Freiheit, das Recht soll leben! Hoch!“

Dieser Ruf unterbrach den Redner zu seiner sichtbaren Freude,
abermals; dann donnerte er weiter: „Was wir jetzt sind, das müssen
wir aber auch bleiben, und das Recht und die Gewalt, die wir
errungen, müssen wir auch festhalten und vertheidigen; wir also,
das Volk, müssen darum Waffen haben, um die Feinde unserer
Freiheit und Herrschaft niederkämpfen zu können; es thut daher
vor allem Volksbewaffnung Noth, wie im ganzen Lande, so auch
bei uns; d. h. wir müssen wie die Bürger in Städten auch an die
Errichtung einer Nationalgarde denken; nicht wahr? ihr Staats-
bürger!“ —

„Ja, eine Nationalgarde muß sein! — eine Nationalgarde!“
schreit jetzt die ganze Branntweinkneipe wie aus einem Munde; und
der Schrei ist ansteckend wie das Gähnen; zwanzig andere, die

daneben sitzen und von der Nationalgarde noch immer keinen Begriff haben, schreien mit, und zuletzt schreit fast die ganze Versammlung.

„Also gut,“ fährt Stechapel fort, „die Errichtung einer Nationalgarde ist einstimmig beschlossen.“ Nun wisst ihr denn auch, woher wir die Waffen nehmen? — Waffen, die keinem einen Heller kosten, schöne Waffen, die uns zieren? — — Habt ihr vergessen, daß wir auch Gemeindefreiheit besitzen? d. h. daß nun keine Gemeinde mehr unter Regierungsvormundschaft steht? daß auch unsere Gemeinde mit ihrem Vermögen schalten und walten kann, wie sie will? — Wir haben ein hübsches Kapital in der Gemeindefassa; wer wird es uns wehren, einen Theil davon zum Ankauf von Flinten, Säbeln, Patrontaschen und einer Trommel zu verwenden?“ —

„O herrlich! ruft hier Beisig darein,“ die Regierung hat kein Wort mehr darein zu reden.“ — „Ja, ja!“ — setzten der lange Peter und die Häusler dazu — „nur heraus mit dem Gemeindegeld; so kommt es doch allen zu Gute!“ — „Ohneweiters,“ — schreit auch das Schneiderlein — „so macht man's jetzt draußen in den Rheingegenden auch!“ —

Der bisherige Ortsrichter, welcher ebenfalls zugegen war, wollte gegen eine solche Verwendung des Gemeindevermögens Einsprache thun; allein Krämerfritz und sein Klub ließen ihn nicht zum Worte kommen; ja ersterer bewies ihm haarklein, daß er keinen Patriotismus besitze, noch den vormärzlichen Regierungszopf trage und nunmehr so gut wie abgesetzt sei. „Wir, freie Staatsbürger,“ hob er mit Nachdruck hervor, „werden uns einen Bürgermeister wählen, der ein Volkshreund ist, und kein Regierungsdienener.“

„Ja ja“ — schallte es nach — „einen Bürgermeister wollen wir, wie die zu Brähwinkel einen haben, zu Frankfurt und in Wien! Gleichheit muß sein unter den Staatsbürgern!“ —

„Necht also“ spricht darauf der Hauptredner, wollt ihr einen Bürgermeister, so wählet ihn gleich, damit die Gemeinde in Ordnung bleibe. Bevor ich abtrete, will ich dazu einen Antrag stellen. Ich schlage euch nämlich den Michelbauer als Bürgermeister vor. Derselbe hat sowohl die nöthigen Mittel dazu, als auch das gehörige

Ansehen in der Gemeinde. Wer meinen Antrag unterstützt, gebe seine Hand in die Höhe!“ —

Rasch fahren die Bäuerlein, welche dem Michelbauer durch Schulden verpflichtet sind, so wie etliche Bettern desselben, mit beiden Händen gegen Himmel; der Kneipenklub that ein Gleiches unter vielem Geschrei, und — der Michelbauer geht wirklich aus der Wahl durch Stimmenmehrheit als Bürgermeister hervor.

Der neue Bürgermeister blähte sich darüber wider Willen um ein merkliches auf, glaubte aber doch etwas entgegen zu müssen; namentlich schützte er seine große Wirtschaft vor, die ihm das neue Amt nicht wohl verwalten lassen könnte.

Unterdessen war Fritz vom Tische herabgesprungen; statt dessen stand aber gleich wieder ein anderer oben, der Schneider, und sagte: „Ihr Bürger! da ist ja leicht zu helfen. Geben wir dem Herrn Bürgermeister einen Schriftführer an die Seite; — so macht man es draußen am Rheine auch. — Und ich will gleich einen dazu vorschlagen, nämlich meinen ehrenwerten Borredner. Wer hätte dazu mehr Zeit und Geschick, als er?“ —

„Ja ja,“ antwortete der Michelbauer, das ist etwas anderes; mit dem Stechapfel zur Seite will ich schon Bürgermeister sein.“ Und der Vorschlag gieng abermals durch; Fritz wurde zum Schriftführer bestimmt, und ihm für seine Bemühung als solchem eine Entlohnung aus der Gemeindefassa zugesichert.

Jetzt, nachdem die Wahl des Bürgermeisters und seiner rechten Hand, des Schriftführers, geschehen, und die Errichtung der Nationalgarde, so wie die Herbeischaffung der Waffen so viel wie gewiss war, schritt man noch zur Wahl eines Gardehauptmannes. Auf wen anders konnte diese fallen, als wieder auf den Krämerfritz? da dieser und sein Klub, der Bürgermeister und sein Anhang wie Kletten zusammenhiengen! Letzterer wurde dann bewogen, zur Verherrlichung der Garde — wie man ihm am rechten Flecke kitzelnd vormachte, auch noch die Charge eines Lieutenants anzunehmen. Und als am Ende der Schneider Scherlein als ehemaliger Tambour erklärt hatte, aus Patriotismus, wie man auch draußen am Rheine zu handeln pflegt, die Gardetrommel zu übernehmen: da schien die Hauptsache

gethan zu sein, und es kam jetzt die Reihe an's Hochrufen für die Gewählten — und an's Trinken. Der Herr Gardehauptmann ließ auf der Stelle zwei Duzend Kosogliosflaschen aus seinem Verlage holen, eigentlich nur simplen Brauntwein, mit schlechtem Syrup versetzt und mit Safran und Holunderbeeren gefärbt. Der neubackene Herr Bürgermeister und Lieutenant ließ sich noch besser sehen; indem er nicht nur für den heutigen Abend ein halbes Fass Bier dekretierte, sondern auch, wenn die Garde einexerziert sein wird, ein ganzes versprach. Diese großmüthigen Geschenke verursachten in der Versammlung lauten Jubel, und der Strohhuber, der Schuster Lederer und andere besonders durstige Naturen wollten gar nicht aufhören, die Einführung der Garde als eine vortreffliche Sache zu preisen und ihre Chargen hochleben zu lassen.

Aber, als der Michelbauer vom Einexerzieren redete, gieng dem Krämerfrits plötzlich ein Licht auf. Wer sollte denn eben die Garde einexerzieren? — „Meine lieben Mitbürger,“ sagte er daher, „wir haben vergessen, an einen Exerziermeister zu denken. Saget, wer soll den Offizieren das Kommando, und der ganzen Truppe das Exerzium lehren? — dazu gehört ein erfahrener Militärist.“

Bei diesen Worten blickte Stechapsel und der größte Theil der Versammelten in einen Winkel der Wirtsstube, und jener fuhr fort: „Ich glaube, dieser Herr dort wäre das tauglichste Individuum dazu; er wird wohl unser freundliches Ersuchen nicht abschlagen, und die Gelegenheit benützen, sich um unsere Garde und um das Vaterland ein Verdienst zu erwerben?“ —

Wer war damit gemeint? —

4. Der Feldwebel Wacker.

Wacker, der 16 Jahre bei einem Infanterie-Regimente gedient, der, mit der Tapferkeitsmedaille geziert, erst vor kurzem als Feldwebel den Abschied erhalten und das väterliche Besitzthum zu Affenhäusen angetreten hatte, saß bisher lautlos und unbeweglich in einer Ecke und ärgerte sich innerlich an dem Treiben der Versammlung und insbesondere an dem des Krämers, welchen er ganz durch-

schaute. Nun als Exerziermeister aufgerufen, mußte er auch seine Stimme hören lassen. Er stand auf und sprach:

„Ihr Männer von Uffenhausen! Es thut mir außerordentlich leid, daß ich nicht nur auf euer Ersuchen eine abschlägige Antwort geben, sondern mich auch geradezu gegen die ganze Nationalgarde, die ihr errichten wollt, erklären muß. Erlaubt mir, ich will euch sagen, warum.

1. Ich habe allen Respekt vor der Nationalgarde, wenn solche bei gemeinsamer Gefahr des Vaterlandes, auf Wunsch und Befehl der rechtmäßigen Regierung sich bildet und erhebt; allein die Erhebung der jetzigen Garden geschieht eigenwillig, bloß zur Unterstützung der Revolution, und ist daher selbst revolutionär. Ich kann sie daher als guter Patriot nicht billigen und umsoweniger durch Antheilnahme unterstützen.

2. Diese Garden werden auch nicht lange andauern; denn die Regierung, für den Augenblick ein wenig gelähmt, wird sich nächstens mit Hilfe der Militärgewalt wieder ermannen und die Zügel straffer anziehen. Sie wird dann solche Garden misbilligen und ihre Auflösung anbefehlen. Oder will man etwa glauben, die Nationalgardesoldaten werden im Stande sein, der Regierung einen wirksamen und dauernden Widerstand zu leisten? — Ich bezweifle dieß. Dem eingeschulnten Militär sind dergleichen Gardesoldaten nicht leicht gewachsen. Und wenn es zum Kampfe kommt, wirft der Gardesoldat als Familienvater sein Gewehr weg und rettet seine Person für sich und seine Familie. Wie wenig überhaupt Nationalgardesoldaten nützen, hat man ja oft genug in Frankreich und in andern Ländern gesehen.

3. Das Nationalgardeleben bringt mancherlei beschwerliches mit sich und üble Folgen für die Familien. Der Gardesoldat versäumt über dem Exerzieren sein Gewerbe, gewöhnt sich an ein unordentliches Leben und verwildert gewissermaßen in seinen Sitten.

Aus diesen drei Ursachen, liebe Freunde! möchte ich euch in wahrer Wohlmeinung rathen, die ganze Gardengeschichte lieber aufzugeben.

4. Was mich betrifft, so habe ich die Strapazen des Soldatenlebens lange genug empfunden, sehne mich nach ungestörter Ruhe

und würde daher das Exerziergeschäft mit größtem Unmuth über-nehmen müssen, umsomehr da ich wüßte, daß bei einer solchen Garde Pünktlichkeit und Gehorsam weit weniger als beim Militär herzustellen wären. Endlich

5. Wie ihr alle wißt, habe ich mein kleines Hauswesen nach dem Tode meines Vaters sehr vernachlässiget übernommen. Ich habe außer meiner alten Mutter keinen Gehilfen in der Wirtschaft, daher auch keine Zeit, als Exerziermeister der Garde Stunden und Tage und Monate widmen zu können.

Dieß sind also die Ursachen, warum ich, liebe Leute! euern Antrag, der mich unter andern Verhältnissen ehren würde, abschlägig bescheiden muß.“

So Feldwebel Wacker. Jetzt brach gegen den wackeren Mann ein fürchterlicher Sturm los. Stechapfel wurde vor Zorn wie ein kalekutischer Hahn, roth und blau im Gesichte. Er nannte ihn einen monarchischen Zopf, einen Reakzionär, einen Volksverräther, ein unwürdiges Gemeindeglied u. s. w. Die andern aber, bei denen der gefärbte Branntwein schon zu wirken anfieng, schimpften, tobten und wütheten mit der Zunge und mit Faustschlägen auf dem Wirtstische. Sie hätten sicher an den braven Feldwebel Hand angelegt, hätte er es nicht für klüger gehalten, ihnen auszuweichen. Er verließ das Wirtshaus, um nie mehr einer solchen Versammlung beizuwohnen.

Die Erbitterten schwuren ihm bei nächster Gelegenheit Rache, und vorzüglich that dieß der Gardehauptmann. Er erklärte ihn wenigstens mit einem Charivari oder einer sogenannten Katzenmusik erfreuen zu wollen. Er setzte dann den Seinigen auseinander, worin eigentlich ein solches Bubenstück bestehe, und fand allgemeinen Beifall.

Endlich kam man wieder auf den Exerziermeister zurück. Einer mußte gefunden werden. Da fiel jemanden ein, daß in der Gemeinde noch ein alter Korporal aus dem Napoleonischen Kriege lebe. Dieser wurde auf der Stelle zitiert und mit Gewalt genöthiget, seine alten müden Knochen noch einmal auf den Exerzierplatz tragen zu wollen.

Auch dieser alte Exerziermeister erhielt eine Besoldung aus der Gemeindkassa.

5. Die Nazionalgarde zu Affenhausen.

Das Garde-Projekt gelangte zur Ausführung. Die konskribierte Truppe zählte 50 Köpfe. Waffen waren in kurzer Zeit besorgt. Der Hauptmann schaffte sich aus eigener Tasche einen neuen Schleppfäbel mit Porteppee an, und der Lieutenant, respektive Bürgermeister, einen gleichen. Ja letzterer, um sein Geldübergewicht an den Tag zu legen, kaufte sich sogar eine eigene Uniform. Die ganze Mannschaft verlegte sich zugleich auf die Kultur der Schnurr- und Backenbärte, um sich ein recht marzialisches und achtungsgebietendes Ansehen zu geben. Und so zogen denn die Affenhausner täglich unter Scherleins Trommelschlag hinaus auf den Anger, wo sie der alte Invalide keuchend ein paar Stunden herumtrieb, und mit ihnen das Soldatenhandwerk einübte; und die vorüber giengen, sprachen: „Sehet, das ist die Nazionalgarde von Affenhausen!“ —

Zum Gardeleben gehörte aber noch mancherlei; z. B. Vor dem Ausmarsche pflegte man sich gewöhnlich erst mit einem Glas Schnaps aus der Bude des Herrn Hauptmanns zu stärken; nach dem Exerzieren aber mußte man den eingeschluckten Staub im Wirtshause mittels einiger Gläser Bier hinunterwaschen. Es war auch dieser Sommer gar so heiß und der Durst außerordentlich. Dennoch blieb im ganzen der Gardedienst ein angenehmer; man hatte dabei immer Gesellschaft und Zeitvertreib, und kam man im Wirtshause zusammen, so gieng allemal die Trennung sehr schwer.

Zugleich verschönerte die Jagdfreiheit das Leben. Die meisten Gardisten machten davon Gebrauch, da sie ja einmal die Feuerwaffe täglich in Händen hatten. Der Bauer gieng mit der Flinte auf dem Rücken hinter dem Pfluge her und legte sie wohl auch während des Ackerens quer über denselben, damit er, wenn plötzlich ein Hase oder ein Rebhuhn oder auch nur eine harmlose Krähe aufstehen sollte, sie alsogleich mit einem Knall erschrecken konnte; — erschrecken, mehr nicht, weil er noch lange nicht so viel Übung

hatte, auch zu treffen. Leider wurde dabei manche krumme Furche gefahren und manche ganz versäumt. Zuweilen versuchte man in Gesammtheit eine Treibjagd, sogar am Sonntage und während des Gottesdienstes. Der Segen dabei war freilich nicht groß. Gewöhnlich giengen Pulver und Blei leer in die Luft, und das Wild — eine wahre Treibjagd! — wurde mehr aus dem Reviere hinausgetrieben, statt erlegt. Die Sohlen lief man auch durch, man schwitzte sich ab und brachte in der Waidtasche des Magens Hunger und Durst nach Hause. Letzterer mußte wieder im Wirtshause gestillt werden. Hier endete manchmal das ganze mit einem Saufgelage, wohl auch mit einer Prügelei. Es machte jedoch alles nichts; das Gardeleben blieb ein angenehmes. —

Endlich nach einem mehrwöchentlichen Exerzizium war die Garde abgerichtet. Ihr Hauptmann Stechapfel kommandierte genau nach dem Reglement und wie ein Feldmarschall, und die Mannschaft führte die schwersten Evoluzioni und Manöver aus. „Jetzt ist Zeit“ — hieß es — „den Herrn Bürgermeister an das Fass Bier zu erinnern, das er bei seiner Wahl versprochen hat.“ — Die Erinnerung geschah, und das Fass lag bald im Wirtshause bereit. Am nächsten Sonntage schon sollte es daran kommen. Wirklich fanden sich seine Bertilger zur bestimmten Stunde mit militärischer Pünktlichkeit dabei ein.

Bei dieser Versammlung wurde gleich anfangs für den morgigen Tag ein Übungsmarsch nach dem zwei Stunden weit entfernten Simpeldorf beschlossen, um dort mit der Simpeldorfer und Sperlingsfelder Garde ein Verbrüderungsfest zu feiern und eine vereinigte Gardeparade zu halten. Der Hauptmann ermahnte daher jetzt seine Gardisten ernstlich, bei dem morgigen Exerzieren in Massen wohl Acht zu haben und ihm wie auch dem ganzen Assenhausen keine Unehre zu machen. „Nehmt euch zusammen“ — sprach er — „für einen guten Trunk nach beendigter Parade wird gesorgt sein!“ —

Während man sich nun schon auf den kommenden Tag und seine Feierlichkeit freute, und dabei das bürgermeisterliche Bier besser und besser schmeckte, kam man im Gespräche auf dieß und jenes. Man erzählte Exerzier- und Jagdabentener und verfiel endlich auch

auf den Feldwebel Wacker, der es verschmäht hatte, sowohl der Exerziermeister, als auch nur ein Glied der Garde zu sein. Das Bier war schon ziemlich im Fasse hinunter= und in die Köpfe hinaufgestiegen, darum fehlte es an keinerlei Schimpf gegen den Feldwebel. Stechapsel sagte: „Wir sind ihm noch eine Katzenmusik schuldig, und wahrhaftig, morgen könnten wir sie ihm bringen, wenn wir von Simpeldorf heimkehren. Wohl wird dieß noch bei Tage, etwa um sechs oder sieben Uhr geschehen, und zur Katzenmusik gehört eigentlich die Nacht; allein, was thut's? er soll nicht allein hören, sondern auch sehen, die ganze Garde, welche er beleidigt hat.“ Darauf verbreitete sich Fritz umständlicher über die Geschichte der Katzenmusiken und erzählte aus den Zeitungen, wie man in großen Städten auch großen Herren einen solchen Ohrenschmaus angerichtet hat, um ihnen öffentlich Volksverachtung zu beweisen. „Das macht man auch draußen in den Rheinlanden so“ — bestätigte Scherlein. „Nun so“ — hieß es — „machen wir morgen ein gleiches dem hochmüthigen Feldwebel.“ „Ich will pfeifen und heulen und klopfen,“ ruft der Strohuber, „dass ihm in seiner Baracke die Ohren sausen.“ — „Ich will schreien und quicken,“ fällt der Tambour ein, „und die Trommel dazu rühren, dass ihm es wie Eis über dem Rücken laufen muß!“ „Und ich schlage ihm dazu die Fenster ein,“ schreit Beisig, „dass es klirrt und kracht, und er die Musik desto besser ausnehmen kann!“ „Das ist noch alles zu wenig,“ brüllt hinterdrein der lange Peter; „stürmen sollten wir sein Nest, Thüren und Öfen zertrümmern und ihm selber noch eine zweite Denkmünze geben!“ —

Kurz, Zorn und Hass gegen den braven Wacker entbrannten immer mehr; und es war in der That zu befürchten, dass, wenn morgen die Truppe von Simpeldorf zurückkehrt und vermuthlich benebelt vor Wackers Wohnung ankommt, es nicht ohne Skandal ablaufen werde.

Margareth, des Wirts Tochter, war bis jetzt die heimliche Geliebte Wackers. Er hatte ihr, wenn seine kleine Wirtschaft ein wenig geordnet sein würde, in rechtschaffener Gesinnung die Ehe versprochen; denn er bedurfte einer Hausfrau. Wackers Braut also

hörte die Drohungen, welche die halbberauschten Männer gegen ihn ausstießen und die Zuneigung zu ihm, mit der Angst um sein Wohl ließen sie Mittel und Wege finden, ihn von allem, was morgen geschehen soll, noch heute zu benachrichtigen damit er dagegen die nöthigen Maßregeln ergreifen könne.

Hievon hatten die Garde-Männer nicht die leiseste Ahnung. Sie schrieken und fangen und tranken, bis endlich der Wirt um Mitternacht den Zapfen des Bürgermeisterfassens auf einem Teller brachte. Jetzt verlor sich einer nach dem andern, um morgen auf den Beinen zu sein, wenn der Tambour in aller Frühe den Appel wirbeln wird zum Ausmarsch.

6. Der Feldwebel rüstet sich zur Gegenwehr und wirbt Hilfsvolk.

Schlaslos wälzt sich Wacker bis nach Mitternacht in seinem Bette hin und her, denn die Nachricht Margarethens machte ihm Sorgen. Er hatte wirklich von der Garde, wenn sie von Simpeldorf zurückkehrt und zwar halb betrunken, nichts gutes zu erwarten. Welchen Schrecken konnte sie seiner alten Mutter verursachen — und welchen Schaden seinem Gärtchen, seiner Wohnung! Sollte er sich selber persönlichen Beleidigungen oder gar Mishandlungen aussetzen? oder wäre es besser, lieber aus seinem Häuschen zu entweichen? Er konnte sich unmöglich weder zu dem einem noch zu dem andern entschließen und fand durchaus in seiner mislichen Lage keinen Ausweg. Endlich tröstete er sich damit, daß er ja morgen noch den ganzen Tag Zeit habe, hierüber nachzuspinnen und einen Entschluß zu fassen. „Guter Rath kommt über Nacht, und Gott wird mich erleuchten;“ so dachte er zuletzt, und nach einem kurzen Abendgebete drückte ihm der Schlaf die Augen zu.

Gleich am andern Morgen knüpft er den Sorgenfaden der vergangenen Nacht wieder an. Er kleidet sich an und geht sinnend und sinnend im Stübchen auf und ab. Plötzlich steht er still und wirft zufällig einen Blick durch's Fenster auf die draußen im Gärtchen stehenden Bienenstöcke. Jetzt blitzte ein Gedanke durch sein Gehirn, der ihn erinnerte, daß er vor einiger Zeit in dem alten

Hausbuche seines seligen Vaters (das katholische Bienenhaus von Laurenz Helwig) gelesen habe, wie man im Kriege auch Bienen gegen den Feind schickte, und wie diese Stachelthierchen bei der Belagerung von Kissingen die Schweden verjagt und die Stadt gerettet haben. Er dachte über das Ganze noch einige Minuten nach, sah wieder hinaus auf die Bienen und rief auf einmal frohlockend: „Ich hab's gefunden! — Herrlicher Einfall! nun mögen sie kommen, ich kapituliere nicht! — wäre auch eine Schande für einen alten Soldaten. Ha! ich habe Hilfsvolk, zahlreiche bewaffnete Garden!“ —

Er wollte aber seinem Mütterlein jeden Schrecken ersparen und heute zugleich ganz allein im Hause sein, um ungestört die nöthigen Vorkehrungen zur Vertheidigung treffen zu können; darum mußte er unter irgend einem Vorwande die alte Frau bewegen, heute vormittags nach Sperlingsfeld zu ihrer Schwester zu gehen und erst morgen heimzukommen. Es gelang ihm; Mütterchen gieng.

Jetzt war er mit seinen Bienen allein im Hause. Horch! da kommt Trommelgewirbel näher und näher. Er sieht verstohlen durchs Fenster, und auf der 150 Schritte vor seiner Wohnung vorbeiführenden Straße marschirt in stolzer Haltung die Garde nach Simpeldorf. Deutlich konnte er bemerken, wie die Gardisten herüber blickten auf sein Häuschen, und er hörte sie gleichsam sagen: „Im Rückwege kehren wir ein!“ Darauf antwortete er halb laut: „Kommt nur; ihr werdet eine Festung finden und mit Kartätschenhagel empfangen werden.“ —

Hinter der Truppe fuhr ein Munizionswagen, d. h. ein Wagen, worauf ein Faß Krähwinkler Bier und ein Fäßchen Branntwein lagen. Wir lassen alles einstweilen seine Straße ziehen.

Vor Wackers Häuschen befand sich der ganzen Länge nach ein drei Klafter breites Gärtchen mit Zwergbäumen. Mitten hindurch führte eine Thüre zum Haus-Eingang. Diese Thüre sperrte er für heute wohl zu. Links im Gärtchen, gerade vor den zwei Fenstern des Wohnzimmers und zwei Ellen von denselben entfernt, standen ganz frei die Bienenstöcke. Darunter waren zwei Magazinstöcke, oder Stöcke aus Kästchen bestehend, die auf einander gestellt und mit einander verbunden werden. Diese zwei Stöcke wählte der

Feldwebel aus für seinen Plan. Sie zeichneten sich durch Volkreichtum besonders aus. Ihre Bienen lagen noch im untersten Kästchen in einem großen Klumpen beisammen und arbeiteten hier noch emsig am Wachsgebäude; denn es war erst der fünfzehnte Juli und die Tracht noch immer sehr ergiebig. Beiden Stöcken sollten eben leere Kästchen als Untersätze gegeben werden.

Diese zwei Kästchen holte Wacker herbei und bereitete in ihnen eine Art Mechanismus für sein Vorhaben; nämlich: Quer über die beiden oberen Seitenränder des Kästchens, jedoch mehr gegen hinten als vorne, legte er ein fingerdickes Holz, in dessen beide Enden eiserne Stifte als Zapfen eingeschlagen waren, und diese Zapfen versenkte er zugleich in mit dem Messer ausgeschnittene Lagerkerben, so daß sich das Holz wie eine Radwelle um die Zapfen bewegen konnte. Zuvor nagelte er aber über diese Welle in Kreuzform ein zweites Holz, welches vorne gegen die Flugseite drei bis vier Zoll, hinten aber, wo es kürzer vorragte, nur einen starken halben Zoll Breite und im Ganzen nur einen Drittelzoll Dicke hatte. Dieses Holz besaß also Schaufelform, und sein Stiel stand gegen die Rückseite. Zuletzt band er an das Stielende einen Bindfaden fest, bohrte hernach in die Rückwand des Kästchens, nahe unten, wo es aufstand, ein kleines Loch und zog durch dasselbe den Faden von innen nach außen.

Im Stande der Ruhe hieng nun die Schaufel herab auf den Boden, weil sie wegen ihrer Länge und Breite im Verhältnisse zu ihrem kürzeren und leichteren Stiel das Übergewicht hatte; zog man dagegen an der Schnur, so bewegte sie sich aufwärts und mußte, wenn das Kästchen dem vollgebauten Stöcke untergesetzt war, mit Gewalt in den Bienenhaufen hineinschlagen und somit die Bienen aufstören und gewaltig zum Horne reizen.

So vorgerichtet, stellt jetzt der Feldwebel die Kästchen den beiden Stöcken unter. Hierauf bohrt er noch in jeden Fensterrahmen ganz unten ein Loch, verlängert die Schnüre an den Kästchen und zieht erstere durch die Fensterlöcher hinein in das Zimmer und bis hinter den Ofen, wo er sich im Verstecke halten und, wenn die Nothwendigkeit es erheischen sollte, an den Schnüren ziehen will. Von

außen bedeckt er die Schnüre mit den an der Hauswand wuchernden Weinranken.

„Nun ist alles in Bereitschaft!“ sprach er zu sich selbst und rieb sich froh die Hände; — „das Geschütz ist geladen, nur zum Losbrennen; wehe dem, der mir Krieg ankündigt! — Freilich dauert ihr mich, ihr armen Bienen! — ich muß eueren friedlichen Haushalt stören, und Hunderte sterben vielleicht durch den Verlust ihrer Stachel. Aber wer kann es ändern? — der Krieg ist und bleibt einmal ein Übel! Bleiben doch oft genug selbst Tausende von Soldaten auf dem Schlachtfelde! — O schrecklicher Krieg! — Doch der Vertheidigungskrieg in gerechter Sache ist wenigstens ein nothwendiges Übel. Gilt es den Fürsten und das Vaterland, Religion und Menschenwohl, die heiligsten Interessen der Menschheit: dann müssen die treuen Soldaten dafür kämpfen. Auch euer bewaffnetes Heer, ihr Bienlein! fordere ich nur zur gerechten Vertheidigung auf; denn es gilt euern Herrn, sein und euer Vaterhaus!“

„Aber“ — bemerkt er noch — „kann denn sonst kein Unglück aus dem Ganzen entstehen? — Möchte wissen, welches! — Mein Haus liegt abseits und die aufgeregten Bienen, weil es schon Abend sein wird, werden sich bald wieder besänftigen. Auch steht es ja jedem, der den ersten Stich bekommt, frei, sich durch die Flucht vor dem zweiten und dritten zu retten; dieß allein wünsche ich ja auch. Mehrere Stiche auszuhalten, bleibt also lediglich dem Heldenmuth der Gardisten überlassen, und sie, die abgehärteten Männer, werden auch davon nicht sterben!“ —

7. Die Garde=Parade zu Simpeldorf.

Während sich der Feldwebel Wacker zu Hause für jeden Vorfall rüstete und dabei über den Krieg moralisierte, gieng zu Simpeldorf die Vereinigung der dortigen Garde mit der einmarschirten Affenhausner und Speclingsfelder wirklich vor sich. Darauf wurde gemeinschaftlich exerziert und manövert; wobei jede Garde das möglichste that, um den Lorbeer des Ruhmes davon zu tragen.

Die Affenhausner aber soll sich dabei besonders ausgezeichnet haben; wenigstens versicherten dieß später ihre Mitglieder selber.

Leider fiel dabei auch ein kleines Unglück vor. Bei einer General-Decharge nämlich hielt der lange Peter im letzten Gliede (wer weiß, wie es kam, vielleicht im Branntwein=Dusel?) sein Gewehr um ein Bedeutendes zu tief und schoss dem Strohuber im ersten Gliede den Spund gerade hinter's Ohr. Es hätte schlimmer ausfallen können; doch der Blessierte kam mit einiger Blutung und einem starken Kopfsausen und ohne weiteren Schaden davon.

Dass nach einem mehrstündigen Exerzizium, wobei Schweiß in Strömen vergossen und ganze Wolken Staub verschluckt worden waren, die dreifache Garde auch tapfer aß und trank, braucht kaum geflissentlich erwähnt zu werden. Den Affenhausnern besonders mundete Bier und Branntwein so, dass ihr mitgebrachter Borrath in kurzer Zeit erschöpft und die Nothwendigkeit vorhanden war, sich auch zu dem Simpeldorfer Bier zu wenden. — Wie oft eine Garde der andern zugetrunken, und wie oft man dabei die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit habe leben lassen, lässt sich schwer berichten.

Allein im Trunke verliert man sehr leicht die Freiheit, d. h. man verliert den Verstand und wird ein Sklave der Leidenschaft, nämlich der Unmäßigkeit, des Zornes, des Spottes gegen andere. Man hält sich dann gewöhnlich für mehr, für besser, für weiser als andere und verneint so die Gleichheit; man wird auch grob, hart, bissig und lieblos gegen andere und verläugnet dadurch die Nächstenliebe oder Brüderlichkeit.

Auch manche von unseren Affenhausnern sollen sich auf diese Weise im Biernebel versündigt und die ganze Feierlichkeit selber mit einer Kauferei beschlossen haben. Die Nachrichten hievon sind jedoch nicht ganz authentisch, aber so viel weiß man mit Gewissheit, dass unsere Gardisten beim Abmarsche schwer in Reihe und Glied zu bringen waren; dass manche das Kommandowort nicht verstanden und ihre ganze Haltung ein Übergewicht im oberen Stockwerke ganz deutlich erkennen ließ. Der Schuster Lederer hatte aber so tief in den Krug geguckt, dass er darüber den Gebrauch seiner Marschwerkzeuge verlor. Er mit dem blessierten Strohuber mußte

zu den leeren Fässern auf den Wagen gepackt werden, welcher daher beim Heimmarsch aus einem Munizions- ein Marode-Wagen geworden war.

8. Die Katzenmusik.

Bereits neigte sich die Sonne tief zum Untergange, und schon war der größere Theil der fleißigen Bienen von der fetten Weide in die Stöcke heimgekehrt. Schon manchmal hatte unser Feldwebel von der Mitte des Zimmers aus durch die niederen Fenster in der Richtung nach Simpeldorf gelugt, um die heimkommende Garde von weitem zu erspähen und um bei Zeiten seinen Posten einnehmen zu können; allein immer vergebens. Endlich war sie plötzlich da und marschierte gerade aus. „Ha, sie haben sich eines besseren besonnen,“ — dachte er — „und werden den Bubenstreich unterlassen; desto besser für mich und meine Bienen und für sie!“ Aber Wacker täuschte sich. Auf einmal lautete draußen das Kommandowort: „Man wird links abmarschieren!“ und jetzt schritt die Garde, in Kotten abgetheilt, geraden Weges auf sein Häuschen zu und stellte sich in doppelter Reihe hart an dem Gartenzaune auf.

Der Feldwebel sprang schnell hinter den Ofen und nahm die verhängnisvollen Schnüre in die Hand. So lauert die Spinne in ihrem Verstecke und legt die Füße zurecht, um alsogleich die Fäden um den Fang in ihrem Netze schlingen zu können.

Die Katzenmusik hub an. Einige Gardisten klopfen und hacken mit ihren Säbeln an den Staketen und schreien und singen; andere pfeifen und brummen, miauten und bellten, krächten und muhten; und zwischendrein quackte der Schneider Scherlein wie ein Spanferkel und schlug das Kalbsfell dazu. Im Nu waren aus den nächsten Häusern bereitgehaltene Kessel und Becken da, zum Klirren und Rasseln, Geigen zum Scharren und Kratzen und ein ohrenzerreißender Dudelsack.

Bald wurde das Orchester noch vollständiger. Der erste Lärm rief die Dorfhunde herbei; sie stellten sich mitten am Platze auf belfernd und heulend; auch die Haushähne fiengen an zu krähen und

die Gänse und Enten im Dorsteiche zu schnattern und zu schreien. Die Dorfjungen ließen gleichfalls nicht lange auf sich warten. Sie verstanden es trefflich, den Chor zu verstärken, durch Schreien und Pfeifen, Gurgeln und Jodeln. Ja auch das Weibsvolk stellte sich neugierig im Hintergrund auf und füllte die kleinsten Pausen aus mit Schwätzen und Plaudern, Richern und Lachen.

Zum Überflusse treibt just der Dorfhirt die Groß- und Kleinerde ein. Instinktartig stößt auch dieser in's Horn und bläst mitunter den Kuhreigen. Das vorbeigehende Vieh aber glaubte umso mehr thun zu können, was sich hier selber vernünftige Menschen zu thun nicht schämten, und fiel ohneweiters auch in's Konzert ein. Die Schafe blöckten, die Ziegen meckerten, die Schweine grunzten, die Kühe streckten mit einem Muh die langen Hälse herüber, und hinterdrein besorgte, grollend und brüllend wie ein Donnerwetter, der fette Gemeindestier den Baß.

Es war ein Höllenlärm fertig. Im Wohlgefallen darüber wollte die Garde noch weiter gehen. Eben fieng der lange Peter an, Staffeten vom Zaune zu reißen, um in den Garten und bis zur Hausthüre zu gelangen; da war die Geduld des Feldwebels erschöpft. „Jetzt, oder niemals!“ sprach er, und Ruck! Ruck! zog er an der ersten und an der zweiten Schnur und wiederholte noch ein paar Mal das Reißen.

Wie dichter Kartätschenhagel aus den Festungskanonon gegen den anstürmenden Feind, so schoß jetzt ein schwarzer Bienenhagel aus den Stöcken auf die vereinten Musiker; denn die Bienen hielten diese für ihre Ruhestörer und Feinde. Alle Wetter! aus der Katzenmusik war schnell ein allgemeiner Katzenjammer geworden! —

Es schien, als wollten die Bienen den Herrn Hauptmann zuerst salutieren; denn dieser, auf seinem Standorte vor der Gartenthüre, bekam die erste derbe Ladung auf die Kupfernase. Vergebens waren dabei seine freiwilligen Ohrfeigen rechts und links, um die Quälgeister fortzuschleuchen; andere setzten sich fest, stachen ihn in den Nacken und klammerten sich erbittert an das struppige Kopf- und Barthaar. Gebückt und das Gesicht bergend und wie rasend sprang er vor- und rückwärts und zuletzt hinein in die Mannschaft;

stieß dabei den langen Peter um, der in derselben Noth kämpfte und in seinem Falle noch etliche Gardisten mit zu Boden schlug. Kurz, das Zentrum der Garde war vollkommen gesprengt, und der Hauptmann selber nahm fluchend, bei verlorenem Säbel, und ohne daß der Tambour Retraite geschlagen, den ersten Reißaus.

Daß der Herr Lieutenant Michelbauer auf dem rechten Flügel in gleicher Attaque nicht länger aushielt, als der Hauptmann, versteht sich von selbst. Er empfing gleich anfangs etliche Stiche auf die wulstigen Lippen und gebärdete sich darüber wie ein angeschossener Eber. Alles vor sich niederwerfend, arbeitete er sich, ohne Tschako, bis hinter die Fronte durch, bis ihm da der Schleppsäbel zwischen die Beine kam und er auf den Bauch purzelte. In demselben Augenblick wurde er noch von dem Dorfbullen überrannt, den gleichfalls etliche Stiche auf dem feisten Rücken zur unfreiwilligen Eile trieben.

Der linke Flügel hielt um so weniger Stand, als dort der Tambour Scherlein kampierte und mit seiner Trommel die Bienen besonders reizte. Durch die Bewegung der Hände und der Trommelschlägel wüthend gemacht, fielen sie ihm zahlreich auf die Finger und stachen ihn unter die Nägel. Das Schneiderlein schrie laut auf vor Schmerz. Auch auf den Manns-Beinkleidern saß ein Dutzend Bienen und bohrte die Stachel in die schwächtigen Beine. Er sprang darüber ellenhoch, verlor dabei Trommel und Schlägel und suchte endlich ächzend und schreiend ebenfalls sein Heil in der Flucht. Etwas dergleichen war ihm draußen in den Rheinlanden nicht vorgekommen.

Bald war auch die ganze Garde wie verschwunden. Die muthwilligen Dorfbuben fanden gleichfalls keinen Pardon. Heulend kratzten sie sich die Schwarte und Waden und liefen davon, und sogar die Weiber bemühten sich vergebens, die nackten Arme und Gesichter mit ihren Schürzen zu bedecken. Die Frau Bürgermeisterin selbst zupfte sich erst zu Hause ein paar Stachel aus dem Fleische.

Kurz, in einigen Minuten waren sämmtliche vier- und zweibeinigen Musikanten in's Dorf hinein, und das Hilfsheer der Bienen hatte das Schlachtfeld behauptet.

Der Feldwebel, diesmal, weil er die Schlacht leitete, ein Oberfeldherr, schlich nach und nach weiter hinter dem Ofen hervor und sah vom Hintergrunde der Stube aus draußen das Gewühl des Kampfes. Und als er bemerkte, wie alle unter komischen Sprüngen und Kapriolen Fersengeld gaben, wollte er bersten vor Lachen.

Bald befand sich keine Seele mehr vor dem Gärtchen; nur der Säbel des Hauptmannes, der Tschako des Lieutenants, einige Gardemützen und die Trommel bezeichneten den Kampfplatz. Bei eintretender Dämmerung kam endlich der Gemeindediener, mit einer Bienenkappe bewaffnet, um die verlorenen Gegenstände aufzusammeln. Die Bienen hatten sich jedoch schon wieder zur Ruhe begeben.

9. Wie sich die Zeiten und mit ihnen die Menschen ändern.

(Schluss.)

Armer Wacker! diesmal haben dich wohl deine Bienen aus der Klemme gebracht; allein, wie wird es dir ergehen, wenn die Garde ihren Rausch ausgeschlafen und ihre schämliche Niederlage reiflich überlegt haben wird! — wird sie dir nicht doppelte Rache schwören und diese dennoch einmal bei besserer Gelegenheit an dir abfühlen? —

So könnte man hier für den ersten Augenblick denken; jedoch, wider alles Vermuthen nahm das Ereignis einen ganz andern Gang.

Am Tage nach der Garde- und Bienenschlacht gab es in Afsenhausen allenthalben schiefe Gesichter. Am schiefsten stand die Nase des Krämerfrits; denn der überaus hochgeschwollene rechte Backen drückte die Nase, buchstäblich genommen, halblinks. Der Michelbauer, resp. Bürgermeister, konnte gar aus keinem Auge sehen, und seine Oberlippe hieng trutzhahnartig über die Unterlefze herab. Auch die Frau Bürgermeisterin sah doppelt schief darein, theils ebenfalls wegen einer Geschwulst an der Wange, theils aber weil das Uniformbeinkleid des verschwollenen Gemahls auf dem Knie entzweigesprungen oder gar von dem tölpischen Stiere entzwei getreten war. Am meisten war Scherlein Patient. Er hatte in der Nacht ein Messel-

fieber zu überstehen, und in seinen verschwellenen Fingerspitzen brannte es noch fort wie höllisches Feuer. Er gelobte, wenn er nur einmal die Nadel werde wieder fassen können, in seinem Leben keinen Trommelschlägel mehr anzugreifen. Der lange Peter hatte unter dem linken Kinn eine sackähnliche Geschwulst, wie ein Hamster, und über dem rechten Auge eine Schramme, denn er war, als ihn der Hauptmann über den Haufen rannte, auf einen scharfen Stein gefallen. Und so besaßen alle ein kleineres oder größeres Merks! von der Musik her, hielten sich zu Hause und lachten einander aus, wenn sie sich zufällig begegneten. Und also am ersten und zweiten Tage wenigstens nach der Katzenmusik war man nicht geeignet, Zusammenkünfte zu halten und das Geschehene zu besprechen; und so lang nämlich, blieb auch der Feldwebel vor der Rache sicher.

Zudem vermutheten die Gardisten weder jetzt noch späterhin, daß der Feldwebel selbst hinter der fatalen Bienengeschichte gesteckt war. Wie es in manchem Orte der Fall ist, besaß auch nicht einer gehörige Bienenkenntnis, und sie glaubten, ihr bloßes Lärmen habe die Bienen wild gemacht; ja sie beschuldigten sich selbst der Dummheit, indem sie früher an Wackers Bienenstöcke nicht einmal gedacht hatten. Viele meinten auch, der Feldwebel wäre während der Musik gar nicht zu Hause gewesen, weil andere die Garten- und Hofraumthüre den ganzen Tag versperrt und ihn selbst weder über Tags noch während der Musik gesehen hatten. Da sich aber Wacker weislich hütete, ihnen in eigener Person den rechten Aufschluss zu geben, und im Gegentheile sie in ihrer Meinung bestärkte: so zürnten sie mehr über sich selber als über ihn.

Das ganze Garde-Wesen hörte aber bald nach und nach von selbst auf und zwar aus folgenden Ursachen:

1. War die Arnte vor der Thüre und brachte viel nothwendigere Geschäfte.
2. Manche hatten die Garde-Strapazen schon überdrüssig. Das Exercieren und Paradieren gefiel, so lang es neu war und freiwillig geschah; jetzt war es aber gleichsam zur Pflicht geworden, und darum fiel es schon lästig.
3. Die vernünftigeren und besseren Hauswirte kamen zur Ein-

sicht, daß damit nur Zeit und Arbeit versäumt werden und Geld aufgehe. Die Hausfrauen insbesondere merkten, daß ihre Männer, seit sie der Garde angehören, mehr faul, liederlich und roh geworden sind, und boten alles auf, sie von der Gardisterei abzuziehen.

4. Niemand gab mehr weder Bier noch Branntwein der Garde zu vertrinken. Die dabei interessierten Trinklustigen fühlten darum von nun an auch weniger Reiz zu gardieren.

5. Der Wirt schänkte nicht mehr auf Borg. Seine Anschreibetafel nicht allein, sondern auch die Stubenthüre war mit Gardeschulden bedeckt. Die Schuldner sollten bezahlen, konnten oder wollten nicht und blieben deshalb aus. Und wer kam, um zu trinken, jedoch ohne Geld, bekam keine Getränke mehr. Die Wirtsstube stand daher sehr leer, und es fand hier keine allgemeine Garde-Versammlung mehr statt.

6. Die Häusler und Unbefelderten in der Gemeinde überwarfen sich mit den Bauern. Sie verlangten nämlich, auf die vielgepriesene und oftgeschrieene Gleichheit sich fußend, gleichen Antheil von den Gemeinde-Gründen. Endlich:

7. Nach einigen Monaten war die Revolution besiegt, und die Regierung ergriff mit neuer Kraft die Zügel des Volkes. Sie befahl die Auflösung der Nationalgarde und die Ablieferung der Waffen. Da war es aus, gänzlich aus, auch mit der Garde zu Affenhausen.

Überhaupt, der Revolutionsschwindel, der anfangs wie eine ansteckende Seuche selbst manche sonst ruhige und vernünftige Menschen auf einige Augenblicke erfasst und wie im Kreise herumgedreht hatte, fieng bei solchen wieder an, sich zu verlieren, und sie kehrten zurück zur Ordnung und Vernunft. Solche gab es viele unter den Affenhausnern. Diese erinnerten sich nun, was alles der Feldwebel Wacker bei Errichtung der Garde in der ersten Wirts-haus-Versammlung profesezeit hatte und wie wirklich seine Profesezung, besonders hinsichtlich der Garde, in Erfüllung gegangen ist. Weit entfernt also, ihn noch wegen der ausgeschlagenen Exerziermeisterstelle zu hassen, mußten sie ihn vielmehr als einen weisen und erfahrenen Mann erkennen, ihn achten und lieben. Daß dieß

letztere in der That geschah, beweisen die weiteren Begebenheiten, welche noch erwähnt zu werden verdienen.

Dem Friedrich Stechapfel oder Krämerfritz, dessen revolutionäres Treiben der Regierung bekannt geworden war, legte man das Handwerk der Volksrednerei, der Volksverderbung und auch das eines Schriftführers in der Gemeinde. Er wurde unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Michelbauer wurde des Gemeindevorsteheramtes enthoben — wegen Unfähigkeit, und die Gemeinde erhielt den Auftrag, sich einen andern Vorsteher zu wählen.

Und was glaubt man, auf wen fiel die Wahl? — Auf keinen aus dem Branntweinklubb, auch auf keinen aus Michelbauers Anhang; denn die Zeiten hatten sich geändert, und mit ihnen die Menschen; — die Wahl fiel auf niemanden anderen, als auf den verabschiedeten Feldwebel Wacker. Die Einsichtsvolleren in der Gemeinde hatten ihn nicht nur als einen rechtschaffenen Mann kennen gelernt, sondern auch als einen, der, welterfahren und gewandt mit der Feder, dem Ortsvorsteheramte gewachsen und fähig ist, solches auch ohne die Bedienung eines Schriftführers, zum Nutzen der Gemeinde zu verwalten.

Die Bienengeschichte blieb seitdem bei den Affenhausnern im standhaften Andenken. Gar oft lachten nachher ehemalige Gardisten recht herzlich über ihre einstige schämliche Niederlage und Retirade, und über die geschwollenen Gesichter, welche sie damals davongetragen hatten.

Auch Wacker vergißt nie, welchen großen Dienst ihm in dem Revolutionsjahr 1848 seine Bienen geleistet haben. Er pflegt sie seitdem mit besonderer Bienenvaterliebe und will dadurch gleichsam wieder gut machen, was er ihnen damals, im Falle der Nothwehr, durch die bewussten Aufstörmungsmaschinen Wehes und Übles gethan.

Er will aber auch dieses merkwürdige Ereignis noch seinen Kindern und Enkeln zur Kenntniss bringen, damit sie gleichfalls die Bienen desto mehr lieben und um so lieber züchten sollen. Er hat daher in dem alten Hausbuche seines seligen Vaters, aus welchem er die erste Idee zu seiner Vertheidigung gegen die Gardisten schöpfte,

und wo auf einem leeren Blatte am hinteren Deckel sein Geburtstag, der Sterbetag seines Vaters und andere Familien-Ereignisse angemerkt sind, folgende zwei Stellen deutlich notiert und unterstrichen, und mit der Unterschrift seines Namens beglaubigt:

1. Am 15. Juli 1848 haben meine Bienen die Katzenmusik der Affenhausner Nationalgarde auf unliebsame Weise gestört und letztere total auf's Haupt geschlagen.

2. Am 21. November 1849 heiratete ich die ehrsame Jungfer Margaretha Treuhold, des hiesigen Gastwirts Tochter, welche mich vor benannter Katzenmusik noch zeitlich gewarnt und mir dadurch einen großen Liebesdienst erwiesen hat.

Wacker m. p.

verabschiedeter Feldwebel und d. Z.
Ortsvorsteher zu Affenhausen.

Fünftes Hauptstück.

Boltmann's Quodlibet oder Allerlei von den Bienen.

(Gesammelt aus seinen Gesprächen und Schriften.)

1. Bienenschwärmen.

Feuerlärm im Bienenhause!
Oder zieht der Landsturm aus?
Stral bei Stral aus enger Klause
Mit Gebrause, mit Gesause
Stürzt das tolle Volk heraus.

„Unser ist der weite Garten,
„Unser ist die Flur, das Feld;
„Aufbruch weh'n die Reichsstandarten!
„Lass dein munt'res Heer nicht warten,
„Weiser, komm und führ's ir's Feld!“

Und er kommt. Doch ernst, besonnen,
Theilt er nicht des Hausens Wuth.
Wie gewonnen, so zerronnen,
Was die Menge roh begonnen;
Weise zügelt er die Glut.

Soll das Werk den Meister loben,
Muß Verstand im Rathe steh'n;
Schlecht gedeiht ein blindes Toben.
Weiser Anschlag muß von oben
Durch die wilde Masse geh'n.

In erhab'ner Herrscherseele
Wägt er still des Volkes Glück.
Dass er frei das beste wähle,
Winkt er Warnung, ruft Befehle, —
Und die Ordnung kehrt zurück.

Welch' Getümmel dort im Laube!
Welch' ein Drängen, welche Hast!
Bien' an Biene, Schraub' an Schraube,
Hängt der Schwarm in schwarzer Traube
Wunderbar herab am Ast.

Bringt den Korb, benützt die Pause!
Folgt' des Führers Wink und Rath!
Schlägt ihn ein den Schwarm! die Klause
Schließt! — nun fort zum alten Hause! —
Fertig ist der neue Staat. —

2. Italienische Bienen.

Solche unterscheiden sich von unseren deutschen oder böhmischen durch orangefarbene Ringe und lichtere Farbe am Hinterleibe, womit Weisel, Arbeitsbienen und Dronen ausgezeichnet erscheinen. Ihre Erkennbarkeit mitten unter deutschen erleichtert die Forschungen im Gebiete der Bienennatur, und sie werden ohne Zweifel zur Vervollkommnung der Bienenwissenschaft namhaftes beitragen. Zugleich sollen sie früher und häufiger schwärmen, unser kälteres Klima wohl vertragen, in Sommerhitze thätiger, überhaupt fleißiger und genügsamer, dabei gegen Menschen sanfter und weniger stechlustig,

gegen Ihresgleichen aber kampfs- und raublustiger sein, als unsere gewöhnlichen Bienen.

Erst im Februar 1853 kam der erste italienische Stock nach Deutschland, nämlich durch Vermittlung der k. k. Landwirtschaftsgesellschaft in Wien aus Mira bei Venedig nach Karlsmarkt in Preussisch-Schlesien; wo sich von nun an der berühmte Pfarrer Dzierzon die Vermehrung dieser Italiener so angelegen sein ließ, daß er in zwei Jahren bereits Hunderte von jungen fruchtbaren italienischen Königinnen erzeugt und in verschiedene Gegenden Deutschlands das Stück mit zehn Thalern verkauft hat. Eben so hat der geniale Bienenfreund und Bienenforscher Baron von Berlepsch zu Seebach in Thüringen von zwei aus Karlsmarkt bezogenen italienischen Weiseln bereits Hunderte von italienischen Weiseln erzogen.

Leider waren die meisten von den erzeugten und verkauften nur Bastardköniginnen, d. h. solche, die minder schön von Farbe, gemischte Nachkommen, deutsche und italienische Arbeitsbienen und Dronen hervorbringen. Ganz reine zu erzeugen und rein italienische Stöcke rein zu erhalten, ist auch sehr schwierig, indem italienische Königinnen sich beim Befruchtungsausfluge leicht mit unsern deutschen Dronen vermischen.

Anfangs Juni 1854 kam auch nach Böhmen die erste italienische Bienenmajestät, und zwar nach Buschwitz. Der dortige Präsesident des böhmischen Bienenzüchter = Vereins hat sie durch Kauf aus Karlsmarkt erhalten.

Man hofft, erwähnter Schwierigkeit ungeachtet, die deutsche Bienen-Race mittelst der italienischen eben so zu veredeln, wie auch das deutsche Schaf durch kunstgerechte Paarung mit dem spanischen Merinoschaf veredelt worden ist und gegenwärtig selbst edlere Eigenschaften besitzt, als das spanische Original- oder Stammschaf.

3. Bauplan der Bienen.

Ein junges Bienenvolk, so eben eingethan,
Gieng rasch an's Werk, zum Bau die Künstler anzustellen;

Der Eigner stand dabei: „Ihr baut nach schlechtem Plan;
Das Sechseck läßt nicht gut, verfertigt runde Zellen!“
Der Schwarm gehorcht. Doch sieh! Der Waben erste bricht,
Weil schwach der Zellen Band. Erzürnt der Eigner spricht:
„Der Weisel trägt die Schuld; er führe selbst den Keigen;
„Auch soll der Dronen Schar sich minder müßig zeigen.“ —
Nun regt und rührt sich's bunt im regellosen Schwalle;
Doch wie beim Babelthurm, so hier, sie bauen nichts.
Da wirft ein Bienehen sich zum Redner auf für alle,
Verstößt den neuen Plan, und zu dem Bauherrn spricht's:
„Laß uns gewähren, Freund! wir bau'n nach Gottes Plan;
Wer den will meistern, fängt ein Werk der Thorheit
an.“ —

4. Die Dzierzonische Methode oder Bienenzuchtweise.

Der Glanzpunkt derselben ist die eigenthümliche innere Einrichtung der Stöcke, vermöge welcher die Bienen veranlaßt werden, ihre Waben an bewegbare und parallel laufende Stäbe zu befestigen, so daß dieselben ohne Beschädigung aus dem Stocke genommen und auch wieder eingesetzt werden können. Diese Einrichtung gewährt außerordentlich wichtige Vortheile sowohl für die theoretische als praktische Bienenzucht; denn mittelst derselben ist man im Stande, vollkommene Einsicht in den Stock zu nehmen in Betreff des Weisels, des Volkes, der Brut, der Honig- und Blumenstaubvorräthe, des Wachsbaues u. s. w.; und wie aus einem aufgeblättern Buche kann man die Bienennatur in den Blättern des Wachsgebäudes studieren. Zugleich lassen sich bei bemeldeter Einrichtung die meisten Operationen der Bienepflege leichter und zweckmäßiger verrichten, als dieß von jeher der Fall war. Man hat die Bienen in seiner Gewalt; sie müssen dem Willen ihres Pflegers gehorchen, der im Gegentheile sonst oft ihrem Eigensinne nachgeben mußte.

In den wenigen Jahren, seit diese Methode bekannt geworden, ist auch die Bienenzucht weit vorgeedrungen und hat in dem

geheimnisvollen Reiche der Bienennatur manches außer Zweifel gestellt, was seit Jahrtausenden ungewiss geblieben, oder ganz ein Geheimnis war. Weitere Forschungen sind gegenwärtig an der Tagesordnung und werden wohl noch manches Neue von den Bienen enthüllen.

Pf. Dzierzon, der Erfinder dieser Methode, hat sich dadurch um die Fortschritte der Bienenwissenschaft und Bienenzucht ein bleibendes Verdienst erworben. Das Hauptsächliche seiner Methode, wenn auch letztere da und dort einige Abänderung erleidet, wird allenthalben anerkannt und nachgeahmt. So hat schon die zweite Auflage des Bienenbuches „Klaus“ vom J. 1853 die Dzierzon'sche Methode anempfohlen und selbst mehrere Arten neuerfundener Strohkörbe, gleichfalls Dzierzonisch eingerichtet, die bei Holzangel und Holztheuerung hölzerne vertreten können und zur guten Durchwinterung der Bienen vorzüglich geeignet sind, bekannt gemacht; was der Ausbreitung der neuen Methode umsomehr Vorschub leistet.

5. Heilkraft des Bienenstichs.

Neuestens erzählt in der Bienenzeitung ein Herr Kapitzky, dass er durch ein paar Bienenstiche auf dem Augendeckel großen Schmerz, zugleich Müdigkeit und Schläfrigkeit spürte und zu Bette gehen mußte, jedoch nach einer sehr unruhigen Nacht, wo ihn Brennen in den Schläfen und Stechen in den Ohren quälten, und endlich nach einem ruhigen Schlafe sich von seiner zweijährigen Taubheit, die er sich durch Verkühlung zugezogen hatte, plötzlich befreit fühlte.

Hiezu führt der praktische Arzt Dr. Dönhoff noch einen anderen Fall an. „Katharina Wiemann — in Drsoy — schreibt er — litt seit vier Wochen an heftigem Rheumatismus in den Muskeln und sehnigen Ausbreitungen des Kopfes und der Brust. Sie wurde von mir seit vierzehn Tagen mit Senfteigen und spanischen Fliegen gequält, doch ohne Erfolg. Am zehnten Juni fand ich sie munter scheuernd im Vorhause ihrer Wohnung. Auf meine Frage, wie es ihr gehe, antwortete sie, sie sei wieder vollständig hergestellt, sie

habe aber auch einen guten Doktor gehabt — eine Biene habe sie am Halse gestochen; sie habe in Folge davon einen rosenartigen Ausschlag über den ganzen Körper und heftiges Fieber bekommen, so dass sie zu Bette habe gehen müssen. Als sie am folgenden Tage aufgestanden, sei ihr Rheumatismus vollständig verschwunden gewesen, und jetzt nach drei Tagen merke sie von demselben nichts mehr.

Dr. Dönhoff setzt bei: „Ameisensäure wird zwar schon längst von den Ärzten angewandt in der Form des Ameisenspiritus; die konzentrierte Anwendung der Ameisensäure in der Form des Bienenstichs aber (Bienenstich) scheint ein Mittel zu sein, welches mehr leistet. Wenigstens fordern solche Fälle, wie die Heilung einer jahrelangen Taubheit, eines hartnäckigen Rheumatismus durch den Bienenstich, wohl zu Versuchen auf.“

Mehrseitige Wahrnehmungen lehren, dass großes Erschrecken bei Erhaltung eines Bienenstiches zur Vermehrung der darauffolgenden Geschwulst beitrage; so auch, dass durch Gewohnheit beim Bienenstiche Schmerz und Geschwulst nach und nach geringer werden. Man sah mehr als einmal Menschen beim ersten und zweiten Stiche ohnmächtig werden, ein Nesselfieber bekommen, beim dritten und vierten Stiche aber nur noch an starker Geschwulst leiden, fernerhin endlich die Folgen der Stiche nur in geringem Grade empfinden. —

6. Was ist der Bienenstich?

Antwort.

1. Eine Zuckersfabrik im Kleinen, wo ohne Zuckerrohr, Ahornsafte und Runkelrüben, ohne den Schweiß des Plantagen-Sklaven, ohne Dampf- und Pferdekraft, auch ohne Bodenerschöpfung Zucker bereitet wird; denn die Substanz oder der wesentlichste Bestandtheil des Honigs ist Zucker.

2. Eine Wachszieherei im buchstäblichen Sinne des Wortes. Denn obwohl das Wachs in kleinen Theilen auch im Keimel der Obstfrucht und in den Beeren und Blättern des Wachs-

baumes vorkommt; so erzeugt oder zieht doch der Bienenstock das meiste und beste. Die Millionen Kerzen, welche auf den Altären des Allerhöchsten, Ihm zur Ehre lodern, jene, welche in Ballfäden und auf den Tischen der Reichen und Vornehmen flammen, und die Tausende von Zentnern Wachs im Handel und im Gebrauche der Industrie, sie alle sind ursprünglich aus der Wachszieherei des Bienenstockes hervorgegangen.

3. Ein chemisches Laboratorium, d. h. eine Werkstätte der Scheidekunst. Wie in den Retorten oder Destilliergefäßen des Chemikers, so wird in den künstlichen Bienenleibern verschiedenes bereitet, Arznei und Gift, Nahrungsmittel und Handelsware. Die Arznei ist der Honig; dieser wird geläutert in der wohl verstopferten Zelle, das gefährliche Gift aber in der Giftblase sorgfältig aufbewahrt. Nahrungsmittel ist der destillierte Futterast für die Brut, Handelsware aber sind Honig und Wachs.

4. Die großartigste Kleinkinder-Bewar-Anstalt von der Welt. Man kann dieß schon daraus ermessen, daß bei dieser Anstalt nicht selten 60000 Ammen und Wärterinnen angestellt sind. Es ist nicht anders. Denn sämtliche Eier, Larven und Nymphen, die ganze Kleinkinderschaft des Stockes — sind ja Kinder der Bienenkönigin und nur den Arbeitsbienen zur Bewahrung, Erziehung und Versorgung übergeben. Und diese versehen ihre Ammenpflicht in musterhafter Treue und in solcher Mutterliebe, als ob die Pfleglinge ihre eigenen Kinder wären. Endlich

5. eine eigenthümliche Gesellschaft von Botanikern oder Pflanzenkundigen. Botaniker durchstreifen Berg und Thal, Wald und Feld, Garten und Trift der Pflanzen wegen; Bienen thun es auch. Botaniker untersuchen vornehmlich die Blumen und Blüten der Pflanzen; Bienen thun es auch. Botaniker legen sich aber gewöhnlich zu Hause ein Herbarium oder eine Pflanzensammlung an; das thun die Bienen nicht; wohl aber legen sie dafür im Stocke eine Sammlung von süßen Pflanzensäften und Blütenstaub an, und hierin besteht ihre eigenthümliche Botanik.

7. Die Biene und die Hummel.

Hummel.

Immer fleißig, muntre Biene?
Um Verzeihung, daß ich mich erkühne,
Dich zu stören! aber liebes Kind,
Du siehst dir ja die kleinen Anglein blind.
Weißt du nicht, man muß sich auch vergnügen?
Komm, laß deine Arbeit liegen,
Lustig, lustig laß uns sein!
Komm mit mir, es soll dich nicht gereu'n!

Biene.

Meine Arbeit ist für mich Vergnügen,
Weil ich so erzogen bin.
O, um alles möcht' ich nicht so müßig fliegen!
Und was spräche dann auch wohl die Königin?

Hummel.

Ei, die wird's auch gleich erfahren!

Biene.

Kann es doch!

Hummel.

So machst du ihr was weiß!

Biene.

Pfui! Behüte!

Hummel.

Jungfer Fleiß,
Da hat sie nichts zu befahren!

Sie soll mit uns, kurz und gut!
Und wenn sie mir's nicht zu Gefallen thut,
So will ich sie selber, daß sie's weiß,
Bei der Königin verklagen,
Und daß sie herumgeschwärmt, ihr sagen.

Biene.

Wie es dir beliebt! — Muß ich denn auch leiden,
So ist Unschuld meine Trösterin.
Gerne will ich mit ihr leiden,
Und für alle eure Freuden
Geb' ich sie nicht hin.

8. Der Krönungsmantel des französischen Kaisers.

Dessen Purpur ist mit goldgestickten Bienen übersät. Schon Napoleon der Erste hat sich denselben auf solche Weise anfertigen lassen, weil die Biene ein Königs-Symbol ist und als solches schon bei den fränkischen Königen des Merovingischen Stammes galt.

Schon auch der alte römische Geschichtschreiber Ammianus Marcellus schreibt von den uralten Aegyptern: „Die Biene, die honigberreitende, war ihnen das Sinnbild des Königs, andeutend, daß mit der Milde (des Honigs) dem Herrscher auch die strafende Waffe (des Stachels) gegeben sein müsse.“ —

9. Der englische Dichter Shakespeare

liefert in seinem Werke: Heinrich V. Akt. 1. Scene 2. — eine lebendige und sehr poetische Schilderung des Bienenhaushaltes. Das meiste davon ist zwar nicht buchstäblich wahr — wie Dr. Dönhoff in der Bienenzeitung bemerkt — aber der Dichter ist berühmt und die Schilderung interessant. Letztere lautet:

„Sie haben einen König und Beamte
Verschiedner Art: Die einen seh'n wie Rathsherrn
Auf's Recht daheim; Kaufleuten ähnlich, treiben
Die andern auswärts Handel, und noch andre
Geh'n wie Soldaten, ihre Waff' im Stachel;
Die sammtenen Sommerknospen plündern sie
Und tragen ihren Raub in lust'gem Marsch
Nach Haus in ihres Kaisers Hauptgezelt,
Der dann in seiner Hoheit emsig zuschaut,
Wie Maurer singend gold'ne Dächer bauen,
Wie pflichtgetreue Bürger Honig kneten,
Wie sich die armen Lastenträger drängen
Mit schwerer Bürde an der engen Pforte,
Wie mürrisch summend der gestrenge Richter
Ausliefert in des bleichen Henkers Hand
Die gähmend träge Drone. —

Wie viele Pfeile auf verschied'nen Wegen
Ein Ziel erreichen; wie gar viele Wege
In eine Stadt geh'n und gar viele Ströme
Sich in ein Meer ergießen, viele Linien
Hinlaufen g'rade nach dem Mittelpunkt
Der Sonnenuhr: so können tausend Kräfte,
Sind sie einmal im Gang, zu einem Zweck gedeih'n.“

10. Unsinn, Irrthum und Aberglauben.

Schon bei den Griechen und Römern in uralter Zeit gab es Gelehrte, welche die Bienen zum Gegenstande ihres Studiums gemacht haben. So der weise Aristoteles zur Zeit Alexanders des Großen; Aristomachus, der — wie Plinius schreibt — 58 Jahre nichts anderes gethan, und Philiskus, der der Bienen wegen seine Wohnung in Wäldern aufgeschlagen hat. Doch sie kamen in der Bienenwissenschaft nicht weit und hinterließen viel Unwahres, ja fabelhaften Unsinn. So z. B. fabelten die Griechen, alle Bienen hätten ihren Ursprung vom Berge Hymettus in Griechenland, wo

der beste Honig erzeugt wird, und wo der Philosoph Plato als Kind in einer Grotte gefunden wurde, dem die Bienen Honigseim in den Mund getragen haben. Der Glaube, daß Bienen aus dem Nase eines todten Stieres und besonders der Weiser oder König aus dem Gehirne desselben von selbst entstehen, entstammt gleichfalls dem gelehrten Griechenland, und solcher Unsinn wurde von gelehrten Römern, z. B. vom Dichter Virgil, in ihren Schriften nachgebetet.

Solches darf wohl in jener alten Zeit nicht Wunder nehmen; aber desto mehr, wenn noch im J. 1696 zu Nürnberg bei Johann Zieger ein Buch erschien, unter dem Titel: „Kunst- und Werkschule“, wo es im 62. Kapitel des 1. Theiles wörtlich heißt: „Wie aus Kindern Bienen wachsen.“ Das Buch gibt eine umständliche Anweisung zur Ausübung des Kunststückes und lehrt, daß man einen 30 Monat alten Stier von vier jungen Kerlen mit Knitteln breiweich klopfen und todtschlagen, dem Nase dann alle Öffnungen mit eingepechten Tüchern verstopfen, ihm ein Bett von Thymian bereiten und zuletzt das Gemach um und um luftdicht verschließen soll. Nach vier Wochen ist von dem Stiere — heißt es — nichts übrig, als Hörner, Knochen und Haare, und alles andere hat sich in einen Schwarm Bienen verwandelt, die desto schöner erscheinen, je fetter das Kind gewesen ist.

Auch heißt es: Eben so kann man aus einem Pferde Wespen, aus Maulesehn Hummeln, aus Eseln Käfer machen.

Bei Griechen und Römern wurden Bienen bald für Glücks-, bald für Unglücksprofeten gehalten, jenachdem es die Auslegung wollte. Z. B. Dem Pferde des Dionisius, nachdem es durch einen Fluß geschwommen war, legte sich ein Bienenschwarm an die Mähne; und als derselbe einige Tage darauf zum Könige erwählt worden, mußten dieß glückliche Ereignis die Bienen vorbedeutet haben. Im Gegentheile: Vor der Niederlage des Flamminius am Trasimenischen See, so wie vor der unglücklichen Schlacht des Pompejus gegen Cäsar auf den Philippinischen Feldern, hatten sich Bienenschwärme an die Feldzeichen oder Standarten der Besiegten angesetzt und sollen so das darauffolgende Unglück geweissagt haben.

Die Echerkessen in Asien verehren eine Mercenia, welche sie,

ohne zu wissen warum, Gottesgebärerin nennen, als Bienenpatronin und halten ihr ein eigenes Fest. Sie sagen: als einst der Blitz mit einem starken Schläge alle Bienen vernichtete, hat Mercenia eine einzige davon in dem Ärmel ihres Hemdes versteckt und dadurch das Bienengeschlecht gerettet.

Ein helles Licht in der Naturgeschichte der Biene haben erst zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts Swammerdam, Reaumur, und besonders der blinde Naturforscher Huber angezündet; welches Licht aber durch die Forschungen der Neuzeit, bei vervollkommneter Anatomie, Chemie und Mikroskopie, wie auch durch die Einrichtung der Stöcke mit beweglichen Waben und durch Beobachtungen an italienischen Bienen, täglich mehr an Glanz und Herrlichkeit gewinnt.

Dessenungeachtet erscheint noch heute da und dort ein Bienenbüchlein, dessen Verfasser die neuen Fortschritte der Bienenwissenschaft verschlafen hat, und träumt alte Fabeln, z. B. von Arbeitsbienen, die das Wachs im Munde erzeugen, von brütenden Dronen, ja sogar wie weiland Virgil, Shakespeare und andere, von einem Bienenkönig statt einer Königin.

11. Die Spinne und die Biene.

Ein Spinnchen kroch, der Neugier wegen,
In einen Bienenkorb, und als es da
Der Zellen aufgehäuften Segen,
Der Bienen Fleiß und Eintracht sah,
Trat es zu einem Bienchen: „Sage,
Woher kommt eure Harmonie? —
Wir Spinnen weben zwar, doch nie,
Dass es für andre Früchte trage.
Ein jeder baut sein eignes Haus;
Wir rotten selbst uns wüthend aus,
Und inn'rer Krieg ist unsre Plage.“
„Wir, „sprach die Honigsammlerin,
„Wir haben eine Königin.“

12. Welcher Heilige ist der Patron der Bienenfreunde
und Bienenväter?

Mit dieser Frage glaubte jemand in einer Gesellschaft einen anwesenden Geistlichen, der zugleich Bienenzüchter war, in Verlegenheit setzen zu können. Der Gefragte besann sich aber nicht lange und sprach: „Ich verehere als solchen den großen heiligen Erzbischof von Mailand und Kirchenlehrer Ambrosius; denn dieser war selber ein ausgezeichnete Bienenfreund und Bienenvater, im Namen und in der That!“ — Und er mußte jetzt seine Behauptung auch rechtfertigen. Er fuhr also fort: „Schon der Name dieses Heiligen, sowohl der, den er bei seiner Geburt, als auch jener, den er erst später erhielt, deutet auf Bienen hin. Ambrosia nämlich hieß bei den Heiden Götterspeise, insbesondere aber die erste Speise Jupiters, Milch und Honig. Als Kirchenlehrer wurde aber Ambrosius auszeichnungsweise auch der honigfließende Lehrer genannt, seiner schönen und salbungreichen Reden und Schriften wegen. — So viel über seinen Namen. Die That gibt gleiche Rechtfertigung. Als einst, so sagt die heil. Legende, Ambrosius als Kind mitten im Hofe mit offenem Munde schlief, kam ein Bienenschwarm, bedeckte sein Gesicht, und die Bienen flogen eine Zeitlang im Munde aus und ein. Sein Vater sah es und weißagte sich hieraus die künftige Größe seines Sohnes; und der Erfolg bestätigte dieß durch die Beredsamkeit und durch die großen Thaten des Heiligen. Also schon in seiner zartesten Jugend war Ambrosius ein Bienenfreund. — Um nun auch von seinen späteren Thaten zu reden, vergleichen wir die Kirche Mailands mit einem Bienenstocke und ihre Gläubigen mit Bienen, dann erscheint Ambrosius, der Vorsteher dieser Kirche, als ein wahrer geistlicher Bienenvater. Der Vergleich ist passend und läßt sich leicht durchführen. Ein Bienenvater z. B. liebt seine Bienen zärtlich und sorgt vor allem dafür, daß sie einen Schatz von Honig und Wachs im Stocke anlegen; so liebte auch Ambrosius seine geistlichen Bienen, und sein vorzüglichstes Streben in Wort und Schrift, in That und Beispiel gieng dahin, ihnen den Schatz des wahren Glaubens und christlicher Tugend — dieses geistliche

Wachs und Honig — zu verschaffen. Ein Bienenvater erbarmt sich seiner Bienen zur Zeit der Noth, unterstützt sie mit Nahrung und vertheidiget sie gegen Raubbienen und andere Feinde: so erbarmte sich Ambrosius besonders der Armen in seiner Gemeinde, theilte unter sie fein Gold und Silber aus, und schützte aus allen Kräften seine geistlichen Bienen gegen die Anfälle und Verführung der Arianer, Priszillianisten und anderer Ketzer. Ein Bienenvater scheut nicht den Stich erzürnter Bienen, muthig tritt er unter sie und weiß Mittel zu ihrer Besänftigung: so scheute auch Ambrosius nicht die Verfolgung derjenigen, gegen welche er die Rechte seiner Kirche vertheidigte, nicht den Stachel des Zornes eines Tyrannen Maximus, auch nicht die Macht und Gewalt des Kaisers Theodosius, dem er, als dem Mörder der Bürger zu Thessalonich, sogar den Eintritt ins Gotteshaus so lange verweigerte, bis er Buße gethan hatte. — Endlich, ein Bienenvater sucht seinen Bienenstand nicht nur zu erhalten, sondern auch durch Schwärme zu vermehren: so hat auch Ambrosius ganze Schwärme von Irrgläubigen seiner Herde zugeführt, und vorzüglich in dem großen heil. Augustin, den seine Beredsamkeit bekehrte, der Kirche Jesu einen höchst wichtigen, einflussreichen Zuwachs verschafft. Sehet, das alles hat der heil. Ambrosius wie ein Bienenvater gethan; saget, ob wir ihn nicht wenigstens einen geistlichen Bienenvater nennen dürfen? —

Zudem verräth dieser Heilige auch wirkliche Kenntniss der natürlichen Biene: namentlich in seinem Buche von den Jungfrauen, wo er sehr treffend die heil. Maria mit einer Biene vergleicht, indem er schreibt: „Die Biene lebt vom Honigthau, kennt keine Begattung und erzeugt den Honig. Ebenso hat die heil. Jungfrau vom himmlischen Thau, d. i. von der Gnade des heil. Geistes gelebt; sie ist eine Jungfrau geblieben und hat die Süßigkeit des Paradieses (Jesum) erzeugt.“ Das ist doch in der That Bienenvatersprache! —

Wirklich pflegt man auch diesen heil. Kirchenlehrer und Bischof mit einem Bienenkorb zur Seite abzubilden. Und so haben wir an ihm mit Recht einen Patron der Bienenfreunde und Bienenväter.“ —

13. Der gerettete Hungerschwarm.

Voll und schwer war in der Bienenhütte
Jeder Korb und jedes Magazin,
Nur ein Stöckchen, welches spät geschwärmet,
War, beim regsten Streben, nicht gedieh'n;
Dem die holden Honigblümchen waren
Von der heißen Sonnenglut verbrannt.
Blütlos lag die dürre, kahle Haide,
Und die Stöcke blieben auf dem Stand.
Freundlich lockt' im Herbst die Mittagssonne
Alles Volk heraus zum Wonnenspiel,
Alles tanzte summend vor der Hütte
Auf und ab im hohen Lustgefühl.
Schnell erhob mit lauterem Gesäuse
In die Luft ein schwarzes Wölkchen sich;
Senkte sich am grünen Gartenhause
Und umfaßt ein Ästchen, inniglich.
„Vater! Vater! vor der Gartenlaube,“ —
Riefen Fritz und Karl und Ferdinand —
„hängt ein Schwarm wie eine große Traube!“ —
Und ergriffen hastig seine Hand.
„Ach! ein Hungerschwarm, ihr lieben Kinder,
Ist die Traube!“ — sprach der Vater da, —
„Dass der Spätherbst für das Bienenvölkchen
Keine Blumen spendet, wisst ihr ja.“ —
„Ach, die armen Thierchen sollen sterben!“ —
Schreien alle Kinder tiefbewegt, —
„Ja nicht sterben, Vater! laß sie leben!
Und sie werden dann von uns verpflegt.“ —
„D sie würden viel von uns begehren,
Doch im schwersten Korbe trauert noch
Eine Handvoll mutterloser Waisen,
Sie vereinigen, gefällt euch doch?“ —
So der Vater; und die Kinder jauchzten:

„O wie schön! so blühet beider Glück!“
Und das schön vereinte Bienenvölkchen
Pries mit frohem Dank nun sein Geschick.

Welche süße Wonne für den Edlen,
Armen und Verlass'nen beizusteh'n,
Gute Seelen liebend zu vereinen!—
And'rer Wohl wird unser Glück erhöh'n.

Hermes.

14. Grausamkeit.

Markus, Bischof zu Arethusa in Syrien, ein Greis, wurde unter dem abtrünnigen Kaiser Julian von den Heiden seines Glaubens wegen auf das grausamste gemartert. Man schlug ihn, schleifte ihn auf dem Boden, warf ihn in den abscheulichen Abfluss des Urathes und wälzte ihn auf den Gassen herum. Kinder stachen ihn mit ihren Griffeln, und Weiber zogen ihm Nadeln und Fäden durch die Ohren. Zuletzt wurde sein mit Wunden bedeckter Körper mit Fischfett und Honig bestrichen und dann in einer Flechte von Binsen, wie in einem Bienenkorbe hoch aufgehängt, den Wespen und andern Insekten zur Speise. Seine Standhaftigkeit blieb jedoch in der größten Qual aufrecht; ja scherzend sagte er, daß er jetzt, dem Himmel näher, seine Peiniger auf der Erde kriechen sähe, und deutete auf die Wohnungen, welche nach dem Tode seines und ihrer im Jenseits harreten. Sein Heldenmuth blieb Sieger. Im Erstaunen darüber ließen ihn die Heiden los, und viele davon thaten Buße und nahmen aus seinem Munde den ersten Unterricht an in der heil. Religion Jesu.

Stollb. Kircheng. 11. Bb.

15. Die Biene in der Apfelblüte.

Ein arbeitsames Biendchen sanft,
Durchnässt vom Regenschauer,
Von seiner Last gar matt und krank,

Erfüllt mit banger Trauer,
Vom Apfelbaum, von Blatt zu Blatt,
Hinab auf eine Blüte.
„Ach!“ — fleht es bang' — „ich bin so matt,
Birr' mich mit Huld und Güte!“
Sanft sprach die Blüte: „Nur herein,
Ich will dich hold umarmen!“
Und schloss sie, halb sich öffnend, ein,
Voll Mitleid und Erbarmen.
Das Bietchen stärkt' und labte sich
Mit süßem Wohlgefallen
Im Nektarkelch, der Kummer wich
Der Lust in diesen Hallen.
Fort war der Regen, still der Sturm,
Da wollt' es dankvoll scheiden.
„Ach! — seufzt die Blüt', — „ein böser Wurm
Macht meinem Herzen Leiden.“
Das Bietchen sucht' und fand ihn bald;
Schon nagt' er tief am Herzen.
Es zog ihn aus dem Hinterhalt,
Weg waren Leid und Schmerzen.
Bergnügt zog jetzt das Bietchen flugs
Zu seiner lieben Hütte,
Und wo die Blüte saß', erwuchs,
Recht unter seiner Mitte,
Ein Äpfelchen, so voll und rund,
Und von so muntrem Triebe,
Gar würzig süß für jeden Mund.
So lohnet Lieb' um Liebe.

Hermes.

16. Bienen sind ja gute Freunde der Landwirte,
Gärtner und Forstwirte.

Die Biene meint es allen dreien sehr gut. Wenn Millionen
Bienen auf einem Raps- oder Wickenfelde herumschwärmen, so hat

dies noch niemals demselben Nachtheil gebracht, im Gegentheile: die Befruchtung der Blüte wird dadurch nur gefördert, indem die Bienen dabei den männlichen Staub an ihren Leibern auf die weibliche Blüte übertragen. Aus diesem Grunde sehen es auch Gärtner nicht ungern, wenn bisweilen einige Bienen in die Gurken- und Melonenbeete und in die geöffneten Fenster der Orangeriehäuser schlüpfen, und da die wenig bewegten Blüten plündern. Man will auch bemerkt haben, dass in Obstgärten, wenn hier die Baumblüte von den Bienen stark besogen wurde, eine um so reichere Obstärnte erfolgte. Und wenn bei gefallenem Honigthau (Honigtracht), womit zuweilen die Blätter der Feld- und Gartengewächse und Obstbäume überzogen erscheinen, die Bienen denselben auslecken, so kann dieß gleichfalls den Gewächsen nur heilsam sein; indem so einestheils die Poren der Blätter wieder geöffnet werden, anderentheils dem Entstehen unzähliger Blattläuse entgegengearbeitet wird, welche das Verkrüppeln und Verderben der Blätter zur Folge haben.

Nicht minder befördern die Bienen durch Besiegen und Bestäubung der Blüten den Samenansatz im Walde. Vorzüglich nützen sie sehr den Fichten- und Tannenbeständen, jedoch hier auf eine besondere Weise.

Hier lebt nämlich auf den jungen Zweigen ein schädliches Insekt, die Fichtenschildlaus (*Coccus racemosus*), welches aus seinem Leibe einen sehr häufigen süßen Saft ausscheidet, der nach und nach erhärtet und dann einem sich immer weiter verbreitenden Schmarogerpilz Entstehung und Nahrung gibt. Daran kränkeln hernach die Bäume, und man hat Beispiele, dass in Folge dessen die schönsten Fichtenbestände — junge wie alte — abgestorben sind. Diesen süßen Saft nun suchen die Bienen an den Bäumen begierig auf und vermindern wenigstens durch Aufsaugen desselben das Fortwuchern jenes schädlichen Pilzes. Und während sie so dem Walde nützlich werden, sammeln sie zugleich eine außerordentliche Menge Honig und bringen auf dieselbe Weise zugleich sich und ihrem Herrn namhaften Nutzen. Solchen Fichtenhonig ist ein starker Stock im Stande, an einem Tage 8—10 Pfund und noch mehr einzutragen.

17. Die über den Fluß ziehenden Bienen.

Der Winter wich, der Lenz erschien;
Mit kindlich zartem, frischem Grün
Um schmückt' er alle Auen.

Da blüht, umweht von seinem Hauch,
Zuerst der Stachelbeeren-Strauch,
Gar wonniglich zu schauen,

Und an des breiten Flusses Saum
Der hohe Palmen-Weidenbaum,
Mit Kölbchen gelb behangen.

Bald zog der süße Blütenduft
Die muntern Biennen durch die Luft.
Mit freudigem Verlangen

Ward jede Blüt' umarmt, geküßt;
Sie gab, was lange sie vermisst,
Die bang ersohnte Beute.

Wie schmeckt der süßeste Genuss!
Doch bald betrog der böse Fluß
Die kleinen wackern Leute.

Hinüber fuhren sie mit Glück.
Sie waren leicht, doch wie zurück
Mit schwerer Last beladen?

Wie manche Honigträgerin
Vom Wind ergriffen, sank dahin
Mit ihren gelben Waden!

Wer klüger war, vermied den Fluß
Im Sturm, ihm g'nügte der Genuss
Der Stachelbeeren-Blüten,

Bis jeder Strauch und jeder Baum,
Und jede Blum' im weiten Raum
Die Biennen süß bemühten.

Wie lieb' ich die Betriebsamkeit,
Die oft mit süßer Kost erfreut;
Doch mich in's Grab zu stürzen
Bloß um Gewinn, verbeut die Pflicht.
Der edle Mensch darf sorglos nicht
Das Leben sich verkürzen.

Hermes.

18. Der größte Bienenstock in Amerika.

In Amerika sollen die Bienen erst mit den Europäern eingewandert sein. Gegenwärtig befinden sich aber dort außerordentlich viele, und bewohnen im wilden Zustande Felsenklüfte und die hohlen Bäume der Urwälder. Je mehr letztere von den neuen Ansiedlern ausgerottet werden, desto weiter dringen die dadurch vertriebenen Schwärme in die noch bestehende Wildnis vorwärts, so daß aus ihrer vermehrten Ankunft die Indianer oder Ureinwohner auf die Ausbreitung und das Vorrücken der Weißen oder Europäer mit ziemlicher Gewißheit schließen. In einem Reiseberichte über Nordamerika heißt es:

„In Virginien, und zwar in der Grasschaft Wythe, wo ein Zweig des Alleghanygebirges den Namen „Tabacko Row“ führt, hat man an einer steilen, der Südseite zugekehrten und vierzig Fuß hohen Felsenwand, die durch einen Fuß breiten Riß getheilt ist, den größten Bienenstock gefunden, den es wohl in der Welt geben mag. Der ganze Riß ist ringsum mit Bienen angefüllt, die in zwei bis drei Fuß langen Trauben herabhängen. Im Frühjahr ist der Boden oft über einen Fuß hoch mit getödteten Dronen bedeckt, und wenn die Bienen schwärmen, sieht man sie in zahlreichen Scharen von der Größe eines Fasses einherziehen, die, wenn sie sich einander nähern, die Gestalt einer schwarzen Wolke annehmen.“

19. Die Biene und die Taube.

Ein Bietchen fiel in einen Bach;
Dieß sah von oben eine Taube
Und brach ein Blättchen von der Laube
Und warf's ihr zu. Sie schwamm darnach
Und half sich glücklich aus dem Bach'.
Nach kurzer Zeit saß uns're Taube
Zufrieden wieder auf der Laube;
Ein Jäger hatte schon den Hahn auf sie gespannt;
Mein Bietchen kam — pick, stach's ihn in die Hand;
Puff! gieng der Schuss darneben.
Die Taube flog davon. Wem dankte sie ihr Leben?
Erbarm' dich willig andrer Noth;
Du gibst dem Armen heut' dein Brot,
Der Arme kann dir's morgen geben.

Michaelis.

20. Die Bienenjäger in Amerika.

In einem Schreiben aus Jefferson, Staat Wisconsin vom 4. Febr. 1854 (Bienenzeitung) heißt es: „Vierzehn Jahre von jetzt zurück war hier noch keine Ansiedlung von Weißen; damals hauseten die Indianer noch hier. Zu jener Zeit soll es eine solche Masse von wilden Bienenschwärmen gegeben haben, daß es nur wenig Mühe machte, täglich mehrere zu finden. Die Ansiedlung der Amerikaner und namentlich der vielen Bienenjäger hat die Bienenjagd, dieses Lieblingsgeschäft so vieler faulenzender Yankee's (Indianer), so schlecht gemacht, daß sie nicht mehr lohnend ist. Noch jetzt reisen aber einige hier ansässige Bienenjäger jeden Herbst über hundert engl. Meilen weit nach Norden, um Bienen zu jagen, und je nachdem das Jahr gut und die Jagdzeit günstig ist, fällt auch der Gewinn aus. Vor zwei Jahren hatten zwei Bienenjäger in Zeit von vierzehn Tagen vierundzwanzig Zentner Honig gewonnen. — Die Zeit der Bienenjagd ist der Monat September und der Indianer-Sommer — eine acht bis vierzehn

Tage dauernde warme Zeit — im Oktober. Mit einigen Wachstafeln, etwas Anisöhl in einem Gläschen, einem Kästchen und einer Achse gehen die Jäger aus. Wo sie es nun für gut finden, an einem etwas offenen Platze, machen sie Halt, zünden ein kleines Feuer an, verbrennen einige Wachstafeln, bestreichen eine gefüllte Honigtafel mit etwas Anisöhl, um den Geruch zu verstärken, und warten dann, bis Bienen von allenfallsigen benachbarten wilden Bienenschwärmen kommen. Wenn nur erst eine Biene Honig nimmt und nicht in der Richtung nach einem Hausbienenschwarm abfliegt, dann wird der Schwarm in der Regel bald gefunden. Es kommen bald mehrere und zuletzt viele Bienen, der Jäger rückt mit seinem Honig immer weiter nach der Richtung, wohin die Bienen fliegen, und findet, wenn der Schwarm nicht zu weit entfernt ist, denselben in kurzer Zeit. Daraus, ob die erste Biene kurze oder lange Zeit zu ihrem Zurückkommen braucht, wird die Entfernung des Schwarmes berechnet. Ist ein Schwarm gefunden, so wird der Baum meistens sofort gefällt, die Bienen getödtet, und der Honig genommen. In der Regel finden sich dann weitere wilde Bienenschwärme ein, und der Bienenjäger findet diese dann natürlich ohne viele Mühe.“ —

Nach einer andern Beschreibung verbrennt man zuerst auf einem flachen Steine etwas Honig. Hierauf streicht man auf einen andern Stein Honig, um welchen herum Zinnober gestreut wird. Die durch den Honiggeruch herbeigelockten Bienen können jetzt nicht anders zum Honig gelangen, außer dass sie sich zugleich am Leibe roth färben. Sie saugen sich voll Honig und fliegen zurück. Dann wird mittelst einer Magnetnadel die Richtung ihres Fluges beobachtet, den sie immer in einer geraden Linie nehmen. Nicht lange nachher kommen sie mit ihren Kameraden wieder. An der rothen Uniform erkennt man sie, und nach der Uhr kann man die Zeit von ihrem Abzuge bis zu ihrer Wiederkunft bestimmen. Aus diesen beiden Umständen schließt man ungefähr, wie weit sie sind, und wo ihr Aufenthalt ist. Man verfolgt sie hernach mit der Magnetnadel weiter. Je näher man ihrem Aufenthalte kommt, desto mehr untersucht man die Bäume, bis man zuletzt denjenigen findet, wo die Bienen im völligen Alarm aus allen Rissen und Löchern hervorkommen.

Bisweilen verrathen die Bären, wo Bienen haufen. Sie spüren sehr dem Honig nach, und finden ihn durch ihren feinen Geruch. Sie schleichen um solche Bäume herum und benagen sie. Wenn die im Walde umherstreichenden Jäger dieses bemerken, so wird ihnen gewöhnlich nicht allein der ausgewitterte Honig, sondern auch noch das Fell des Bären zu Theil.

Beim Herausnehmen der Waben aus dem gefällten Baume demüthiget man die Bienen durch Rauch und Feuer. Mittelft Löffeln und Jagdmessern nimmt man den Honig, so gut es geschehen kann, aus der Höhlung, das Übriggebliebene bleibt den Bären, Stinkthieren, Beutelratten, Wespen, Fliegen und anderen Insekten überlassen.

21. Der Bär und die Bienen.

In Polen brummt' ein wilder Bär:
„Ihr Bienen, gebt mir den Honig her!
Ich bin so groß und ihr so klein;
Ihr sollt mir wahrhaftig nicht hinderlich sein!“ —

Und eh' die Bienlein sich's versah'n,
So klettert der Bär den Baum hinan.
Er klammert sich fest und brummt und brummt;
Das Bienlein summt, das Bienlein summt.

„Ihr Bienen“, gebt mir den Honig her!
„Es wird nichts daraus, Herr Bär! Herr Bär!“ —
Der Bär steckt schon die Nase hinein:
„Weg da, ihr Bienen, der Honig ist mein!“

Die Bienen stachen frisch d'rauf los:
„Sind wir gleich klein und du bist groß,
Doch soll's deiner Nase gar schlimm ergeh'n,
Läßt du nicht gleich den Bienenstock steh'n!“ —

Der Bär wird böß. Es hilft alles nicht.
Er knurrt und brummt. Das Bienlein sticht.
Wie zuckt's ihn auf Zunge, auf Nase und Ohr!
Er muß entlaufen, der arme Thor.

Die Bienlein jubelten: summm, summm, summm;
Der Bär, der brummte: brumm, brumm, brumm;
Und als er floh, rief's Biendchen ihm zu:
„Soll's dich nicht jucken, laß' and're in Ruh!“ —

22. Der Bärenfang.

In Polen und Rußland fängt man den Bären als Honigdieb auf folgende Weise: Vor dem im Stamme befindlichen Bienenloche hängt man mittelst eines Seiles an irgend einem Aste einen kurzen Klotz dergestalt auf, daß dieser wie ein Hammer knapp vor der Öffnung hängt, durch welche der Bär zum Honig gelangen will. Hat dieser nun den Baum erklettert, so schlägt er den Klotz zurück, um die Schnauze in die Öffnung stecken zu können. Der Klotz kehrt aber in seine vorige Lage zurück und wird vom Bären mit doppelter Heftigkeit zurückgeschlagen. Je stärker dieß geschieht, desto gewaltigere Stöße fallen auf den Bären; bis er meistens betäubt vom Baume stürzt und hier vollends erschlagen wird, oder sich an im Boden eingeschlagenen spitzen Pfählen erspießt. — Man fängt den Bären auch in Fallgruben oder erschießt ihn auf Treibjagden.

Im asiatischen Rußland legt man dem Bären Schlingen in den Weg, an welchen man ein dickes und kurzes aber schweres Stück Holz befestiget hat. Der Bär steckt den Kopf durch die Schlinge und sieht sich gefangen, und um der daran hängenden Last los zu werden, trägt er den Klotz auf einen Hügel hinauf und versucht es, ihn dort abzuwerfen; allein das Holz reißt ihn mit sich fort, und er purzelt den Berg hinunter. Das Thier wiederholt die mühsame Arbeit so oft, bis es endlich wie todt hinfällt und erschlagen wird.

Noch anders geschieht der Fang, besonders in den Uralwäldern, wo die Tungusen und Baschkiren eine Art Waldbienenzucht betreiben, die Bäume in ziemlicher Höhe selber aushöhlen und wieder mit einem Brette verschließen. In diese Höhlungen ziehen hernach wilde Schwärme von selbst hinein. Bei solchen Beuten sucht der Bär besonders gern Bienenvaterstelle zu vertreten. Man verleidet es ihm aber auf folgende Weise. Man hängt vor den Eingang des Stockes ein viereckiges breites Brett an vier Seilen so auf, daß es wie eine Wagschale aussieht, dabei hart an die Eingangsthüre stößt und einstweilen mittelst einer kleinen Stütze — oder sonstigen fallenartigen Vorrichtung festgehalten wird. Wenn nun der Bär den Baum erstiegen hat, so findet er das Ganze für seine Absicht sehr bequem; er setzt sich auf die Wagschale und fängt an, die Thüre zu untersuchen und loszureißen. Darüber fällt jedoch die Stütze ab, oder es wird die sonstige Verbindung zwischen Baum und Wagschale aufgehoben. Nun schnellst letztere ein Stück zurück und der Bär, welcher darauf sitzt, hängt zwischen Himmel und Erde. Jetzt brummt und heult er fürchterlich; aber es hilft nichts; entweder muß er herunterspringen und sich dabei spießen oder zerschmettern, oder er wird heruntergeschossen.

Die gewöhnliche Weise, den Bären zu fangen, ist, einen Topf mit Honig, worunter Branntwein gemischt ist, auf den Weg zu stellen. Der Bär wird davon berauscht und läßt sich hernach ohne viele Mühe fangen.

23. Die Hummel und die Biene.

Dem regen Fleiß in einem Bienenstocke
Sah eine träge Hummel zu.
Ein Biendchen fragte sie: „Was schauest du?“
Die Hummel sprach: „Ihr bildet euch wohl ein,
Daß ich jetzt euern Fleiß beneide
Und euern großen Vorrath? — Nein,
Ermattet von Genuß und Freude,

Bedurft' ich nur, ein wenig auszuruh'n." —

Die Biene sprach: „Das magst du thun!

Jedoch wenn du dich nur nach Ruhe sehntest,

Und dich nicht Neid und Misgunst quält,

Warum, mein lieber Freund! erwähntest

Du denn des Vorraths, der dir fehlt?

Ich glaub', es mangelt dir bei deinen Hochgenüssen,

Was du vergeblich suchst, — die Ruhe im Gewissen.“

Krummacher.

24. Der Honigdachs und der Honigkukuk.

Ersterer lebt am Kap von Honig und Wachs der wilden Bienen, die in den Höhlen der Stachelschweine nisten. Er gibt auf den Flug der heimeilenden Bienen acht, oder folgt auch bloß der Anweisung des Honigkukuks. Sein zottiges Fell mit der starken und beweglichen Haut schützen ihn gegen den Stich der Bienen.

Auch unser einheimische oder gemeine Dachs plündert, wenn er kann, Bienenstöcke. Dieß thun ingleichen Marder, Fuchs, Iltis und Ratten.

Der Honigkukuk (Honiganzeiger) lebt im südlichen Afrika, vom Kap landeinwärts. Er hat die Größe und Gestalt eines Kukuks und seinen Namen von der Fertigkeit, mit welcher er, gleich dem Honigdachs, seine liebste Nahrung aus den Nestern der wilden Bienen zu holen weiß. Er wird hiedurch gleichsam der Anzeiger dieser Bienen und weist dem Menschen ihre Wohnungen an.

25. Der Schmetterling und die Biene.

Es war einmal ein hübsches Ding

Von Farbe und Gestalt,

Ein kleiner hunder Schmetterling,

Erst wenig Stunden alt.

Sein ausgeschweiftes Flügelpaar
War purpurroth und blau;
Gesäumt war es mit Golde gar,
Und er trug's recht zur Schau.

Zu allen Bäumen flog er hin,
Und rief, wie's Märchen spricht,
Den andern zu: „Wie hübsch ich bin!
Bewundert ihr mich nicht?

Gewiß kein Vogel ist so schön,
So liebenswert als ich,
Denn keiner ist — ihr müßt's gesteh'n, —
So aufgeputzt, wie ich!“ —

Hier traf nun auch von ungefähr
Der kleine bunte Mann
Im Klee, von süßem Honig schwer,
Ein munt'res Biendchen an.

„Weg, Biene!“ — schrie er, — „packe dich,
Wie häßlich siehst du aus!“ —
„Thor“, sprach sie lächelnd, — kennst du mich?
Komm erst, und sieh' mein Haus:“

Geschicklichkeit ist wahre Zier,
Und Gutes nur gefällt;
Allein dein Putz, was nützt er dir,
Was nützt er der Welt? —

26. Der Kolibri, Honigsauger, Blumenspecht.

Ein Vogelgeschlecht, welches mit den Bienen den Besuch der Blumen und das Honigsaugen gemein hat. Es besteht aus den kleinsten und schönsten unter allen Vögeln, wovon es beinahe siebzig

Arten gibt. Die Schönheit der Kolibri ist unbeschreiblich groß. Grün, roth, blau und goldgelb sind die Hauptfarben ihres Gefieders.

Die kleinste Art, der Fliegenvogel, hat kaum die Größe einer Hummel und wiegt ausgetrocknet nur gegen dreißig Gran. Sein Nest ist von Baumwolle und hat die Größe einer Wallnuß, und seine Eier sind etwa so groß wie Zuckererbsen. Der gerade röhrenförmige Schnabel hat die Dicke einer starken Nadel, und die Zunge liegt in derselben wie eine Feder. Sie schwärmen wie die Bienen mit einem summenden Geräusch um die Blumen und saugen den Saft derselben ein, der ihre einzige Speise ausmacht. In die größeren Blumenkelche kriechen sie so tief hinein, daß man sie öfters drüber ertappt und fängt. Sonst fliegen sie außerordentlich schnell, so daß man sie kaum sehen kann, und mit gerade ausgebreiteten Flügeln, wie die Bienen. Sie sind sehr streitbar und herzhast und fallen weit größere Vögel an.

Ihr gefährlichster Feind ist die Buschspinne oder Surinamische Spinne. Diese ist faustgroß, fängt den Kolibri in ihren Netzen, oder überfällt ihn im Neste beim Brüten, wo sie entweder den Vogel oder seine Eier ausfaugt. Diesen zarten Kolibri kann man nur fangen, indem man ihn mit Wasser oder Sand beschießt; auf jede andere Art würde er ganz zerstört werden. Einbalsamirt trägt man ihn in Amerika als Ohrgehänge.

27. Die Wasserjungfer (Libelle) und die Bienen.

Im seid'nen Prachtgewande,
Schön goldgrün, zart und fein,
Zog an des Flüsschens Rande
Dahin ein Jungfräulein.

Mit Auglein klar und helle,
Sah hier in stiller Ruh
Das Jungfräulein Libelle
Dem Bienen-Völkchen zu.

Wohl sammelten mit Freuden
Aus Blüten-Kölbelein
Der Ufer-Palmenweiden
Die Biennen Nahrung ein.

Mit regem Eifer strebten
Sie nach dem süßen Raub,
Und an die Füßchen klebten
Sie fest den Blütenstaub.

Aus feinen Kelchlein zogen
Sie reinen Honigsaft,
Und schwer beladen zogen
Sie fort mit aller Kraft.

Das Jungfräulein Libelle
Sprach da gar hold und fein:
„Nie möcht' ich an der Stelle
Von eures gleichen sein!

Wie traget ihr so kräftig,
So mühsam eure Last,
Und pflegt euch so geschäftig,
Dass ihr erlieget fast!

Seht mich, wie leicht ich fliege,
An's Bächleins Ufer hin!
Am Zweig und Halmchen wiege
Ich mich mit heit'rem Sinn!“ —

Mit gar bescheid'ner Miene
Sprach d'rauf so wonniglich,
Im Heimflug eine Biene:
„Das Fräulein irret sich!

Die Arbeit macht Vergnügen
Dem ganzen Bienenheer,
Uns fällt auf unsern Zügen
Die süße Last nicht schwer;

Und schnell entfliehn die Stunden
Bei unverdross'nem Fleiß;
Nie hat dieß der empfunden,
Der nichts von Arbeit weiß.“ —

Hermes.

28. Der Bienenfresser oder Immenwolf.

Solcher (der gemeine) läßt sich zuweilen bei uns in kleinen Scharen sehen. Er ist auf dem Rücken rothbraun, am Bauche und Schwanz grünlich blau, an der Kehle gelb, und hat zwei lange Schwanzfedern. Er gleicht in vielen Stücken dem Eisvogel und macht sein Nest von Moos in Höhlen unter der Erde. Heuschrecken und andere Insekten, vorzüglich aber Bienen und Wespen, sind seine Nahrung. Mit seiner langen Zunge weiß er sie geschickt zu fangen, indem er damit in die Ritzen der Bienenstöcke hineinfährt, und wenn sich die Bienen daraufsetzen, sie schnell einzieht.“ Auf der Insel Kandia fangen die Knaben diese Vögel in der Luft, indem sie Heuschrecken an leichte Angelhaken stecken, welche an Zwirnsfäden befestigt sind. Sie lassen die Heuschrecken flattern, die Bienenfresser schnappen darnach und werden gefangen. Ihr Fleisch ist schmackhaft.

29. Der Schmetterling und die Biene.

„Wär's Wetter schön,“ —
So sprach der Schmetterling, —
„Ich wollte in das Feld
Zu scherzen und zu tändeln gehn.“

„Und ich“ — entgegnete die Biene —
„Sieng an mein Tagewerk
Hinaus ins Grüne,
Wär's Wetter schön!“ —

Der Leichtsinn ist
Zum Spielen gleich bereit;
Die Klugheit braucht
Vernünftig ihre Zeit.

30. Die Biene und die Hummel. Ein Rechnungs-
Exempel.

Eine Biene kam zur Hummel auf Visite, deren Junge eben alle aus den Zellen geschlüpft waren und im Neste herumkrochen. „Vergib!“ — sprach das Hummelweibchen — „kaum kann ich dir einen Platz zum Niederlassen anbieten — vor dem vielen Gewürme. Habt ihr denn zu Hause auch eine so zahlreiche Familie?“ —

„Hahaha!“ — lachte die Biene und zählte das sämtliche Hummelvolk. Dann sagte sie: „Das Drittel von uns im Stöcke beträgt gerade so viele Tausende, als ihr hier Einzelne seid; und das Viertel von euch ist just der zwölftausendste Theil von unserer Menge. Nun, Nachbarin Hummel, rechne es aus, wie stark wir in der Familie sind?“ —

Zugleich fragt sich hier, wie viel sich in ganzen Hummeln im Neste befanden.

31. Trage geduldig ein kleines Unrecht.

Meinen Better Christian
Wagt's ein Biendchen einst zu stechen;
Zornig sprach der kleine Mann:
„Wart nur, wart', ich will mich rächen!“

Drauf brach er mit kühner Hand
Von dem nächsten Busche Reiser,
Schlug und warf mitunter Sand
An der armen Bienen Häuser.

Doch der kleinen Bienen Heer
Ließ die Schmach nicht ungerochen,
Alles fiel ihn an, und er
Wurde jämmerlich zerstochen.

Better, dieß war deine Schuld!
Keinem Menschen darfst du's klagen; —
Lerne künftig in Geduld
Ein geringes Unrecht tragen.

32. Ein Schaden mit Nutzen. Etwas, wozu man
Kreide braucht.

Ein Vater kaufte im Frühjahr einen Bienenstock; denn er, so wie die Mutter und die beiden Kinder Fritz und Therese, hatten an den Bienen große Freude, und man wollte eine Bienenzucht anfangen. Der Stock als Stammstock war schön, kostete aber auch vierzehn Gulden R. M.

Zur Freude aller, besonders der Kinder, gab er im nächsten Juni einen Schwarm. Der Nachbar sah ihn am Baume hängen und sprach über den Zaun herüber: „O ein herrlicher Schwarm! — der ist unter Brüdern zwölf Gulden Konv. Münze wert, denn er ist zeitlich und volkreich, und kann mehr als seinen Nahrungsbedarf für den Winter eintragen.“ Und der Nachbar war ein Sachverständiger.

Darauf sammelte wohl auch noch der Mutterstock fleißig; allein gegen den Herbst hin flog er schwächer und schwächer, und siehe da! am Ende war er weisellos, und mußte gar kassiert werden. „Ach, das ist ein Schaden!“ — jammerte die Mutter —

„Der Stoß hat vierzehn Gulden gekostet, die sind nun verloren!“
Und die Kinder trauerten gleichfalls. — Dann führte hierüber die Familie folgendes Gespräch:

Vater. Nun, nun! gebt euch doch zufrieden bei einer Sache, woran wir nicht Schuld sind, und die einmal nicht zu ändern ist! — Rechnet erst alles zusammen, was noch von dem Vierzehn-Gulden-Stoße übrig bleibt, und dann wird es sich zeigen, wie groß eigentlich der Verlust ist. Friß nimm Kreide und schreibe auf! —

Friß. Wir haben ja den Schwarm; der ist zwölf Gulden wert, sagt der Nachbar.

Vater. Wichtig! und wie viel hat der kassierte Stoß noch Honig beim Läutern gegeben?

Mutter. Keinen Honig sechzehn Pfund, und schlechteren oder Trübhonig vier Pfund. Von ersterem ist das Pfund dreißig Kreuzer, von letzterem fünfzehn Kreuzer wert.

Therese. Und Wachs hat die Mutter gerade vier und ein Viertelpfund ausgelassen.

Vater. Davon kostet das Pfund einen Gulden drei Kreuzer.

Mutter. Nun, wenn alles gerechnet werden soll, so verschweige ich auch nicht, daß ich von dem süßen Spülwasser der Wachsstrebern Essig angesetzt habe. Ich kenne den Honigessig; er ist scharf wie Bieressig, und lieblich von Geschmack. Ich bekomme zwölf Seidel; rechnen wir das Seidel nur zu einem Kreuzer Konv. Münze.

Therese. Ja, dann sind auch noch die Wachsballen! — zehn Stücke; die Mutter hatte mir sie geschenkt, und ich habe beim Verkaufe für das Stück zwei Kreuzer Wiener Währung bekommen. Wozu man doch diese Ballen brauchen mag? —

Vater. Zur Wachsteinwandfabrikation. — Nun sind wir also fertig? —

Friß. Bis auf den leeren Bienenkorb. Den können wir ja wieder für einen Schwarm verwenden! —

Vater. Setz' ihn an mit einem Gulden dreißig Kreuzer; und jetzt mein Sohn! rechne alle Posten zusammen, und sage her-

nach der Mutter, wie großen Schaden uns der Vierzehn-Guldenstock gebracht habe.

Fritz rechnete und Therese half ihm dabei; aber sie brachten durchaus keinen Schaden heraus, sondern sogar einen bedeutenden Nutzen. Fritz wollte das nicht glauben, und Therese meinte immer, er hätte falsch gerechnet. Da sprach zuletzt lachend der Vater: „Eure Rechnung ist ganz richtig; zeigt sie nur der Mutter! Und wie ich sehe, trifft es ein, was mir einmal ein tüchtiger Bienenwatter behaupten wollte, nämlich: mit einem guten Stocke zum Anfange der Zucht, wenn dieser auch theuer ist, kann man nicht leicht etwas einbüßen, selbst wenn er nur ein Jahr dauern sollte; aber bei einem schlechten und wohlfeilen ist das Geld meistens schon beim Ankaufe hinausgeworfen; er braucht viel Futterhonig, trägt wenig ein, weil er kein Volk dazu hat, und stirbt wohl noch obendrein auch schon im ersten Jahre. Sein ganzer Nachlass ist dann ein leeres Nest.

Mutter. Da trifft auch zu, wie man oft zu sagen pflegt: „Selten ein Schaden ohne Nutzen.“

33. Die Biene und die Fliege.

Zur Biene sprach die Fliege:

„Geliebte Biene, sprich,
Was machst du, daß man dich
Auf keinem deiner Züge
Verfolgt und jagt, wie mich?
Vor jeder Hand muß ich
Mein kleines Leben hüten.
Du schwingst dich frei empor,
Holst ungestraft aus Blüten
Den Honigseim hervor.
Mir, streck' ich meinen Rüssel
Nach eines Armen Brod,
Nach eines Reichens Schüssel,

Mir droht sogleich der Tod.
Ich glaube, könnt' ich stechen,
Und mich so scharf wie du
An meinen Feinden rächen,
Man ließe mich in Ruh!" —
„Du irrst“ — versetzt die Biene —
„Was noch weit sich'rer mich
In Schutz nimmt, ist, dass ich
Durch Fleiß den Menschen diene.“

Tiedge.

34. Wo hat die Biene die Nase?

Dr. Dönhoff (Bienenzeitung) hat in neuester Zeit hierüber sinnreiche Versuche angestellt. Er gab Bienen mit abgeschnittenen und andere mit unverletzten Fühlhörnern sammt Honig und einer Königin in eine Art kleinen Käfig zusammen und beobachtete, dass die Bienen Honig und Königin mittelst der Fühlhörner witterten, ohne dass die Fühlhörner beide Gegenstände berührt hatten; mithin ist dieses Wittern eine Sinnesempfindung aus der Ferne, und höchst wahrscheinlich eine Empfindung des Geruches. Denn nähert man ein trockenes Stäbchen den Fühlhörnern einer Biene, so bleiben diese dabei ruhig; strecken sich aber gegen das Stäbchen aus, wenn sich an seiner Spitze einwenig Honig befindet. Von einem mit einer stinkenden Materie bestrichenen Stäbchen wendet sich die Biene also gleich ab, wenn ihre Fühlhörner in seine Nähe kommen. Da sie nun — wie oben gemeldet wurde — auch die Gegenwart des Honigs durch die Fühlhörner empfindet, so lässt sich schließen, dass sie diese Wahrnehmung auf ähnliche Art wie andere Thiere durch den Geruch erlangt. „Nach diesem“ — sagt Dönhoff — „wären also die Fühlhörner als bewegliche Nasen zu betrachten.“ Ähnliches schloss auch schon aus seinen Beobachtungen der Naturforscher Huber.

35. Die Hummel und die Biene.

Unerfättlich, bis zum Überflusse
Schwelgend, tobte fort mit lautem Schall,
Eine Hummel; denn im Überflusse
Fand sie süße Nahrung überall.

Täglich schlürfte sie mit vollen Zügen
Aus dem rothen Nektarkelch, den hold
Ihr die Nessel bot, und im Vergnügen
Taumelnd, glich sie einem Trunkenbold.

Sorglos im Genuss der Lüfte, schwärmte
Sie den ganzen Lenz und Sommer fort,
Trank aus Wollustbechern, schwelgt' und lärmte
Unbesonnen hin von Ort zu Ort.

Und das gute Biendchen flog vergebens
Täglich rastlos hin und her, und fand
Bei dem regsten Fleiße kaum des Lebens
Unterhalt für Haus und Winterstand.

Nur aus flachen Blumenschälchen wusste
Sie den edlen Saft herauszuzieh'n;
Doch bei tiefen Nesselbechern mußte
Sie umsonst ihr Züngelchen bemü'h'n.

Doch, was sie so mühsam sich erlaubte,
Reichte zu für ihre Sparsamkeit;
Aber als der Herbst die Blumen raubte,
Sank die Schwelgerin in bitteres Leid.

36. Kandiszucker.

Eine der nützlichsten Erfindungen neuerer Zeit für die Bienezucht ist die Anwendung des Kandis als wohlfeilstes Bienen-

futter. Man kann damit honigarme Stöcke sehr leicht durch den Winter bringen, wenn man denselben in größeren Stücken oben in das etwas breitere Spundloch legt und solches wieder wohl bedeckt, oder wenn man oben in die Wachswaben ein Lager schneidet, und den Kandis, lose in ein Papier gehüllt, hinein legt. Überhaupt muß man trachten, ihn stets dort anzubringen, wo ihn die Bienen im Winter, ohne den Haufen zu verlassen, erreichen, und wohl umlagern können. Ein bis zwei Pfund reichen für einen schwachen Stock hin. Im Frühjahr sieht man nach, ob mehr erforderlich sei. Die Bienen lösen ihn auf, mittelst ihrer Zungen und des dazu benützten Brodens, der sich am Wachsbau und an den Wänden niederschlägt. Zur Flugzeit holen sie dazu auch Wasser, aus Gräben und Pfützen. Gelber Kandis ist leichter lösbar und daher besser als weißer.

37. Die Biene und der Schmetterling.

„Was schwärmst du doch den ganzen Tag

So flatterhaft umher?

Schon oft dacht' ich darüber nach,

Was wohl die Absicht wär'?

Ich seh' doch nichts hervorgebracht,

Du hast, so viel ich weiß,

Nicht Honig oder Wachs gemacht,

Wie ich durch meinen Fleiß.“

So sprach die Bien' auf einer Nos',

Aus der sie Honig sog,

Zum Schmetterling, der sorgenlos

In ihrer Nähe flog.

„Ich kann,“ so sprach der Schmetterling,

„Nicht rasten und nicht ruh'n;

Vor vieler Arbeit, kleines Ding,

Konnt' ich bis jetzt nichts thun!“ —

Geschäftig ohne Absicht sein,
Und wär' es Lebenslang,
Bringt nicht Gewinn, nicht Freuden ein,
Ist nichts als Müßiggang.
Einst bleibt von deinem Dasein auch
Nicht die geringste Spur;
Denn Kraft und Zeit sind zum Gebrauch;
Der Weise lebet nur.

38. Schießpulver und Schwefeläther.

Als Betäubungsmittel für die Bienen, wenn man sie aus dem Stöcke bringen, oder aus ihrer Mitte den Weisel herausfangen wollte, gebrauchte man sonst den Bovisrauch, oder den Rauch des Bovis- oder Blutschwammes. Die Bienen fallen dabei aus dem Gewirke auf den Boden und sind dabei eine Zeit lang scheinodt. Doch man hält gegenwärtig diesen Rauch für zu giftig und einigermaßen schädlich. Dr. Raven wendet dafür Schießpulver an. Beim Gebrauche macht man aus dem Pulver ein sogenanntes Zischmännchen, das unten einen Zoll Dicke und im ganzen ein einhalb Zoll Höhe hat, und weder zu nass noch zu trocken zubereitet ist. Solches zündet man mittelst eines Streifens Zündschwamm an; dann verschließt man den Stock gut und klopft erst einigemal an denselben, damit die Bienen, bevor der Speiteufel losgeht, etwas auseinander laufen. Hierauf erfolgt das Herabfallen der Bienen. So betäubtes Volk soll sich besonders leicht mit anderen Stöcken vereinigen lassen, wie Pastor Kleine in der Bienenzeitung berichtet.

Dr. Dönhoff hat zu gleichem Zwecke den Schwefeläther angewendet und hierin sehr zweckmäßig gefunden. Er gießt ein bis zwei Drachmen Äther auf ein Stück Badeschwamm, und legt diesen in den wohlverschmierten Stock. Dann klopft er manchmal an den Stock, damit die Bienen leichter herunterfallen. Nach weiläufig fünf Minuten ist die Betäubung geschehen. Nach Eröffnung des Stockes werden die Bienen allmählich wieder lebendig.

Bei Stöcken von Dzierzonischer Einrichtung, wo sich die Waben selbst auseinander geben lassen, können jedoch dergleichen Gewaltmittel meistens ganz entbehrt werden.

39. Fritz und die Biene.

Als jüngst Fritzens kleine Hand
Kleine Blumensträuschen hand,
Stach ein Bienschen sie.
„Ach, wie ich erschrocken bin!“
Sprach er, warf die Blumen hin,
Lief davon und schrie:
„Bienschen, warum stichst du mich?
Fang ich dich, so tödt' ich dich;
Sieh nun bist du mein! —
Aber wie? ich räche mich? —
Thierchen, ich befreie dich;
Süßer ist's verzeih'n.“

40. Der kleine Charlatan. *)

Der kleine Albert sah einmal zur Zeit der Dronenschlacht den Vater vor dem Bienenstande mit der Hand eine fliegende Dronenfangen, und rief: „O Vater! sticht dich denn diese Biene nicht?“ — „Nein, mein Kind!“ entgegnete dieser, „diese Art Biene besitzt ja keinen Stachel.“ Hierauf zeigte er dem Knaben den Unterschied zwischen der waffenlosen Dronen und der bestachelten Arbeitsbiene, indem er ihm von jeder Art eine todte auf die Hand legte.

„Warte,“ dachte Albert, „Schwester Zulchen weiß von den Dronen nichts und glaubt, alle Bienen stechen; dieser will ich einmal

*) Anmerkung. Charlatan, d. i. ein Marktschreier oder Maulmacher.

ein rechtes Kunststück vormachen, und sie soll sich gar sehr darüber verwundern. Wirklich führte er am andern Tage das Mädchen vor das Bienenhaus und sprach: „Kannst du das? Julie! — ich fange eine Biene mit bloßer Hand im Fluge, und sie darf mich nicht stechen, schau her!“ — Hier haschte der kleine Schelm mit der hohlen Hand in die Luft nach einer Drone, aber im nämlichen Augenblicke schrie er auch ein lautes „Weh!“ — er hatte statt der Drone eine Biene gefangen.

Julie lachte nun aus vollem Halse, und Albert mußte dazu weinen. Der Vater hörte das sonderbare Duett, kam herzu, erfuhr das falsche und misglückte Kunststück und sprach, während er dem Knaben den Bienenstachel aus der Hand zog:

„So geht's dem Charlatan;
Mit Lüge fängt er an,
Mit Schande hört er auf,
Und Schaden hat er in den Kauf.
Mein Albert! sieh die Wunde an,
Und — denke künftig d'ran!“

De...

41. Ein Räthsel.

Wie heißt die Monarchie,
Die seit der Schöpfung steht,
Und wo die Dynastie *)
Ihr nie beim Manne seh't?
Und wo nur meistens Amazonen **)
Den hohen Herrscherthron umwohnen? —

*) Anmerkung. Dynastie — so viel als Herrschaft, Herrscher-
geschlecht.

**) Anmerkung. Amazone — ein kriegerisches oder bewaffnetes
Weib.

42. Die Rosen und die Bienen.

Adolf wollte einmal eine Rose pflücken und stach sich an den Dornen, daß er brennende Schmerzen fühlte; ein anderesmal wollte er von einem Bienenstocde Honig naschen, und die Bienen versetzten ihm mehrere sehr schmerzliche Stiche.

„Aber warum,“ sprach er zu seinem Vater, „haben doch die schönen Rosen so spizige Dornen, und die honigreichen Bienen so giftige Stachel?“ —

„Es ist nur zur Erinnerung,“ sprach der Vater, „daß selbst das Schöne und Süße in der Natur den unvorsichtigen Menschenkindern verderblich werden könne. Laß es dir deshalb gesagt sein:

Was schön und süß, hat man wohl gern,
Doch die Gefahr ist niemals fern.“

Ch. Cr.

43. Ein Buchstaben-Räthsel.

Ein Haupt- und Doppelwort

Hat Lettern 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9.

Wo jeder Buchstab steht, an welchem Ort,
Dieß, Leser! merke fein. —

Nimm 3, 2, 4, 5 und 1, 2, 3, 4, 5 davon,

Dann sagen dir zwei Worte schon

Das Einzelne von 1, 2, 3, 4, 5, 6, der Menge,

Und helfen dir aus des Räthfels Enge.

Dann, dieses Einzelne — höre noch mehr!

Bewegt sich auf sechs 1, 3, 2, 4, 5, 6 einher.

Nun bleibt dir übrig: 7, 8, 9;

Was dürste dieses sein? —

Es ist des Müden Freund

Dabei dem Faulen feind.

Das Ganze nennt man ein Logis, ein Haus,

Wo 1, 2, 3, 4, 5, 6 geh'n ein und aus.

De . .

44. Die Honigschüssel und die Fliegen.

Ein Bienenvater setzte eine Schüssel mit geläutertem Honig auf den Tisch und wollte davon seinen Bienen Futter bereiten, mußte sich aber auf einige Minuten davon entfernen. Nach seiner Rückkehr fand er eine Menge Fliegen auf dem Honig. Er fuhr jetzt mit der flachen Hand über die Schüssel hin, um die Näscher fortzujagen; allein, nur jene Fliegen, die am Rande der Schüssel saßen, flogen auf; die dagegen in der Mitte der Schüssel und des Honigs blieben kleben; einige zerrten da vergeblich an den Beinen, andere waren gar schon ertrunken.

Jetzt sprach der Vater zu Sohn und Tochter, die darneben standen: „Kinder! das gibt ein schönes Bild; — ich will es euch erklären. Die Schüssel bedeutet die Erde; der Honig darin die sinnlichen Freuden des Erdenlebens. Die Fliegen sind die Menschen. Meine Hand, die darüber fuhr, ist die Hand Gottes. Die Fliegen, welche bloß am Rande der Schüssel mit Vorsicht den Honig kosteten und augenblicklich davon und in die Höhe flogen, stellen jene Menschen vor, die diese Erdengüter und sinnlichen Freuden mit Maß und Vorsicht, daher weise genießen; solche können sich von denselben auch leicht wieder trennen, wenn die Hand Gottes sie ihnen plötzlich entzieht, und reißen sich auch leicht ganz von der Erde los, wenn diese Hand durch das Rauschen des Todes ihnen den Wink aufwärts gibt zum Himmel. Jene Fliegen dagegen in der Mitte des Honigs, die an den Füßen festgehaltenen und ertrunkenen, gleichen solchen Menschen, die unmäßig und unvernünftig, bei unbezähmter Begierde und im Taumel blinder Leidenschaft sich mitten in den Strudel des Sinnengenusses und der Wollust stürzen. Diese können sich nicht leicht mehr davon trennen, erheben sich auch beim Winke des Todes selten mehr aufwärts zu Gott, und gehen auf diese Weise zeitlich und ewig zu Grunde.“ So sprach der Vater und schloß dann mit dem Zusatz: „Kinder! merkt euch dieses Gleichnis für euer ganzes Leben.“

45. Der Knabe und die Biene.

In eine Blume war ein Bienchen einst gekrochen;
Die Blume pflichte sich ein Kind in einen Strauß
Und trieb mit Ungestüm den kleinen Gast heraus.

„So herrisch?“ — rief das Bienlein zürnend aus, —

„Bermuthlich wardst du nie gestochen?

Du sahst doch wohl, daß ich auf diese Blume flog,

Und ruhig meinen Honig sog!

Denkst du vielleicht, ich sei zu klein,

Dich, kleiner Mensch! zu strafen? Mein!

So klein ich bin, so soll dich's reu'n!“

So sprach die Biene, und im Augenblick

War's auch gescheh'n. Doch ach! ihr Stachel blieb zurück.

D'rum starb sie und erfuhr zu spät, daß, wer gern Rache

An andern übt, sich selber elend mache.

Stein.

46. Der Sperling, die Schwalbe und die Taube.

An dem Giebel eines Hauses saß vor ihrem Schlage eine
Haustaube und hielt ein wenig Mittagsruhe. Gleich darunter am
Gesimse schaute eine Schwalbe aus ihrem Kothneste, und davon
seitwärts unter den Dachschindeln befand sich das Nest eines
Sperlings. Dieser kommt eben angeflogen, streicht sich behaglich am
Holze den Schnabel und schreit: „Ein herrliches Leben, Schwalbe!
unser Sperlingsleben! — Wie erquickend schmecken jetzt die süßen
Kirschen! — Und sind diese vorbei, kommt die milchende Gerste! —
darauf der goldene Weizen! — und ach! hernach sind noch die
köstlichen Weintrauben! — Ich glaube, dein ganzes Schwalbenvolk
hat das ganze Jahr nicht einen einzigen ähnlichen Bissen!“ —

Die Schwalbe horchte und konnte dießmal, trotz ihrer sonst
so geläufigen Zunge vor Neid und Ärger kein Wörtchen antworten.

Sie sann ein Weilchen und flog dann pfeilschnell fort und
hin vor das Bienenhaus. Hier durchkreuzte sie die herumschwär-

menden Bienen, schnappte während diese und jene, bis endlich ihr scharfes Auge auch eine just ausgeslogene Bienenkönigin erblickte. Husch! hatte sie auch diese erhascht, und trug sie nun triumphierenden Fluges heim in ihr Nest. Dort rief sie ihrem Nachbar mit doppelt geschwätziger Zunge zu: „Ein herrliches Leben, Sperling! unser Schwalbenleben! — Was sind deine Kirschchen, deine Gerste dein Weizen, deine Weinbeeren gegen unsere süße Bienekost! — Und sieh her! im Augenblicke speise ich ein königliches Gericht! — eine Bienenkönigin, die Bienenmutter mit vielen Tausenden ihrer zukünftigen Kinder im Leibe! gewissermaßen einen ganzen Bienenstock! — Dein ganzes Spatzenvolk kann sich sicher keines einzigen so vornehmen und kostbaren Bissens rühmen!“ —

„Pfui, schändliche Nachbarschaft!“ — murrte hier laut die ehrliche Taube, und blähte vor Unwillen den Kropf. „Hättest du, diebischer Spatz! erzählt, wie viel du schädliche Raupen an den Obstbäumen getödtet; und du Königsmörderinn! wie viele hundert lästige Fliegen und Mücken du im Hofe und Stalle weggeschnappt hast: man könnte es euch verzeihen, obschon auch Eigenlob stinkt; so aber brüstet ihr euch selbst mit eueren Verbrechen, und dieß stem-
pelt euch zum verabscheuungswürdigsten Gefindel! —

Mit seinen Schandthaten noch pralen, ist der höchste Grad sittlicher Verkommenheit.“ —

De . . .

47. Die bestrafte Bienen.

Bevor die heut'ge Bienenzucht
In Bienenstöcken ward versucht,
Erwählten sich zu ihrem Haus
Die Bienen hohle Bäume aus.
Doch, hatten sie nun Honigseim
Den Sommer durchgetragen heim,
Geschah es oft, daß Räuber kamen,
Und ihnen ihren Vorrath nahmen.

Nicht selten war's ein plumper Bär,
Und stachen sie ihn noch so sehr,
Er schüttelte sich bloß die Ohren,
Der Honig aber blieb verloren.
Und fand nun gar ein Mensch ihr Haus,
So wählt' er sich das Beste aus;
Sie mochten noch so zornig summen,
Er wußte klug sich zu verummnen,
Und trieb mit ihrem Stachel Spott.
Da wagten sie den lieben Gott
Um einen Stachel anzufleh'n,
Dem niemand könne widersteh'n,
Und mit dem, um sich ganz zu rächen,
Sie alles könnten zu Tode stechen.
Doch Rachgier hat von Alters her
Den lieben Gott betrübt recht sehr,
Und darum sprach er zu den Bienen,
Dass künftig jede, die von ihnen
Ein and'res Wesen stechen wolle,
Dafür zur Strafe sterben solle. —
So geht's noch heute allen Bienen;
Wenn sie zu stechen sich erkühnen,
So blüßen sie den Stachel ein,
Und müssen d'rum des Todes sein.

48. Zum Schlusse noch eine kleine Sittenlehre.

Diese würde nach P. Abraham a S. Clara etwa so lauten:
Seid wie die Bienen, nämlich arbeitsam, sparsam, gemeinsinnig,
keusch und wie es überhaupt im zweiten Hauptstücke geheißen hat;
und wiederum: seid nicht wie Bienen, nämlich zornig und rachsüchtig,
sonst schadet ihr, wie die Bienen sich, so euch selber und auch anderen.

Der Zornige ist auf kurze Zeit wahnsinnig, rasend, daher unglücklich;
selig im Gegentheile sind die Sanftmühtigen, wie der Heiland versichert.

Die Rache gehört Gott; die schönste aber ist Verzeihen. Wem fällt hier nicht das Beispiel Jesu ein? —

Sprichwörter hierüber (nach Sailer).

Wer im Zorne handelt, geht im Sturme unter Segel.

Zorn und Reue reichen einander die Hände.

Der Zorn wird nicht alt.

Der Zorn bringt gräuliche Gäste mit sich.

Der tolle Zorn thut mehr Schaden als drei Dreschflegel.

Zeit ist des Zornes Arznei.

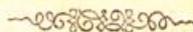
Harren ist des Zornes Gegengift.

Der Rache sind die Hände an das Herz gewachsen (sie ist schnell thätig).

In der Rache wird ein kleines Recht zum großen Unrecht.

Rache bleibt nicht ungerochen.

Feuer muß man mit Wasser, nicht mit Feuer löschen (dem Zorne muß man Sanftmuth entgegensetzen).



Druckfehler im Volkman.

Seite 63, 10.	Zeile von oben	zugleich soll sein: zu sich.
" 76, 3.	" " "	sanken soll sein: sank.
" 131, 9.	" " "	überrascht soll sein: überragt.
" 161, 19.	" " "	auch soll sein: auch hier.
" 177, 17.	" " "	ausreißen soll sein: Ausreißer.
" 181, 6.	" " unten	das in die Höh' Spritzen soll sein: das Indiehöh'espritzen.
" 239, 10.	" " oben	Klozbauten soll sein: Klobenten.
" 249, 5.	" " "	that soll sein: thut.

